Theodor Fontane

Gesammelte Werke

JUBILÄUMSAUSGABE

Zweite Reihe in fünf Bänden

Autobiographische Werke
Briefe

S.F.

LG
F679
1920

Theodor Fontane

Gesammelte Werke

JUBILÄUMSAUSGABE

Zweite Reihe in fünf Bänden

Autobiographische Werke/Briefe

Vierter Band

165818
7/10/21

S. Fischer, Verlag, Berlin
1920

Alle Rechte vorbehalten, besonders das der Übersetzung

Briefe

Inhaltsverzeichnis

Briefe aus den Jahren 1846—1851 11

Briefe aus den Jahren 1852—1854 26

Briefe aus den Jahren 1855—1858 104

Briefe aus den Jahren 1859—1869 205

Briefe aus den Jahren 1870 und 1871 299

Briefe aus den Jahren 1872—1878 341

Briefe aus den Jahren 1879—1881 451

* * *

Briefe aus den Jahren 1846—1851.

Im Jahre 1845 war Th. Fontane in die Schachtsche Apotheke eingetreten; am 8. Dezember hatte er sich verlobt. 1846 hatte er erste patriotische Gedichte veröffentlicht. In den Jahren 1848 und 1849 hatte er den Unterricht in Bethanien erteilt. 1850 war er in die schleswig-holsteinische Armee eingetreten, um alsbald von dem kriegerischen Abenteuer abzustehen, da sich ihm im literarischen Bureau der ministeriellen Presseabteilung eine diätarische Anstellung geboten hatte.

An Friedrich Witte[1]).

1) Berlin, d. 3. Mai 1846.

Ich habe Ahnungen. Das Glück ist mir selten unangemeldet vom Dache gefallen; und wär' es eine Herde Schafe oder ein lächerlicher Trauerzug gewesen, irgendein Umstand wurde mir zur Prophezeiung. Jede Regel hat ihre Ausnahme. Als ich um vier Uhr im Tiergarten schlenderte und lange zweifelhaft zwischen den Reizen eines Sommertunnels und einer Tasse Kaffee in Albrechtshof hin und her wog, ahnte meine Seele noch nicht, daß ich eine halbe Stunde später die Ämter eines

[1]) Als Th. F. Johanni 1845 in die Polnische Apotheke des Medizinalrates Schacht in Berlin in Kondition trat, fand er Friedrich Witte aus Rostock dort als zweiten Lehrling vor. Hier schloß sich eine Freundschaft fürs Leben. Witte starb 1893 als Inhaber einer Fabrik chemischer Präparate. Er war auch Mitglied des deutschen Reichstags (vgl. Bd. 2, S. 358).

Spänexekutors[1]), Protokollführers und Schlüsselbewahrers gleichzeitig bekleiden würde. Der Augenblick meines Eintritts in die Versammlung war auch der meiner Ernennung. Es war ein Privatgeschäft, wobei keine Zustimmung erbeten und keine Opposition geduldet wurde. Man überreichte mir die Schlüssel ohne weiteres Zeremoniell, was mich kränkte, und wies mir meinen Platz an. Ich folgte, und wenn es gestattet ist, einen Platenschen Vers zu verunstalten, so fühl' ich mich zu dem Ausruf gedrungen:

Bei diesem Zeichen von des Tunnels Neigung
Tät' eine bange Wonne mich erfassen,
Wie einen Fürsten bei der Thronbesteigung[2]).

Die Sitzung begann. Cocceji[3]) las das Protokoll; Cook[4]), der, um gegen jeden Angriff gesichert zu sein, mit zwei Mann Bedeckung erschienen war, ward zuerst ins Feuer geführt. Die Sommertunnel sind ihrer Sterilität halber in Verruf. Wenn's draußen blüht und reift, ist's Winter bei uns, und bis auf Bürger[5]), diese immergrüne Tanne, strecken unsre besten Bäume nur kahle Zweige aus. Die Sommermonate sind unsre Wüste, aber sie haben ihre Oasen, und die letzte Sitzung war nahe daran, ein Land Darfur zu werden. Jedenfalls waren sie geeignet, wenn poesiedurstige Wanderer vollauf zu erquicken. Cook las unter der Überschrift: „Der verlorne Sohn" ein treffliches Gedicht[6]). Es war eine tropische Pflanze, aus heißem

[1]) Unter „Spänen" verstand man die im Tunnel zum Vortrag bestimmten Gedichte. (Vgl. Bd. 2, S. 182.)

[2]) Sonett 61 „An Rückert".

[3]) Heinrich v. Mühler der Verfasser des Liedes „Grad' aus dem Wirtshaus komm' ich heraus" und späterer preußischer Kultusminister.

[4]) Chr. Fr. Scherenberg.

[5]) Heinrich Smidt.

[6]) In seiner Schrift über Scherenberg charakterisiert Th. F. (Ges. Werke II, 3, S. 333) dies Gedicht und zitiert einige Strophen.

Hirn und Herzen hervorgegangen. Uns war es ein markiger breitblättriger Palmenbaum, in dessen Schatten wir zuerst uns labten. Cook hatte, wenn schon in etwas andrer Gestalt, bereits vor anderthalb Jahren diese Dichtung vorgetragen, doch bewies das allgemein wiedererwachte Interesse daran die Wahrheit des Ausspruchs: „Die ewige Schönheit ist das ewig Neue." Der Verlauf des Gedichts, das seiner neuesten Form nach aus vier Abteilungen besteht, ist folgender: Ein junges leichtes Blut wird unter Ermahnungen von Vater und Mutter in die Welt geschickt. Ihn langweilt verzeihlicherweise die Vorlesung, und er empfiehlt sich etwas kurz. — Bald sehen wir ihn als einen lockern Gesellen bei Wein und Tanz. „Was kann ich dafür, ich bin noch jung!", so entschuldigt er sein Treiben und schwelgt alsbald in Feinliebchens Armen. — Er ist ein talentvoller Taugenichts und macht Fortschritte. Der Bruder Liederlich wird ein Spieler. „Mein Sang ist der Klang, mein Lieb ist das Gold, va banque!", ruft er und verzehrt das blinkende Gold mit seinen Blicken. Hin ist der Gewinn; was tut's? Unter Tränen schicken die alten Eltern mehr. „Ich nehme die Gelder zum Briefe heraus und lasse die Tränen drin liegen", singt er und zeigt damit, daß er die Brücke vom Leichtsinn zur wahren Verderbtheit des Herzens überschritten hat. Noch einmal faßt er in schrecklicher Erkenntnis seiner selbst sein ganzes Leben zusammen:

Im Sturme, im Sturme wird's durchgebracht,
Das Herz, das Leben, die Liebe!
Wir leben geschwinde, wir Herren der Nacht,
Wir Schwelger, wir Spieler, wir — Diebe!

So ruft er reuelos und tritt uns dann erst in der dritten Abteilung wieder, an Leib und Seele verpfuscht, mehr als ein ohnmächtiger, denn als ein wahrhaft reuiger Sünder entgegen. Die wahre Reue vertraut der Gnade; wenigstens die christliche läßt keine Verzweiflung zu. Von dieser aber

gepackt und getötet, finden wir ihn in dem vierten und letzten Teil des Gedichts hingestreckt auf das Grab seiner Eltern.

Ich habe beim Bericht über ein solches Gedicht ein ähnliches Gefühl wie beim Auflegen oder bei der botanischen Untersuchung einer Rose. Die Übertragung in Prosa entspricht dem Trockenlegen, das Kritisieren und Tadelnwollen dem Zerpflücken der Pflanze. Dem erstern Geschäft, dieser unleugbaren Verhunzung des Gedichts, hab' ich mich unterzogen. Campes[1]) Ausspruch aber gleich nach Cooks erstem Vortrag: „Kinder, ehe ihr anfangt, daran 'rum zu mäkeln, gesteht zuvor, daß es euch prächtig gefallen hat", klingt mir noch zu deutlich im Ohr, als daß ich mich auch auf eine Sektion des Gedichtes einlassen möchte. Das Gedicht ist schön. Ich für mein Teil gehöre nicht zu Cooks unbedingten Lobsprechern. Oft ist er mir zu „wuschig", und trotz eines gelehrten Vortrags, den ich neulich über seine glückliche Verwendung des Numerus statt des Rhythmus anzuhören Gelegenheit hatte, gefallen mir seine Formen nicht immer; — der zweite Teil des uns vorliegenden Gedichtes aber ist meiner innersten Überzeugung nach genial, was ich um jenes obigen Tadels willen mich um so eher gedrungen fühle hier auszusprechen. — Ein einziger Fehler in der dritten Abteilung, eine kleine Charakterverzeichnung, wurde vom Verfasser sofort zugestanden und ausgemerzt. Es ist allerdings ganz undenkbar, daß ein solches impotent gewordenes „mauvais sujet", dessen Zustand Cook durch die vier Worte „nichts drinnen, nichts draußen" ganz unnachahmlich zeichnet, daß ein solcher beim Anblick seiner Vaterstadt ausruft:

> Ich grüße dich,
> Wie's Schifflein grüßt aus Nacht und Sturm,
> Das keine Bergung hat.

„Der verlorne Sohn" wird uns wenigstens vom Verfasser nie als dilettierender Poet vorgestellt, und selbst wenn

[1]) Louis Schneider.

seine Sünden um diese eine reicher gewesen wären, dürfte ihm in seiner damaligen Verfassung jede bilderreiche Sprache vergangen sein. — Das Urteil des Tunnels stellte sich auf: recht gut. — Cook, ermuntert, holte ein zweites Gedicht: „Die drei Wandrer" aus seinen Vorratskammern hervor. Nannt' ich das erste einen prächtigen Palmbaum der Oase, so hat dies zweite guten Anspruch auf den Rang einer tüchtigen Aloe. Dieser Vergleich ist um so passender, als das Gedicht ein gelegenheitliches zu sein scheint, und die Gelegenheitsgedichte blühen meist, wie die Aloe, nur alle hundert Jahre. Der Inhalt ist der: Drei unnütze Gesellen werden vom Meister aus der Werkstatt gejagt. Der eine findet alsbald einen gefüllten Quersack, der andre einen Stecken, der dritte ein Licht. Der Quersacksbesitzer ist ein Gierschlung und ist auf bestem Wege, seine Gefährten hungern zu lassen. Da kommt ein Bär, um sich bei der Mahlzeit des Geizigen zu beteiligen und, wenn es nicht zureichen sollte, die eignen Knochen desselben als Dessert zu verschlingen. Jetzt ruft er den Steckenmann: „Schlage die Bestie tot und nimm dann teil an meinem Mahl" — so schreit er, urplötzlich von seinem Geiz geheilt. Der Bär wird totgeschlagen. Sie schreiten weiter. Inzwischen ist es Nacht geworden. Da erbarmt sich der Mann des Lichtes ihrer, weil sie auf dem Punkt stehen, Hals und Bein zu brechen. So macht das gegenseitige Bedürfnis den Wehr-, Nähr- und Lehrstand zu guten Freunden. Die Idee ist hübsch. Das Urteil stellte sich auf: gut. Eine einzige Bedenklichkeit wurde durch den Verfasser nicht beseitigt. Man wunderte sich nämlich mit Recht, warum er die drei Gesellen „unnütz" genannt habe; es sei das etwas despektierlich von unsern drei Ständen gesprochen. Cook meinte, die Werkstatt des Meisters sei das Paradies, das Unnützsein der Gesellen — der Sündenfall; aber die Sache stimmt nicht recht. Erstlich wurde im Paradies furchtbar gefaulenzt, und man kann es drum keine Werkstatt

nennen. Hinausgejagt wurden aber bekanntlich nur Adam und Eva; selbst die Produktion ihrer drei Söhne stammt aus einer späteren Zeit. Der Anfang des Gedichts bedürfte also wohl einer Änderung. Ich komme noch mit einem andern Bedenken nachgehinkt: in diesem Gedicht ist es die Not, der gegenseitige Vorteil, was die drei Stände gebieterisch zur Eintracht zwingt.

Es mag das wahr sein, aber es ist unpoetisch und läßt uns keine Lichtseite der menschlichen Natur erkennen. Meine Ansichten von der letztern sind wahrlich nicht die höchsten, aber wär' es nicht poetischer, wenn Cook statt der drei Personen drei Familien gewählt hätte, wenn durch den Kriegsmann das Kind des Reichen mit Lebensgefahr gerettet und durch den Reichen das feuerzerstörte kleine Besitztum des Kriegers neu erbaut oder das kranke Weib des weit in den Kampf Gezogenen liebevoll gepflegt worden wäre? Auf die Weise hätte Liebe die Eintracht vermittelt. Die Beispiele, die ich angeführt habe, mögen ungeschickt sein; die Idee wird man nicht ganz verwerfen können.

Cook wurde durch Cocceji abgelöst. Sein „Osterabend" war der erquickende Quell unsrer Oase, und wir tranken dreimal daraus. Was Goethe in der Negation ausspricht, übertrag ich hier ins Positive und rufe mit Freuden aus:

> Ihr werdet immer Herz zum Herzen schaffen,
> Wenn es Euch nur vom Herzen geht.

Die Schönheit des Gedichts besteht in seiner Einfachheit und Wahrheit. Der Segen, der vom Himmel strömt, läßt alle Knospen Blüten werden und erfüllt die Prophezeiung, die als „knospendes Verlangen" in jedem Blütentriebe schlummert. Der Segen strömt vom Himmel — für das Menschenherz nicht minder als für das weite Land ...

Öffne nur dich, Herz, und werde
Wie dem Himmeltau die Erde.
Gott ist da — mit Lichtgebärde
Zieht sein Frühling in dich ein;

das ist die schöne Idee des Gedichts, das einem poetischeren Gesangbuch, als wir aufzuweisen haben, zur Zierde gereichen würde. Gesamturteil: gut.

Eine Rune[1]) brachte uns die „Metamorphose eines Sängerherzens". Das Gedicht war kein tropisches Gewächs und wollte überhaupt nicht recht zur Oase passen. Man hat Beispiele, daß ein Samenkorn hunderte von Meilen durch den Wind fortgetragen und eine nordische Pflanze am Äquator großgezogen wurde. So schien mir dies Gedicht voll deutscher Hyperromantik ein Maiblümchensamen, der in fremdem Lande aufgegangen war. Als Maiblümchen wär' es eine Kuriosität gewesen und hätte Glück bei uns machen können; unter anderm Himmel aber schien es stolz geworden zu sein und wollte sich als Glockenblume zeigen. Hieran scheiterte es. Die Idee der Wiedergeburt eines Dichterherzens in einer Nachtigall ward allgemein ansprechend gefunden — die pathetische, balladenartige Einleitung fand man jedoch unangemessen. Als Lied oder Legende hätt' es sicher gefallen. Es wollte mehr sein und mußte sich um deshalb mit „ziemlich" begnügen.

Zum Schluß nahm Bürger auf dem Mokierstuhl Platz. Wie bring' ich die brandenburgische Flotte in mein Oasenbild? An der afrikanischen Küste hat sie zwar ihre Triumphe gefeiert, aber das Schiff des Kapitäns Raule[2]) befand sich derzeit noch in der Ostsee. Ich helfe mir mit der Fata Morgana. Die

[1]) Name der Gäste im Tunnel. (Vgl. Bd. 2, S. 183).

[2]) Benjamin Raule, an den sich zur Zeit des Großen Kurfürsten die ersten Bestrebungen Brandenburgs knüpften, eine Seemacht zu gründen und eine Handelspolitik im großen Stil zu treiben. 1675 wurde er Direktor des brandenburgischen Seewesens. 1682 trat er mit andern Kaufleuten zu einer afrikanisch-brandenburgischen Gesellschaft zusammen.

Spiegelung zeigt ja zumeist das blaue Meer, und eine Erzählung, die noch nicht im Druck erschienen ist, also noch nicht von all und jedem mit Händen gegriffen werden kann, gleichsam eine Menschenseele vor ihrer Verkörperung, kann wie der Traum vielleicht am besten mit der Fata Morgana verglichen werden. Es waren zwei Bilder: eins auf Deck, das andre in der Kajüte des Kapitäns. Das erste zeigt uns den armen Juden Moses in den Händen der Roheit, das zweite in denen der Habgier. Die Situationen waren anschaulich und lebendig geschildert; die Charaktere, namentlich des Kapitäns Raule und des Hochbootsmanns Niklas v. — der Name ist mir entfallen — scharf ausgeprägt. Beide Kapitel erhielten „gut". Campe, der, obschon sieben Uhr herangekommen war, auf Vorlesung des zweiten Kapitels drang, empfahl sich gleich bei Beginn desselben. Bei solchen Sicherheitsmaßregeln hätt' ich auch gegen ein drittes oder viertes nichts gehabt. So aber muß ich gestehen, daß ich bei einer Einladung zu Tee und Abendbrot durch mein Gefesseltsein als Protokollführer etwas geniert wurde.

Der erforderlichen Geschäftsroutine entbehrend, hab' ich's außer acht gelassen, die Einnahmen des eisernen Fonds zu buchen. Mögen sie meine Erwartungen übertreffen.

An Friedrich Witte.

2) Berlin, d. 1. November 1850.

Mein lieber Fidding Witte.

Ich schreibe Ihnen beim hellen Schein Ihrer Stobwasserschen Lampe, für die ich mich — eingedenk der Talgmöpse, die ich noch vor sechs Wochen brannte — gedrungen fühle, wiederholentlich hiemit meinen Dank auszusprechen.

Ihr Brief — einmal ganz einfach als Brief von Fritz Witten, dann aber auch ganz insbesondere dieser Brief — hat Emilien[1]) und mich aufrichtig erfreut, und nur der Umstand

[1]) Th. F.s Gattin.

Ihrer fast allzu pharmazeutischen Behausung hat, freilich auch noch unter Lachen, ein flüchtiges Bedauern bei uns rege gemacht. Fahren Sie fort, lieber Witte, sich mit gutem Humor in das Unvermeidliche einer pharmazeutischen Schandkneipe (gegen die Eskimohütten Eskuriale sind) zu finden, und — Sie haben gesiegt. Friedrich Wilhelm [1]) sagt (vielleicht mit Bezugnahme auf seine Politik): „Dem Mutigen gehört die Welt"; ich sage — dem Humor. Sie mögen wählen. Vielleicht auch fällt beides zusammen. Ein sogenanntes Gehilfenzimmer und sein Kamschatkaklima mit Mut ertragen, heißt humoristisch sein.

Nun aber wollen Sie wohl erfahren, wie's dem jungen Ehepaare geht. Nun, bis jetzt liegt kein Grund zur Klage vor. Die Wohnung ist reizend, das tägliche Brot erscheint, gut zubereitet, als „Gemüse und Fleisch" auf dem zweigedeckten Tisch. Die Betten (nichts Unerhebliches im Ehestande, wie Sie gehört haben werden) sind mit Hilfe von Matratzen und Sprungfedern so bequem wie möglich. An Ruhe fehlt es nicht und an Arbeit auch nicht (dieser letztere Satz bezieht sich auf mein Leben im allgemeinen und nicht etwa auf die Betten), so daß ich — da sich das lachende Gesicht meiner Frau nur selten in Schmollfalten legt — ein undankbarer Esel sein müßte, wenn ich nicht voll Freude und Zufriedenheit sein wollte. Dann und wann beschleicht mich die ängstliche Frage: „Wie aber, wenn es mit deiner Lektorschaft [2]) plötzlich ein Ende nimmt?" Doch hat ein bescheiden Stück Selbstvertrauen noch immer Kraft genug gehabt, der Frage mit einer tröstlichen Antwort zu begegnen. Denken Sie sich, daß ich jetzt eine wahre Wut habe, Zeitungsredakteur zu werden! Ich schreibe jetzt gar nicht für politische Zeitschriften, aber nicht etwa, weil ich keine Neigung dafür hätte, sondern umgekehrt, weil mir für das Übermaß der Nei-

[1]) Friedrich Wilhelm IV.
[2]) Im Literarischen Kabinett des Ministeriums.

gung der Kampfplatz, der Spielraum fehlt. Zum Korrespondenzartikelfabrikanten bin ich verdorben. Dies Neuigkeitsaufpicken und in drei Zeilen citissime Weiterschaffen mag recht verdienstlich (in doppelter Bedeutung) sein, mir aber kommt es ein bißchen wie unter meiner Würde vor. Es scheint mir auch dieser Klatsch mehr für alte Weiber als für Männer gemacht. Mit einem Wort, ich will kein Neuigkeitskrämer, sondern ein Mensch von Meinung und Urteil sein. In einem Moment gleich dem jetzigen an der Spitze eines einflußreichen Blattes stehn, heißt an der Spitze einer Armee stehn. Nun noch ein paar Worte über meine Gedichte[1]). Sie werden jetzt gebunden; in drei bis vier Tagen sind Exemplare da. Vielleicht schließ' ich diesem Brief noch ein Pflicht- und Freundschaftsteil für Fritz Witten bei — wo nicht, so werd' ich Sorge tragen, daß auf Buchhändlerwegen mein neuestes klassisches Werk in Ihre Hände gelangt. Auf den Erfolg bin ich sehr gespannt. Mein Verleger tut immer, wie wenn eine zweite Auflage so sicher wie Amen in der Kirche sei, was mich mitunter geradezu in Verlegenheit setzt. Daß sie hier und da Anklang finden werden, glaub' ich selber. — In den „Blättern für literarische Unterhaltung" (Nr. 179 oder 197)[2]) soll sich eine hübsche und ausführliche Kritik Scherenbergs, Lepels und Fontanes befinden. Ich habe sie noch nicht gelesen. Vielleicht machen auch Sie auf jene Blattnummer Jagd, da ich Ihr Interesse an solcher Besprechung voraussetze. Paul Heyses „Francesca von Rimini" wird seit heute ausgegeben; lesen Sie's (es verlohnt sich), und schreiben Sie mir möglichst aus-

[1]) Die erste Ausgabe von Th. F.s Gedichten. Berlin, Carl Reimarus, 1851.

[2]) Es ist die Nr. 197 vom 17. August 1850. Der anonyme Artikel führt die Überschrift „Literarische Mitteilungen aus Berlin". Von Th. F.s Werken bespricht der Verfasser das Gedicht „Von der schönen Rosamunde" (Dessau 1850) und die acht Preußenlieder „Männer und Helden" (Berlin 1850), beide sehr anerkennend.

führlich Ihr Urteil. — Ihnen rat' ich jetzt, gar nicht zu schreiben. Sie sind noch jung und haben Zeit vollauf zu Ruhm und Unsterblichkeit. — Leben Sie wohl, mein lieber Witte, stecken Sie das gebührende Quantum Grüße von Emilien und mir ein, und lassen Sie bald mal wieder von sich hören. Wie immer Ihr Th. Fontane

An Friedrich Witte.

3) Berlin, d. 19. März 1851.

Mein lieber Witte.

Ohne mich bei billigen Betrachtungen darüber aufzuhalten, daß heute der 19. März[1]) sei, und mit strengster Vermeidung aller Parallelen, die heute gewiß hunderttausendfach gezogen werden, geh' ich gleich zum Inhalt Ihres letzten Briefes über und leiste der Sicherheit wegen vorweg das Gelübde, heute mit keiner Silbe unsrer Politika Erwähnung zu tun.

Als anständiger Mensch sprech' ich zunächst von Ihnen selbst. Zu meiner großen Freude hab' ich aus Ihren letzten Zeilen ersehen, daß es mit dem Aachener Leben allgemach anfängt besser zu gehen. Sie haben ganz richtige Wege zur Geselligkeit eingeschlagen, und nur die herzerquickende Langweiligkeit des Familienlebens wird Ihnen möglicherweise auch für den Rest Ihrer Verbannung verschlossen bleiben. Im Sommer läßt sich das übrigens ertragen, und ein Buchfink auf den Zweigen, eine kühlende Flußwelle, die sich beim Baden an unsern erhitzten Leib schmiegt, berühren uns fast ebenso wundersam traulich, wie ein brünetter Backfisch am Klavier oder der verstohlene Kuß einer liebebedürftigen, sehr herzensstarken, aber sehr — geistesschwachen Blondine. Wenn man dann, wie ich, erst Dreißig auf dem Rücken hat, so ist einem der Buchfink sogar lieber — er ist anspruchsloser und geniert einen weniger.

[1]) Vgl. Bd. 2, S. 401 ff.

Da wir hier gerade die Familiengemütlichkeit beim Wickel haben, so kann ich Ihnen, gleich zu Anfang meines Briefes, mit einem Plane kommen, den Emilie und ich neulich ausgeheckt haben. Wie wär' es, wenn Sie bei Ihrer Rückkehr nach Berlin bei uns Quartier nähmen? Wir beziehen zu Michaeli eine bei weitem geräumigere Wohnung und würden bei Wahl derselben auf Friedrich Witte gebührende Rücksicht nehmen, wenn wir wüßten: er will sein Heil bei uns versuchen. Sie würden, je nachdem Sie sich für ein einziges Zimmer oder für Stube und Kammer erklärten, fünf bis sieben Taler zu zahlen haben. Mittagbrot würde mit höchstens fünf Silbergroschen, Abendbrot ohngefähr mit der Hälfte berechnet werden. Überlegen Sie sich die Sache und genieren Sie sich vor allen Dingen keinen Augenblick, mit Bestimmtheit zu erklären: bester Freund, ich dank' Ihnen! Zweierlei könnte Sie vielleicht stutzig machen. Zunächst die Furcht, durch die unmittelbare und andauernde Nähe eines Stücks Poetentum, geheißen Theodor Fontane, in Ihren wissenschaftlichen Arbeiten gestört zu werden. Darauf hab' ich zu erwidern, daß ich die Möglichkeit einer unbeabsichtigten Ansteckung, einer Verführung wider Willen, nicht in Zweifel ziehn kann, weiß aber mit Sicherheit, daß an wohlüberlegtes Propagandamachen von meiner Seite nie gedacht werden wird. Sie werden mir überhaupt das Zeugnis ausstellen müssen, daß Sie zu allen Zeiten vor der Kirke „Poesie" mehr gewarnt, als Ihnen zauberhafte Schilderungen von dem Leben bei ihr entworfen habe. Ein zweiter Punkt ist der Geldpunkt. Sie wissen, daß ich über Krösusschätze nicht eben verfüge, und es wäre sehr leicht möglich, daß ich eines schönen Tages vor Fritz Witte erschiene und dem Unglücklichen entgegendonnerte: la bourse ou la vie! Fritz Witte würde sich meiner Verzweiflung und meines Herzens erbarmen und sich ausbeuteln lassen bis auf den letzten Kreuzer. Diese Szene — Gott gebe, daß sie bloß zu Ihrer Erlustigung

auf dem Papiere steht und stehenbleibt — könnte sich allerdings mal ereignen. In diesem Fall aber geb' ich Ihnen zu bedenken, daß Sie der Gefahr einer Überrumpelung durch mich auch dann nicht entgehen würden, wenn Sie in der Kugel hoch oben auf dem Sophienkirchturm Ihre Wohnung aufschlagen wollten. — Genug davon! Ich sehe Ihren Erklärungen mit nächstem entgegen.

Sie wollen meine Meinung über „Amaranth" wissen. Das Buch ist im höchsten Grade widerwärtig und in der Poesie dasselbe, was die Leitartikel der Kreuzzeitung in der Prosa sind — herzloses, gemachtes, kokettes Christentum. Ich wüßte nicht, was mich seit lange unter literarischen Arbeiten in dem Maße angewidert hätte, wie diese Christentumsfratze mit Namen Amaranth. Ritter Walter hat dreimal die Laune, seiner Braut etwas zu versagen. Die Braut (trotz ihres Atheismus viel besser geartet als der frommtuende Ritter) ist vernünftig genug, sich an die Launen ihres Zukünftigen nicht zu kehren und setzt ihre Laune der seinigen gegenüber. Herr Redwitz, wie ein Pascha oder ein Urteutone, der sein Weib als Sklavin ansah und gelegentlich sie verspielte, hat die unerhörte Frechheit (unter manchem anderm) auch daraus den Schluß zu ziehen, Ghismonda tauge nichts, sei unwürdig solchen Mannes. Allerdings ist ein stolzes, sinnliches, hochfahrendes, glaubensloses Weib, wie diese Ghismonda, kein Prachtexemplar von christlicher Ehefrau, aber es ist unaussprechlich albern, uns die Verwerflichkeit dieser Person daran zu zeigen, daß sie auf zwei oder drei ganz kindische Launen des total versimpelten oder widerwärtig arroganten Walter nicht eingehen will. Wahrhaft abscheulich aber ist es von diesem edlen, ritterlichen und faustdick mit Christentum bekleisterten Herrn, wenn er seine Braut, deren Pantheismus ihm seit lange kein Geheimnis mehr ist, bis an den Altar schleppt, um dort durch einen Theatercoup herauszukriegen, was er seit lange weiß. Ihm war schon

vorher zehnfach Gelegenheit gegeben, das Verhältnis in aller Stille zu brechen. Die Dame seiner Wahl aber auf diese Weise, wahrlich schlimmer als durch einen Fußtritt, sich vom Halse zu schaffen, heißt dem Effekt alle Wahrheit opfern und läßt den gepriesenen Ritter Walter in meinen Augen als einen Lumpenkerl erscheinen, der hinten aufgezählt kriegen müßte. Es ist eine schöne Sache um ein demütiges, reines und frommes Frauenherz, aber nach der Pfeife des Herrn Walter hätte auch die Anspruchsloseste nicht getanzt. Es ist unwürdig für ein Weib, jeder Paschalaune zu gehorchen.

Wenn ich in vorstehendem gegen den Kern des gefeierten Gedichts voll wahrer Wut losgezogen bin, so kann ich doch nicht umhin, Einzelheiten der Dichtung und manch ersichtliches Streben des Verfassers voll Wärme anzuerkennen. Er exzelliert in der Schilderung und beherrscht die Form. Gleich der Anfang des zweiten Abschnitts, wo er in wahrhaft klassischen Ottaven das Lombardenfest bei der Ghismonda schildert, ist ein Meistergesang. Aber einmal erhebt er sich im weitern Verlauf der Dichtung selten bis zu dieser Höhe, andrerseits merkt man an ähnlichen, nur stark verblaßten Schilderungen, die jener ersten folgen, daß er nicht reich im Innern ist und schon bei dieser einen Schöpfung mit seiner Schöpferkraft nicht ausreichte und sich selbst kopieren mußte. — Noch eins hab' ich zum Lobe hervorzuheben: die Fabel der ganzen Dichtung, das allernackteste Gerippe derselben ist meiner Meinung nach — eben um seiner Einfachheit willen — vortrefflich. Ein Ritter findet ein demütig Christenkind und liebt es, zieht aber weiter, um sie zu freien, die nach Elternwunsch und -willen ihm Braut ist. Er findet sie und — verliert sie, weil sie alles ist und alles hat, nur das nicht, was den Mann allein beglücken kann — ein weiblich Gemüt, ein frommes, reines, liebevolles Herz. Er kehrt zurück, und Amaranth wird sein. Dieser Stoff, von einem richtigen Poeten

statt von einem talentvollen Mucker bearbeitet, hätte Wunder wirken müssen.

Beifolgend mein „Tag von Hemmingstedt". Ich bin teils mit der Arbeit, teils mit ihrem Erfolge zufrieden. Der König z. B. hat sich mit außergewöhnlich warmer Anerkennung darüber geäußert. Paul Heyse, zum Teil auch Kugler, bilden eine schwache Tunnelminorität, die, bei Überschätzung des Machwerks (des Technischen, Formellen), den Kern und Inhalt unterschätzen. Sie meinen, es sei kein eigentliches Kunstwerk, sondern nur die meisterhafte Behandlung eines Stücks alter Chronik. — Ich bin darüber sehr ruhig. Paul Heyse nämlich muß tadeln, und wenn er nichts andres finden kann, so heißt das Ganze eine „alte Chronik". Selbst wenn er recht hätte, läge meinem Ermessen nach kein Tadel drin. Es fragt sich immer, wie die Chronik war, und wie die Bearbeitung ist. — Daß dies Versmaß für derartige Stoffe trefflich ist, werden Sie mir zugeben. Namentlich beseitigt meine Art der Behandlung jede Spur von Monotonie. Ich wollte ein Epos „Barbarossa" in solchen Strophen schreiben, bin aber von dem Stoff ganz zurückgekommen. Es ist mir durchaus nicht möglich, mich für den alten Rotbart zu begeistern. Alle meine Sympathien sind auf Seite der Gegner. Er war ein Stück Haynau[1]) und verfuhr mit Mailand wie dieser mit Brescia. Die lombardischen Städte hatten damals so gewiß recht, wie sie noch heute recht haben. Für Barbarossa mit Wärme eintreten, hieße die gegenwärtige österreichische Politik mittelbar billigen oder gar verherrlichen. Es ist aber ein schöner Zug der Neuzeit, daß man von dem Papierrecht nicht mehr viel wissen und das ewige an seine Stelle setzen will. — Adieu! Der Ihrige Th. Fontane

[1]) Freiherr v. Haynau (1853—1876), österreichischer General, der sich im Kriege mit Italien 1848—1849 hervortat und bei der Eroberung Brescias mit blutiger Strenge verfuhr, so daß er den Beinamen „Hyäne von Brescia" erhielt.

Briefe aus dem Jahre 1852.

Zwischen der Hochzeit Fontanes im Oktober 1850, mit deren Erwähnung er sein Buch „Von Zwanzig bis Dreißig“ schließt, und seinem ersten längeren Aufenthalt in London, dem diese Briefe entstammen, liegt ein Zeitraum von $1^1/_2$ Jahren. Nachdem seine erste, durch W. v. Merckel vermittelte Beschäftigung bei der Preßabteilung des preußischen Ministeriums durch den Rücktritt Merckels von der Leitung des amtlichen „literarischen Bureaus“ schon nach kurzer Zeit zu Ende gelangt war, hatte Fontane sich zunächst wiederum als freier Schriftsteller durchgeschlagen, bald aber aufs neue Anschluß an die nunmehr von Dr. Rhyno Quehl geleitete Presse des Ministeriums Manteuffel gefunden, deren damalige Organe die „Preußische Zeitung“ und „Die Zeit“ waren. Als Angestellter dieser Blätter war er im Frühjahr 1852 zum Studium englischer Verhältnisse auf unbestimmte Zeit nach London beurlaubt worden. Eine Auswahl seiner von dort gelieferten feuilletonistischen Arbeiten ist später von ihm in dem Buche „Ein Sommer in London“ (neu aufgelegt i. J. 1900 als Abteilung von „Aus England und Schottland“) gesammelt und selbständig veröffentlicht worden.

An Emilie Fontane.

4) Aachen, d. 6. April 1852.

Meine liebe Frau.

Seit gestern mittag 2 Uhr bin ich hier. Die Reise bis Köln ist eigentlich langweilig oder richtiger, die Art des Reisens ist es. Um sich darüber hinwegzusetzen, daß man an einer Fülle von interessanten Dingen vorbeifliegt, oder um lediglich die Schnelligkeit des Fortkommens zu preisen, dazu geht es doch noch nicht schnell genug. Man hat das Gefühl: nichts gesehn und sich strapaziert zu haben, wogegen man früher von seinen Reisestrapazen wenigstens eine Ausbeute hatte und in künftigen Zeiten notwendig dahin kommen muß, wenn auch nichts zu sehn, so doch wenigstens nicht gequält zu werden.

Meine Reisegesellschaft war außergewöhnlich gut: drei Leute, mit denen sich reden ließ; dennoch macht' ich von diesem ihrem Talent wenig Gebrauch, weil ich immer mehr dahinter komme, daß der bloße „gebildete Mensch“, wenn er sonst

nichts hat, eigentlich zu den ledernsten Geschöpfen Gottes zählt. Von jeder alten Bauernfrau, deren Friesrock 120 Falten schlägt und deren Plattdeutsch man ebensowenig versteht wie den Baustil ihres Kopfputzes, hat unsereins mehr Ausbeute.

Am meisten erquickte mich noch die Fahrt durch Westfalen. Es war Sonntag. Schönes, klares Wetter, geputzte, rotbäckige Menschen am Wege und auf den Bahnhöfen; der Himmel lachte und die Menschen auch. Es war sehr reizend, und ich dachte mir, mit welcher Herzensfreude muß der König durch solche gesegneten Lande fahren, wo selbst das Leblose tausend Geschichten von Glück und Zufriedenheit erzählt und die ganze Landschaft zu einem aufschaut wie ein Auge voll Liebe. Solch Anblick geht viel über Ehrenpforten und weißgekleidete Jungfrauen.

Um 9 Uhr abends war ich in Köln. Die Stadt ist scheußlich, der Dom das Herrlichste, Großartigste, was ich überhaupt je gesehn. Vom Dome ins Hotel. Es ist so, wie hundert andere. Beefsteaks, Kellner, abgerissene Klingel — alles wie bei uns zu Lande; nur von dem Bett muß ich Dir eine Beschreibung machen. Das Gestell groß, hoch und von einer Solidität der Bauart, als sollten sechs Brautpaare wie König Gunther und Brunhilde ihr Beilager darin halten; dazu ein Deckbett von der Größe eines mäßigen Oreillers, so daß ich mich gezwungen sah, Schlafrock und Mantel als Hilfstruppen heranzuziehen. Sehr interessant war auch das Watercloset: es ist sehr eng darin, und die Wand vor einem befindet sich so nahe, daß man sie mit der Nasenspitze berühren kann. Diese zudringliche Nähe war von talentvollen jungen Malern, die sonst wohl die Mauern und Wände der Häuser mit gewissen mehr riesigen als naturgetreuen Abbildungen auszustaffieren pflegen, zu ähnlichen Kunstleistungen benutzt worden, die teils aus Bleistiftzeichnungen, teils aus dauerhaften tiefen Gravierungen bestanden.

Mitten unter diesen lauteren Schöpfungen der Phantasie und Laune befand sich, wie ein Professor im Bordell, die bekannte Figur des pythagoreischen Lehrsatzes, die mich vor Zeiten auf der Quartanerbank immer sehr traurig gestimmt, heute aber mein hellstes Lachen zur Folge hatte.

Hier habe ich bei Onkel Fritz[1]) und seiner Familie einen Empfang gefunden, der an Herzlichkeit noch Eure Erwartungen, geschweige denn die meinigen übertraf.

Nun noch ein paar Worte mit und zu Dir, mein liebes, süßes Herz. Wenn dieser Brief keine Liebes- und Sehnsuchtsversicherungen enthält, so suche die Gründe nicht anders, als wo sie liegen. Ich darf ehrlich behaupten, daß ich vielfach in Worten und immer in Gedanken um Dich und unsern lieben kleinen Jungen[2]) bin. Des Morgens beim Baden bin ich immer bei Euch, und selbst nachts, wenn ich aufwache, seh' ich Mine in bekannter Attitüde an dem Dreihandtücherplatz, wie sie sich quält, den schlafenden kleinen Fontane zu einer munteren Fontäne zu machen. Küsse mir das Kind und die gute Alte recht herzlich, Du aber schreibe recht bald Deinem

Theodor

An Emilie Fontane.

5) Aachen, d. 12. April 1852.

Meine liebe Mila.

Schon gestern wollt' ich Deinen lieben Brief beantworten; ein Osterkirchgang und hinterher ein paar Besuche ließen mich indes nicht dazu kommen. Was Deinen Brief angeht, so kann ich Dir nichts Besseres darüber sagen, als daß die Briefe

---

[1]) Fritz Labry, damals Forstmeister bei der Kgl. Regierung in Aachen, ein Bruder von Fontanes Mutter.

[2]) George Fontane, geboren 14. August 1851, gestorben als Kgl. Hauptmann und Militärlehrer an der Haupt-Kadettenanstalt zu Lichterfelde 24. September 1887.

der Frau mir doch noch über die der Braut gehn, und Du weißt, daß ich auch die letzteren nie unterschätzt habe.

Seit meinem ersten Schreiben habe ich viel gehört und gesehn; in der Stadt selbst hab' ich das Rathaus und den Dom genauer in Augenschein genommen, beide zum Teil aus der Zeit Karls des Großen herrührend. Im großen ganzen wird mit dem ollen Kaiser hier ein lächerlicher Mißbrauch getrieben: in jedem alten Pfuhl oder Weiher soll er gebadet, auf jedem großen Feldstein gesessen, unter jeder verkrüppelten Eiche geschlafen haben. Es wundert mich fast, daß man die berühmten Schwefelwasserstoffquellen hierselbst nicht dadurch erklärt, daß man sie „mit den Blähungen Karls des Großen gesättigtes Quellwasser" nennt. Der gotische, seit kurzem wieder hergestellte, große Rathaussaal, in dem 36 Kaiser gekrönt worden sind, ist von einer außerordentlichen Schönheit und interessierte mich mehr als der achteckige Kuppelbau des Domes, den ich gestern während des Hochamts in Muße betrachten konnte.

Die Umgebung Aachens ist recht hübsch — „schön" wäre zuviel gesagt. Die Stadt liegt in einem Talkessel, mäßig hohe Hügel umgeben sie von allen Seiten. Von einigen der höchsten Punkte aus genießt man einen reizenden Umblick, und sowohl die Stadt diesseits wie die weite und reiche Landschaft jenseits des Hügelringes gewährt eine Fülle wechselnder, aber immer lieblicher Bilder. Die Landschaft jenseits der Berge hat die allergrößte Ähnlichkeit mit unserm Oderbruch, wenn man vom Selower Berge aus, bei günstiger Beleuchtung, in das Tiefland hineinblickt.

Nun ein Wort über den Katholizismus. Ich verschließe mich nicht gegen das Großartige seiner Organisation, nicht gegen die Herrscherweisheit, die aus seinen Institutionen spricht, nicht gegen die Hoheit und Heiligkeit gewisser Schöpfungen und ihrer Grundprinzipien; ich gebe auch zu, daß aus dem

Albernsten und Abgeschmacktesten immer noch ein Teilchen schöner, heiliger Ernst — sei's auch nur mit der Nasenspitze — hervorguckt. Aber das Ganze, wie's daliegt, ist doch nur eine große Volksverdummungs-, im günstigsten Falle eine klug eingerichtete Volksbeherrschungsanstalt und hat nur deshalb ein Recht zu sein, weil die große Masse zu allen Zeiten dumm und unselbständig gewesen ist und der Katholizismus aus diesem Grunde sich schmeicheln darf, „einem tiefgefühlten Bedürfnis gründlich abzuhelfen". Der Glanz- und Höhepunkt des Ganzen ist für mich die künstlerische Seite — worunter ich die Pracht der Kirchen und Dome, die Meisterwerke der Malerei an den Wänden und das oft Bezaubernde der geistlichen Musik verstehe. Von dem Moment ab, wo der Klerus aufmarschiert und teils mit alten, mumienhaften, teils mit fanatisch-brutalen, am meisten aber mit stupiden, langweiligen und selbst gelangweilten Gesichtern seine Litaneien herunterplärrt, ist alle Illusion gestört, und die Seele atmet erst wieder auf, wenn der betäubende Weihrauchduft hinter ihr liegt und Gottes Sonne auf offener Straße lacht und grüßt. Summa Summarum: Der Protestantismus kann einpacken — ich habe den festen Glauben, daß die Menschheit auch mit ihm nicht abschließen, auch ihn überwinden wird — aber gegen den Katholizismus gehalten, muß er unser Freund und unsre ganze Liebe sein; denn wir, die wir ein Stück himmlischer Freiheit gekostet haben, können nur in ihm oder doch durch ihn das finden, was wir gebrauchen.

Am Donnerstag geht es weiter nach Belgien, wo ich fünf Tage verweilen will, und dann ohne Verzug nach London.

Küsse nur unsern lieben kleinen Jungen recht, recht herzlich. Der herzlichste Kuß aber ist für Dich, mein liebes, gutes Herz. Dein

Theodor

6) Brüssel, d. 17. April 1852.

Meine liebe, arme Herzensfrau.

Vorgestern früh verließ ich Aachen. Das erste, was wir im Kupee hörten, waren französische Worte. „Pas pleurer!“ rief ein blaukittliger Wallone, der mit seinen rußigen Eisenarbeiterhänden unaufhörlich bemüht war, sein blasses, weinendes Kind zu beschwichtigen. — Wir kamen nach Verviers; Douaniers durchwühlten meinen Koffer, fünf Minuten lang war ich in scheußlicher Gefahr, meine eignen, neu gebundenen Werke hoch versteuern zu müssen. Mein Französisch litt Schiffbruch; dumm und verlegen stand ich da — endlich klang eine leidliche Grobheit von den beschnauzbarteten Lippen, und ich war blamiert, aber — gerettet. „Pas pleurer!“ dacht' ich, und weiter ging es nach Lüttich. Lüttich — wenn es noch keinen Beinamen hat — würd' ich die Leierkastenstadt nennen; überall Lahme und Blinde und rechts und links flötentönige Sehnsuchtswalzer. Es war sehr heimatlich, und mit dem Gedanken an die Heimat kam ein flüchtiges Heimweh; mais „pas pleurer!“ dacht' ich, und weiter ging es nach Löwen. Im Hotel de la Cour de Mons ist gutes Nachtquartier; erquickt stand ich auf und sah durchs offene Fenster zum blauen, lachenden Himmel hinauf und dann hinab in den grünen, lachenden Garten. Eine junge Frau in niederländischer Tracht, ihr Morgenhäubchen kokett auf dem Kopfe balancierend, stand unter einem blühenden Aprikosenbaum und lachte ihren bärtigen, rotbäckigen Hausherrn an, der ihr mit der Hand, streichelnd und schmeichelnd, über den krausen Scheitel fuhr. Ich sah's — mais „pas pleurer!“, und weiter ging es nach Brüssel. Das Kupee war ein Nationenkongreß: deutsch, niederländisch, französisch, englisch klang es mal hier, mal dort, aber ich hatte wenig Ohr dafür; ich sah ein freundliches, unserm kleinen George in Wahrheit ähnliches Kind an, das auf dem Schoß der Bonne

schlief, — ich dachte dies und das, mais „pas pleurer!“ — Heute früh erhielt ich Deinen lieben Brief (für den ich Dir danke, soviel Schweres er auch enthielt) und setzte mich auf eine sonnenbeschienene Bank des Parks, um Deine lieben, traurigen Zeilen durchzulesen. Ich las und weinte; mais „pas pleurer!“ klang mir's wieder im Ohr, und ich atmete auf und schritt weiter.

Mein liebes, armes Herz, was soll ich Dir für Trost sagen! Ich habe selber nicht viel, und Du weißt, ich kann nichts sprechen und schreiben, was mir nicht von Herzen geht. Ich kann Dir nur zurufen, was ich Dir schon so oft zugerufen habe: „Laß uns mit Ergebung tragen, was der Himmel über uns verhängt.“ Wir sind beide nicht vom christlichen Märtyrergeschlecht und werden es schwerlich zur Freudigkeit des Leidens bringen, aber laß uns wenigstens Fassung darin finden, daß wir nichts andres tragen, als was uns bestimmt ist und von Anfang an bestimmt war. Übrigens sollst Du nicht alles ohne mich durchmachen: entweder — und das gebe Gott — hab' ich die große Freude, Dich schon im Sommer zu mir zu rufen, oder ich verlasse London zu Ende August und steh' Dir in der schweren Zeit, so gut ich's kann, zur Seite. Vorläufig ist mir Deine Reise nach Liegnitz ein großer Trost. Du wirst da manches tun und hören müssen, was Dir nicht gefällt; im großen ganzen aber wird man Dir mit wahrer, herzlicher Liebe begegnen und das bleibt auf die Dauer doch das beste.

Daß Du mal wieder mit der Menschheit zürnst und mir schreibst: „keine Katze habe sich um Dich gekümmert“, scheint mir ungerecht zu sein. Ich glaube, wir haben beide den Fehler: von den Menschen mehr zu verlangen, als wir verlangen dürfen, und namentlich mehr, als wir ihnen bieten. Wir haben diesen Fehler nicht von Natur, aber durch die Umstände und Verhältnisse, die uns gereizt und als Folge davon ungerecht gemacht haben. Dir wird die Zeit jetzt lang. Als Du

schriebst, waren erst elf Tage vergangen, und wie oft haben wir wochenlang allein gesessen! Wer hat mich besucht, als ich Ende vorigen Jahres krank und niedergeschlagen die Tage abwickelte?! Die Menschen lieben nur das Glück, den Glanz und die lachenden Gesichter, und zuletzt: wer will es ihnen verargen?!

Über meine Reiseerlebnisse und das Hundertfache, was ich in Lüttich, Löwen und Brüssel gesehen und bewundert habe, kann ich mich heut nicht auslassen, mein Brief würde sonst endlos werden; man reist ohnehin, um zu sehn, und nicht, um zu schreiben. Zwei Briefe kosten einen Tag, und ein Tag kostet viel Geld. Nur mit einzelnen Bemerkungen, die sich mir aufgedrängt haben, will ich nicht zurückhalten. Es ist mindestens ein Fingerzeig, daß die mittelalterliche Kunst und Kultur nirgends herrlicher geblüht hat als in den Bürgerrepubliken der lombardischen und flandrischen Städte, die trotz kaiserlicher Oberhoheit wirkliche Republiken waren und selbst den Arm und die Macht eines Barbarossa oder fünften Karl nicht scheuten, wenn es galt, für ihr Recht und ihre Freiheit einzustehn. Wie sind wir zurückgekommen! Das waren die noblen Tage der Selbstregierung, wonach wir jetzt schreien und wozu wir nicht mehr und nicht weniger mitbringen als — nichts. Die Bürger von damals dachten und taten alles selbst; für unsre feisten Bourgeois muß gedacht und getan werden: der Götze der Bequemlichkeit hat den Gott der Freiheit in den Staub getreten. — Das Mittelalter! Man nennt es eine dunkle Zeit, man spricht von Beschränktheit, und der liebe Pharisäer „Gegenwart" schlägt an seine Brust und spricht: „Ich danke dir, Gott, daß ich nicht bin wie jene Zeit des Aberglaubens und der Intoleranz." Mag sein! Aber das Zeitalter der Hexenprozesse hatte viel Licht neben seinem Schatten, und mit der rohen Überkraft ist uns die Kraft überhaupt verlorengegangen. Mit den Flammen des Scheiterhaufens sind große Tugenden erloschen, und es drängt sich mir auf, als be-

dürfe die Menschennatur der Beschränkung, um das Vollmaß ihrer Kraft zur Erscheinung zu bringen, und als wäre Erweiterung des Gesichtskreises gleichbedeutend mit Schwächung und aller Misere, die sich daran knüpft. Wir bedürfen eines kleinen Kreises, um groß zu sein, und sind klein, wenn wir die Welt umfassen wollen; unser Geist, der Sonnenbahnen berechnet, reicht doch wiederum nicht weiter als unsere Arme, und wer es leugnet, überschätzt sich, und wer sich überschätzt, ist — klein. — Den höchsten Anlauf (um auf etwas andres überzugehn) nahm die Menschennatur, als sie einen gotischen Dom in seiner Vollendung dachte. Aber er ist ein Ideal geblieben und mit Recht; denn das Vollendete muß unvollendet bleiben. Die fertigen gotischen Dome sind nicht vollendet, und die vollendeten sind nicht fertig.

Nun leb' mir wohl, küsse den Kleinen und die Mama und schreibe bald Deinem Theodor

An Emilie Fontane (Mutter).

7) London, d. 28. April 1852.

Meine liebe, gute Mama.

Seit fünf Tagen bin ich nun in London. Ich hätte nicht gedacht, daß die Stadt, deren rein äußerliches Leben und Treiben ich wenigstens kannte — mich wiederum so mächtig bewegen würde. Denn noch in diesem Augenblick brauch' ich nur nach den Verbindungsstraßen zwischen City und Westend (hier herrscht das regste Leben) zu eilen, um urplötzlich meine Sorgen von mir genommen zu sehn. Die Großartigkeit dieses Schauspiels hat etwas unendlich Erhebendes; weil man sich überhaupt vergißt, vergißt man auch sein Elend und seine Not und fühlt sich nur gehoben durch das Gefühl, ein Teil jener Gesamtheit, ein Glied jener großen Menschheitsfamilie zu sein, die so lebt und solches schafft. In Bewunderung der Gattung verliert man die einzelne Spezies, und sich mit, ganz aus dem Auge.

Du wirst vielleicht sagen: daran erkennt man den Anglomanen, der seit Jahr und Tag in alles englische Wesen verrannt ist. Ich muß das gerade jetzt bestreiten: vieles behagt mir gar nicht und läßt mich, wenn ich vergleiche, deutlich einsehn, daß wir in aberhundert Dingen weit voraus sind. Zudem hab' ich persönlich noch gar nichts Angenehmes oder Bestechendes erlebt und höre von Deutschen, selbst von solchen, denen es hier gut geht und die gar nicht daran denken, England zu verlassen, daß es in Deutschland eigentlich besser sei. Wieviel daran wahr ist, laß ich dahingestellt, aber das darf ich bereits versichern, daß mein diesmaliges Urteil über London anders ausfallen wird als vor acht Jahren. Ich war damals unerfahren, gutmütig und, wenn ich so sagen darf, schwärmerisch genug, alles, was ich anders fand, auch sofort besser zu finden.

Heute endlich habe ich einen Brief von Emilie erhalten. Es freut mich ungemein, daraus zu ersehen, daß sie nicht nur wohl, sondern auch wieder heiter ist. Vor allen Dingen mög' es ihr nie einfallen, vielleicht bloß aus Anstand, mit ihrer Heiterkeit hinterm Berge zu halten und eine pflichtschuldige betrübte Miene aufzusetzen. Ich habe nichts so gern wie fröhliche Menschen, und kann ich's selber oft nicht sein, so liegt die Schuld wahrhaftig nicht an meinem guten Willen. Am liebsten schlüg' ich den ganzen Tag Rad, spräng' über Tisch und Bänke und wälzte mich im grünen Rasen, den lachenden Himmel über mir.

Meine Tage verbring' ich jetzt in höchster Einfachheit und Regelmäßigkeit, nicht aus Prinzip, sondern aus „Muß". Das Wichtigste ist nämlich zunächst, daß ich einzelne Arbeiten an Quehl[1]) schicke. Ihr glaubt gar nicht, wie mich das gedrückt hat, und doch weiß ich am besten, daß es nicht eher möglich war.

---

[1]) Man vergleiche die Vorbemerkung auf S. 26. Welch einflußreiche Stellung Dr. Quehl bei dem Ministerpräsidenten v. Manteuffel hatte, ist aus den Bismarckschen „Gedanken und Erinnerungen", Teil I, S. 130—38 zu ersehen.

Bin ich diese Last los, so beginn' ich ein andres Leben und fasse meinen eigentlichen Zweck: „hier was zu lernen" mehr ins Auge. Ich werde dann Kirchen, d. h. Predigten, öffentliche Versammlungen, Gerichtssitzungen u. dgl. m. besuchen, um mein Ohr mit der Sprache vertrauter zu machen, vielleicht geh' ich dann auch auf ein paar Wochen nach Brighton.

Lebt alle recht wohl. Gott erhalte Euch und führe alles zum Besten. Dein alter Theodor

An Emilie Fontane.

8) London, d. 13. Mai 1852.

Meine liebe Herzens-Emilie.

Für Deine freundlichen Zeilen vom 4. d. M. nimm zunächst meinen herzlichen Dank; daß sie mir zu kurz waren, versteht sich von selbst; doch dring' ich nicht in Dich, das zu ändern, da ich weiß, daß der Reiz Deiner Briefe aufhört, sowie Du auf den zweiten Bogen kommst.

Was Dein Unwohlsein angeht, so können wir uns gegenseitig trösten; nur ist es keine Nervenaffektion, die mich heimgesucht hat, sondern ganz einfach ein kolossal verdorbener Magen, der schließlich bei dieser schandbaren Küche nicht ausbleiben konnte. Immer Lachs und Hammel und Hammel und Lachs ist an und für sich kaum auszuhalten. Sind aber diese Unvermeidlichkeiten auch noch schlecht, wie das leider oft genug vorkommt, so ist kein deutscher Magen diesen Strapazen gewachsen. Ich habe mich durch 48stündiges Hungern, Soda und Lindenblütentee auf gut deutsch kuriert und fühle nur noch eine große Mattigkeit in den Gliedern. Übrigens ängstige Dich nicht: selbst der schlechteste Moment meines Zustandes erlaubte mir immer noch, eine Visite bei Bunsen[1]) zu machen.

---

[1]) Christian Carl Josias Bunsen (später in den Freiherrnstand erhoben), geb. 1791, von 1841 bis 1854 preußischer Gesandter am englischen Hofe.

Dein Unwohlsein, wenn ich zwischen den Zeilen richtig gelesen habe, wurzelt wohl zum guten Teil in Verstimmung. Ich müßte mich sehr irren, wenn Du nicht wieder auf Klagen über die „Jammerpartie" gestoßen sein solltest, und hab' ich recht, so bitt' ich Dich, nimm es damit so leicht wie möglich. Ich bin solchen Anzüglichkeiten gegenüber jetzt sehr ruhig: einmal, weil ich Dich leidlich sicher in Händen habe, dann aber, weil ich im Innersten überzeugt bin, solche alten Leute haben ganz recht. Jeder will zunächst sein Kind glücklich und geborgen sehn; gesellt sich dann Auszeichnung und Ruhm dazu — tant mieux. Den bloßen Ruhm betrachten sie mit Mißtrauen; sie fühlen, wie instinktmäßig, daß er weder seinen Träger noch dessen Umgebung glücklich macht. Das bloße „Rühmchen" aber ist ihnen einfach lächerlich, und noch einmal: sie haben ganz recht. Wenn ich indes auf meine Dichterschaft selber jetzt mit bloßem Hohn hinunterblicke und von keinem Menschen verlange, daß er drei bedruckte Blättchen Papier als Deckmantel für alle sonstigen Mängel betrachte, so verfüg' ich doch, neben dieser leicht wiegenden Poeterei, über ein Etwas, das schwerer in die Wage fällt, und das ist — meine Liebe zu Dir. Ich habe Dir diese zu allen Zeiten und in allen Stücken gezeigt, und hierauf lege Gewicht.

Was Du mir über unser Kind schreibst, freut mich immer ungemein. Hat er denn noch keine neuen Zähnchen? Morgen ist er $^3/_4$ Jahr, da wird Großpapa wohl wieder Gelegenheit zu einer Bowle nehmen! Nimm das augenblickliche Wohlleben nur ja mit, vergälle Dir keinen Bissen und denke immer daran, daß wieder schlechtere Tage kommen werden, wenn Gott nicht ganz besonders hilft. Auch tu es des „kleinen Mädchens" willen; der arme George hat vor seiner Geburt wenig Delikatessen kennengelernt.

Über mich selbst kann ich mich kurz fassen: ich sitze hier und warte auf Glück. Mein Leben ist im höchsten Maße

monoton und bis jetzt wenig ergiebig an sprachlicher und wissenschaftlicher Ausbeute. Von Konstablern, Omnibuskutschern und dem Dienstmädchen (sie ist noch dazu taub), die mir den Kaffee bringt, ist kein Englisch zu lernen — einmal, weil sich die ganze Unterhaltung auf sechs Redensarten reduziert, dann aber auch, weil diese gewöhnlichen Leute ein Englisch sprechen, vor dem man sich zu hüten hat.

Von den Besuchen, die ich auf Grund meiner Empfehlungsbriefe bis jetzt gemacht habe, wird Dich am meisten der bei Bunsen interessieren. Am Montage gab ich Brief und Karte bei ihm ab und schon zum Mittwochfrühstück war ich eingeladen; Exzellenz empfingen mich mit ausgesuchter Artigkeit und Liebenswürdigkeit, und beim Frühstück lernt' ich die ganze Familie kennen. Leider werd' ich jedoch von Bunsen weniger haben, als unter andern Umständen möglich wäre. Mir ist das erst zu Haus recht klar geworden: aus seinen Reden konnt' ich merken, daß der ebenfalls eingeschlossene Merckelsche[1]) Brief mich ihm als einen oppositionellen Gesinnungsgenossen vorgestellt und empfohlen hatte. Meiner Beziehungen zur ministeriellen Presse scheint gar nicht Erwähnung geschehen zu sein. Nun müßt' ich mich sehr irren, wenn Bunsen nicht eine Feder zu haben wünschte, die in seinem Interesse Front mache gegen die Angriffe der Kreuzzeitung. Daher wohl zum Teil seine Freundlichkeit gegen mich. Ich kann aber darauf nicht eher eingehn, bevor ich nicht weiß, ob Bunsens Stellung zu Manteuffel wenigstens eine leidlich gute ist, oder bevor ich nicht durch Bunsen selbst so situiert werde, daß ich mich ruhig dahin stellen kann, wo ich allerdings eigentlich hingehöre. Von Manteuffel aber leben und gegen ihn schreiben, wäre die Steigerung der moralischen Ruppigkeit, der anzugehören die Ehre hat Dein alter

Theodor

[1]) Über Wilhelm v. Merckel vgl. Bd. 2, S. 342 ff.

An Friedrich Eggers[1]).

9) London, d. 2. Juni 1852.

Mein lieber Eggers!

Wenn ich Dir von Aachen aus aus barem Egoismus schrieb und deshalb, nach dem alten Trauerspielgesetz von Schuld und Strafe, keine Antwort von Dir erhielt, so ist es heute dafür nichts Schlimmeres als der gemütliche Wunsch, mit Dir zu plaudern, was mich mein inkstand vom Bord langen und dies grauliche foreigner-paper bekritzeln läßt. Zunächst empfange meinen Dank für jene Empfehlungszeilen, die mich — freilich erst spät — in die liebenswürdige Familie Deines Vetters einführten. Es ging mir im Anfang mit meinen sämtlichen Empfehlungsbriefen, mild ausgedrückt, sonderbar. Kein Mensch nahm Notiz davon, so daß ich, bei etwas weniger Eitelkeit und leichtem Sinn, hätte verzweifeln können. Schließlich indes gestaltete sich alles über Erwarten gut, so daß nur eine jüngere Schwester Fanny Lewalds die Auszeichnung genießt, meine Briefe und Gefälligkeiten (ich mußte durch belgische und englische Douane hindurch allerhand Schnurrpfeifereien einschmuggeln) völlig ignoriert zu haben. Am Ende sind die „Schwestern" noch schlimmer als die Blaustrümpfe selbst. — Doch zum Vetter zurück! Einer seiner Schwäger (auch ein Rostocker und Gatte der jüngern Schwester seiner Frau) hat vor ohngefähr vierzehn Tagen bankrott gemacht und ihn (den Robert Pries) ein wenig mit „hineingeritten". Die Ankunft Deines und meines Briefes fällt gerade in die Zeit, wo das Schwert über ihm war, und nachträglich verarg ich's ihm keinen Augenblick, daß er unter solchen Umständen selbst Kunstblatt und Rosamunde[2]) ruhig ad acta legte. Nachdem die Würfel mal gefallen und die

---

[1]) Über Friedrich Eggers vgl. Bd. 2, S. 208ff.

[2]) Das von Friedrich Eggers unter Mitwirkung von Kugler, Passavant, Waagen u. a. herausgegebene Deutsche Kunstblatt und Th. F.s Romanzen „Von der schönen Rosamunde".

Augen zu übersehen waren (der pp. hat in zwei Jahren 24 000 Pfd. St. verposamentiert), kam auch über R. Pries jene verhältnismäßige Ruhe, mit der wir hinnehmen, was nicht mehr zu ändern ist, und eine Einladung für Th. Fontane. Esq. war unter den ersten Früchten der wiedergewonnenen Fassung. Versteckt hinter einem front-garden, drin Goldregen und Weißdorn blühn, erhebt sich das reizende Wohnhaus Deines Schwagers, das sich äußerlich wenig von seiner Nachbarschaft unterscheidet, im Innern aber den Mann von Geschmack verrät, was nicht jedes Engländers Sache ist. Die ganze Front der Beletage ist ein Saal, weiß tapeziert mit Goldleisten, am Fußboden der schöne englische Teppich, an den Wänden wertvolle Kupferstiche (The Trial of Strafford und King Charles I.). Ein Gaskronleuchter gibt Licht und Heizung, und wem noch nicht warm genug ist, dem präsentiert die Dame des Hauses Tee, und wen noch immer friert — den sieht sie an. Sie ist sehr schön, ziemlich groß, voll und doch Taille; das reichste schwarze Haar von der Welt (so daß man der Coiffüre die Verlegenheit anmerkt, all die Massen unterzubringen), blaue Augen und schöne Farben. Ganz im Vertrauen gesagt, ich glaube, sie begnügt sich damit, schön und tugendhaft zu sein, und läßt sich auf Albernheiten, wie geistreich sein und derlei Dinge, nicht allzuviel ein. Ich vermute das mehr, als ich's weiß, und schließe es (da die mangelhafte Unterhaltung, die ich bei meinem Englisch mit ihr führen kann, mir gar keinen Anhaltepunkt gibt) zumeist daraus, daß ihr Gesicht, so schön es ist, mich verhältnismäßig doch kalt läßt. Es sind reizende Augen, aber sie sagen nichts anders als: „O Wonne des Kinderkriegens!" Es spiegelt sich mehr eheliches als geistiges Leben darin. Er scheint ein Prachtmensch zu sein und gefällt mir in seiner ruhig-noblen Haltung, in seiner gleichmäßigen Freundlichkeit und seiner Teilnahme an allem, was die Unterhaltung auftischt, ganz außerordentlich. Er berührt einen wie ein „Charakter". Vielleicht könnte

ich Klügeres tun, als mich auf die Beschreibung von Persönlichkeiten einlassen, die Du — wie mir eben einfällt — besser kennst als ich. Doch es ist immer vergnüglich, die eigene Meinung mit der andrer zu vergleichen. Das älteste Kind ist reizend; es dreht und bewegt sich wie die Tochter eines Ballettmeisters und unterhielt mich neulich eine volle halbe Stunde mit Niesen, indem es mir von Minute zu Minute mit einer großen Blume unter die Nase fuhr. — Nach Tisch (d. h. supper) kommt die beste Zeit, die brandy and water-Stunde: man knabbert und trinkt und plaudert bis Mitternacht und turkelt in die Nacht hinein mit dem süßen Bewußtsein, eine Oase von drei Stunden Umfang in der Londoner Wüste gefunden zu haben. — Ich war dreimal dort und werde morgen meinen Besuch wiederholen.

Das wäre also Robert Pries (der Dich schönstens grüßen läßt, Dich — sowie auch seine Frau — einladet zu kommen, vorläufig aber noch nicht schreiben wird). Ich vermute indes wohl nicht ganz falsch, daß Du die Forderung weitrer Mitteilungen an mich stellst. Von meinen Hoffnungen hat sich bis jetzt, die Wahrheit zu gestehen, blitzwenig erfüllt. Ich habe kein großes Pech gehabt, bin nicht betrogen, bestohlen, durchgeprügelt oder überfahren worden, aber ebensowenig weiß ich von Glück zu erzählen. Wenn die Sachen hinter einem liegen, so übernimmt man in der Regel selbst die Rolle, die andre so gern spielen, und wird zum Klugscheißer (pardon!) an sich selbst. So find' ich denn jetzt, daß ich dies und das sehr dumm gemacht habe, daß es auf die Art gar nichts werden konnte, und doch muß ich billigerweise zugestehn, daß alle diese Weisheit nur eben durch Erfahrung gewonnen werden konnte. So vergriff ich mich gleich in der Wohnung. Ich wohnte schlecht und teuer, bloß um in einer „noblen" Gegend zu residieren, was man mir (und mit Recht) als unerläßlich geschildert hatte, wenn ich hier irgend etwas erreichen wolle. Ich dachte nämlich

damals noch an „Stundengeben" und ähnliche kühne Dinge. Sehr bald wurd' ich indes inne — da hier immer fünf Deutsche auf einen Engländer kommen — daß es mit dem „ein halb Pfund für die Stunde" seine Schwierigkeiten haben werde, und daß ich auf dies goldne Zeitalter unmöglich in meiner „noblen Gegend" warten könne. Zudem kam ich im Englischen nicht von der Stelle. Woche auf Woche verging, und meine ganze Konversation bestand immer noch aus: please you to put coals on! Oder dare I trouble you for some bread? Wenn's hoch kam, schrie ich, auf gut Englisch am Hemdkragen zupfend: „waiter, no salmon to-day, please you — turbot!" Ich hatte meine englischen Kenntnisse (die anderweite Ausbeute verkenn' ich nicht) ohngefähr um so viel bereichert, wie wenn ich den alten Scotchman zweimal bei Dir getroffen oder eine Sollysche Vorlesung[1]) mit angehört hätte. Und dafür 200 Taler durch den Schornstein und Trennung von Frau und Kind — mir schien ein Mißverhältnis zwischen Preis und Ware obzuwalten! So beschloß ich denn die noble Gegend aufzugeben, von der ich nichts hatte als Omnibuskosten oder müde Beine (denn sie liegt am südwestlichsten Ende der Stadt), und unter billigeren Bedingungen ein Haus zu suchen, in dem es mir wenigstens möglich sei, mich im Englischen taktfest zu machen. Ein solches hab' ich hoffentlich gefunden. Ich bezahle hier wöchentlich $1^1/_2$ Guineen, wofür ich indes mit Ausnahme von Wein und Feuerung alles frei habe, und befinde mich viermal des Tages beim breakfast, lunch, dinner und tea im Kreise einer wohlanständigen und, wie mir's scheint, auch liebenswürdigen englischen Familie, die — und das ist die Hauptsache — sogar das Maul auftut. Wir müssen nun abwarten, was sie aus mir machen wird. — Daß ich im übrigen Mannigfaches erlebt und gelernt habe, versteht sich

[1]) P. Solly, damals Lektor an der Berliner Universität und Lehrer der englischen Sprache.

von selbst; und wenn ich den Nutzen und die Anregungen dieser letzten acht Wochen mit 3 multipliziere (wie ich das der Zeit nach darf), so gibt es immer ein Sümmchen, was mich nie wird bereuen lassen, getan zu haben wie ich tat. Daß der Nutzen mit jedem Tag wachsen muß, liegt auch auf der Hand. Ich werd' ihn dann erst im vollsten Maße haben, wenn ich der Sprache durchaus mächtig bin, und drum verschieb' ich auch das Inaugenscheinnehmen der wichtigsten Punkte auf die letzten Wochen meines Aufenthalts hier, wo mir dann, denk' ich, kein Wort und keine Sache verlorengehen soll.

Bei Bunsen war ich zweimal: zum breakfast und lunch. Schöne weite Räume, Livreebediente, exzellente Speisen, freundliche Bewirtung, lebhafte Unterhaltung und Anekdoten in allen Sprachen (nur die „ungarischen" unsres Freundes Wollheim da Fonseca[1]) vermißt' ich). Man sitzt dabei wie ein Hammel und denkt wahrhaftig manchmal, nun wird man selber tranchiert werden; — selbst fressen kann man nur mit halber Gewandtheit. Zu erwarten hab' ich von Bunsen gar nichts. Cäsar hatte kein Wohlgefallen an den magren Leuten. Ich halte nichts von den Dicken: sie schlagen sich den Pansch voll und lassen die andern hungern, daß ihnen die Schwarte knackt. Er ist befreundet mit Beseler[2]). Ich wette drauf, der ist auch so: lauter vortreffliche Leute — klug, fein und wissenschaftlich gebildet, reell, gute Gatten und Familienväter, aber alle Bekenner jener großen Wahrheit: „Wenn er nichts zu essen hat, so laßt ihn hungern!" Diese Leute sind sehr würdig, aber ich liebe sie nicht sehr. — Nun ein paar kurze Notizen aus der Gesellschaft. Bunsen fragte mehrfach nach Geibel (auf dessen siebenundzwanzig Auflagen — man sieht, so was hilft doch — er gelegentlich zurückkam) und sprach den lebhaften Wunsch aus,

[1]) Vgl. Bd. 2, S. 221 ff.
[2]) Der Jurist und bekannte Politiker Georg B. (1809—1888).

ihn kennenzulernen. Von Bernays[1]) war die Rede, der — aus dem Ton des Alten ging es hervor — dort als Stern erster Größe zu leuchten scheint. Mit dem jungen Bunsen, einem netten Kerl, der bald nach Paul[2]) in Bonn studierte, sprach ich über diesen. Ich sagte mit verbindlicher Wahrheit: „Da haben wir eine werdende Größe!" „Oder Kleinheit!" entgegnete er rasch. Er gab vor, in allem (Francesca, Margerita, Urica) nur „Formvollendung" gefunden zu haben. Ich eiferte, namentlich was die „Francesca" angeht, mit Überzeugung dagegen, doch wurden wir unterbrochen. Grüße Paul vielmals und sage ihm, ich wollte froh sein, wenn ich meinen vorjährigen Becher so ehrlich verdient hätte, wie er seine beiden Petschafte[3]). Vor allem empfiehl mich Kuglers samt und sonders; wenn's sein darf, auch Frl. Emma Baeyer. Du aber leb' mir recht sehr wohl und laß, wenn Dir's paßt, mal von Dir und der Berliner Heimat hören. Dein Th. Fontane

Viele Grüße auch an Schallehn und, wenn Du schreibst, an Spitta; ich entsinne mich jenes Nachmittags, wo wir den alten Türmer sterben ließen, mit vielem Vergnügen. Wenn Du wegen Deines Kunstblattes vielleicht hier etwas getan haben willst, d. h. Besorgungen (von Schreibereien kann keine Rede sein), so laß mich das wissen; ich bin sehr gern zu Gängen bereit. Das Art-Journal findet man hier auch in kleineren Etablissements; ich wünschte Dir eine ähnliche Verbreitung. — Die Times brachten neulich eine Pariser Korrespondenz, worin die Auktion der Soultschen Galerie ausführlich besprochen wurde. Ich lese die Times regelmäßig und würde Dir solche Sachen ausschneiden, wenn ich wüßte, sie wären von Interesse für Dich. — Th. F.

[1]) Der klassische Philologe Jacob B. (1824—1881), der mit Bunsens Sohn Georg in Bonn Freundschaft geschlossen hatte.

[2]) Heyse.

[3]) Vgl. Bd. 2, S. 187. Ebenda S. 38 über die Familie Baeyer.

An Emilie Fontane.

10) London, d. 21. Juni 1852.

Meine liebe Herzens-Mila.

Hoffentlich treffen diese Zeilen gleichzeitig mit Dir in Berlin ein, das Dir unter den augenblicklichen Verhältnissen vielleicht noch trostloser vorkommen wird als ohnehin schon. Nimm Dich nur zusammen und vor allem: verdirb es nicht mit den Menschen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß wir in unsre alte Stellung zurückkehren, und wir werden alsdann nötig haben, uns noch mehr in die Welt zu schicken, als wir schon immer getan haben. Wir müssen innerlich ein wenig an uns arbeiten und suchen, milder in unserm Urteil, anspruchsloser in unsern Forderungen zu werden. Wir müssen anfangen, die Leute zu nehmen wie sie sind, und zur Erleichterung dieser Arbeit immer eingedenk sein, daß es in Nord und Süd, West und Ost immer wieder die alte Geschichte ist, und daß wir selber die Fehler teilen, die wir an andern rügen und verdammen. Natürlich mein' ich mit dem Vorstehenden nicht, daß wir anfangen sollen, zu jedem Lumpenhund oder unerträglichen Gesellen „Herr Bruder" zu sagen, aber bemüht wollen wir sein, in dem Kreise derer, die teils nach Wahl, teils aus Zufall unsern Umgang bilden, unsre Tadelsucht und unsre Zunge so viel wie möglich im Zaume zu halten. Also lassen wir Fliegebänder Fliegebänder und widerspruchsvolles Gefasele Gefasele sein. Nehmen wir die Elle, mit der wir messen, hinfort etwas kürzer und trösten wir uns bei aller Langweiligkeit, die gelegentlich daraus erwachsen muß, mit der Überzeugung, daß wir nur tragen, was Millionen mit uns tragen, und daß es nichts als Eitelkeit ist, für sich immer das Besondere in Anspruch nehmen zu wollen. Ich weiß wohl, daß ich selbst gegen die vorstehende Weisheit sehr oft verstoßen werde, aber es ist doch schon was, wenn man eine Richtschnur für sein Handeln hat und den guten Willen, sich danach zu richten.

Über Bunsens Stellung zu mir bin ich jetzt völlig klar geworden. Nachdem ich vor etwa vier Wochen wieder von ihm eingeladen worden war, hatte ich ihm tags darauf mit einigen Zeilen meine unsterblichen Werke sowie die beiden Lepelschen[1]) Empfehlungsbriefe (an Bunsen selbst und seinen Sohn Dr. Georg Bunsen) übersandt. Als in den folgenden Tagen keine Antwort kam, war ich darüber zunächst erfreut; in poetenhafter Eitelkeit, von der immer noch ein Restchen sitzenbleibt, bildete ich mir nämlich ein, er wolle erst lesen und dann danken. Als er jedoch weiterhin nichts von sich hören ließ, lag die Annahme nahe, daß der Inhalt jener Lepelschen Briefe daran schuld sei. Lepel hat ihm jedenfalls meine Situation geschildert und vermutlich beim Giftmischer angefangen und beim Quehlianer aufgehört. Beides wird den alten Herrn mit Entsetzen erfüllt haben: der frühere Apotheker ist unter allen Umständen wissenschaftlich nicht ebenbürtig, und der ministerielle Zeitungsschreiber ist ein Lump. Lepel hat vielleicht Mitleid erwecken wollen und hat nur Abneigung und doppelte Vorsicht zuwege gebracht.

In voriger Woche nun erhielt ich auf einmal zwei Schreiben von Bunsens, die beide nach meiner früheren Wohnung gerichtet und von meiner alten Wirtin sehr unpünktlich weiterspediert worden waren. Ich antwortete auf der Stelle, klärte mein Schweigen auf und fügte hinzu, daß ich von meinem Wohnungswechsel absichtlich keine Mitteilung gemacht hätte, weil ich aus Gründen, die vermutlich mit dem Inhalt der Lepelschen Empfehlungsbriefe zusammenhingen, mich bereits für einen Aufgegebenen gehalten habe. Es sei mir Bedürfnis, mich hierüber auszusprechen, und ich frage hiermit an, ob Dr. Georg Bunsen, von dem die Briefe herrührten, geneigt sei, die Bekenntnisse einer schönen Seele entgegenzunehmen.

[1]) Man vergleiche das Kapitel über Bernhard v. Lepel in Fontanes „Von Zwanzig bis Dreißig". Bd. 2, S. 319ff.

In einer längeren Unterredung mit diesem, die ich demnächst hatte, erhielt ich zwar die Versicherung, daß ich mir durchaus falsche Vorstellungen gemacht habe, daß Exzellenz Bunsen die freundlichsten Gesinnungen gegen mich hege und gewillt sei, mir zu helfen, wie und wo er könne. Ich konnte aber sehr wohl merken, daß meine Vorstellungen durchaus richtig gewesen waren, und daß ich auf eine tatsächliche Hilfe von Bunsen nicht rechnen kann. Denn daß er unter Einreichung meiner „Werke" (zwei Bändchen in Duodez) bei den Universitäten von Cambridge und Oxford angefragt haben will, ob dort eine deutsche Professur zu besetzen oder vielleicht neu zu begründen sei, erscheint als eine Lächerlichkeit. Und das Anerbieten einer mit 40 bis 50 Pfund (also gegen 300 Taler) bezahlten Hofmeisterstelle in einem vornehmen Hause kann ich nur als eine unwürdige Zumutung bezeichnen. Denn abgesehen davon, daß mein Verheiratetsein und die Ansprüche, die sich daran knüpfen, mir die Erlangung einer solchen Stelle unmöglich machen würden, muß Bunsen wissen, daß ich in Deutschland verhältnismäßig mehr als doppelt soviel verdiene und nach England gekommen bin, um Besseres zu suchen.

Diplomatisch kann ich das Zurückziehen Bunsens von mir nicht finden. Wenn ich wollte, könnt' ich ihm aus wenigen Worten, die er gegen mich fallen ließ, ein Gericht einbrocken, dran er sich leidlich den Magen verderben sollte — doch hab' ich wahrhaftig keine Lust dazu: ich mag eine Zufälligkeit nicht in petziger Weise ausbeuten. Er mußte als Pfiffikus nun mit doppelter Freundlichkeit gegen mich verfahren. Übrigens kann ich Dir versichern, daß mir die Gunst oder Ungunst Bunsens völlig gleichgültig ist; er ist hier auch nur eine Null, und jeder andere kann mir dieselben Dienste leisten.

Was den Aufenthalt in meiner Pension betrifft, so lassen der herrschende Ton, das Hauswesen, die Verpflegung und im großen ganzen auch die Bildung der Leute nichts zu wünschen

übrig. Daß Mr. O. und Dr. K. mir vorgezogen werden, und daß man nicht erpicht darauf ist, eine Unterhaltung mit mir zu führen, muß ich ertragen und werd' es auch. Die Details, wie ich hier lebe, wirst Du bei Deiner Rückkehr nach Berlin in einem „Londoner Briefe" (siehe Preußische Zeitung), und zwar im fünften oder sechsten „Der englische Zopf"[1]) genau und wahrheitsgetreu verzeichnet finden.

Leb' wohl, küsse das Kind und sei selbst geküßt von Deinem

Theo

An Emilie Fontane.

11) London, den 20. Juli 1852.

Meine liebe, gute Mila.

Deine beiden Briefe erhielt ich gestern; Du hast alles pünktlich, verständig und gut besorgt. Deine Visite bei Quehl ist Deines Ruhmes in derlei Dingen würdig: klar, klug und bescheiden. Ich glaube Dir, daß Du aufatmetest, als Du wieder frische Luft schöpftest und bedaure es aufrichtig, daß ich Dir mit solchen Geschichten kommen muß. Dabei ist es freilich außer Zweifel, daß Dein Besuch mehr geholfen hat als zehn Bittgesuche von mir. Danken wir unserm Schöpfer, daß wir unsere alten Merckelschen 40 Reichstaler[2]) nun wieder flottgemacht haben; es ist immer noch zum Verhungern, aber doch mit Anstand. — Übrigens ist es mir außerordentlich lieb, daß Du der dialogischen Schilderung Deiner Visite noch eine Kritik folgen läßt; wenn Du mir nicht schriebst, daß er „ehrerbietig und wahrhaft herzlich" gewesen sei, so würd' ich das aus dem zitierten Gespräch nicht abgenommen haben. Eine Stunde Dich warten lassen, nicht wissen, um was ich gebeten, dies rapide Sprechen und sogar einzelne Sätze, wie: „Nun, ich denke, er

[1]) Vgl. Bd. 3, S. 291.

[2]) 40 Taler betrug das Monatsgehalt, mit dem Fontane im Herbst 1850 bei der Preßabteilung des Ministeriums eingetreten war und auf das hin er geheiratet hatte.

wird nebenher durch Stundengeben verdienen; das ist ja doch der Hauptzweck seiner Reise" — das alles hätte mich ohne jene Versicherung nicht eben das Beste daraus abnehmen lassen. Nun aber bin ich beruhigt. Was mich speziell dabei angeht, so würd' es mich allerdings gefreut haben, wenn er hingeworfen hätte: „Ihr Mann scheint sich viel Mühe zu geben, dies und das ist ihm gelungen usw." Indes bin ich schon zufrieden, daß er, wie es scheint, auch nichts Gegenteiliges geäußert hat, was er bei schlechter Laune sehr wohl gekonnt hätte. Z. B.: „Solch Feuilletonartikel, selbst wenn er gut ist, nützt uns blitzwenig; unsre Federn sollen und müssen der Regierung dienen, und davon ist bei derartigen Arbeiten keine Rede usw."

Nun aber noch ein wichtiger Punkt. Du schreibst: „Wenn Du noch bis zum Winter bleibst usw." Ich kann das nicht in Einklang bringen mit den Quehlschen Worten: „Nun, so mag er noch Juli und August dort bleiben." Sind diese Worte ernsthaft gemeint, so muß ich zurück; denn wenn ich auch in den nächsten vier Wochen mehr Glück hier haben sollte, als zu erwarten steht, so ist es doch ganz unmöglich so groß, daß ich mich veranlaßt sehen könnte, meine Stellung in Berlin aufzugeben. Um hier was Reelles zu erreichen, müßt' ich mich Jahr und Tag umhertummeln; es liegt aber auf der Hand, daß Quehl seine Einwilligung dazu nicht geben wird, und wenn er sie gäbe, so würd' ich keinen Gebrauch davon machen, weil die Opfer, die Dir das auferlegte (von mir will ich nicht sprechen), doch ein bißchen gar zu groß wären und nur dann gerechtfertigt erscheinen könnten, wenn ich den guten Erfolg verbrieft und untersiegelt in der Tasche hätte. Aber wer kann mir Garantien geben! Das Frühjahr könnte herankommen, und wir wären auf dem alten Fleck. Dazu kommt Deine Entbindung. Ich bin wahrhaftig nicht sentimental, aber es ist hart, einer armen Frau dabei nicht zur Seite (oder wenig-

stens in der andern Stube) zu stehn. Diesen Punkt erwäg' ich hin und her, und da ich immer schwankend bleibe, so wünscht' ich fast, daß Geldmangel oder ein Quehlscher Machtspruch diesen Kampf entschiede. Läßt sich Quehl aber zur Nachgiebigkeit bestimmen, und find' ich hier noch ein paar Unterrichtsstunden (was doch am Ende wahrscheinlicher ist als nicht), so weiß ich beim wahrhaftigen Gott nicht, was ich tun soll, und jede Stunde denk' ich darüber anders. Jetzt sag' ich: „Du mußt zurück! Es ist jämmerlich, eine Frau so lange allein zu lassen! Ein bißchen Englisch mehr oder weniger macht den Kohl nicht fett! Und wenn ihr was zustieße — du müßtest dir stets Vorwürfe machen usw." Dann sag' ich mir wieder: „Courage! Ausgehalten! Helfen kannst du deiner Frau doch nicht. Du kannst nun mal schlechterdings das Kind nicht kriegen, wohl aber ist es ein Unterschied, acht Wochen länger hier oder nicht; denn so sicher wie die Fallgeschwindigkeit eines Körpers sich steigert, so ist es mit dem Lernen einer Sprache. Anfangs merkt man kaum, daß man von der Stelle kommt, bis man mit einem Male das ganze Gebiet durchfliegt und übersieht." In beiden Fällen hab' ich recht, und es wird wohl dahin kommen, daß ich weder Herz noch Verstand, sondern bloße Äußerlichkeiten entscheiden lasse.

Du schreibst mir ferner: Jeder käme Dir (in bezug auf mich) mit seiner Weisheit, tadelte mich und machte Dich gleichsam zum Genossen meiner „verwerflichen Niederträchtigkeit". Ja, ich bin ein scheußlicher Geselle! „Ganz der Alte!" Als wir heirateten, hieß es: „O, er wird dich malträtieren; er wird verliebt sein wie ein Vieh, aber gleichgültiger als ein Vieh gegen seine Kinder. Er wird immer Vergnügen außerm Hause und im Hause Lampreten und Leckerbissen haben wollen usw." Ich kenne das hundertmal gepfiffene Stück auswendig; Komponist und Virtuos desselben ist meine liebe, gute, hochverehrte Mama, die aber trotz aller Liebe zu mir so ungerecht gegen mich

ist wie kein Zweiter und die, trotzdem sie einsehn müßte, daß sie sich in den obigen Aufstellungen etwas geirrt hat, doch bei diesem Urteil beharrt. Ich ärgere mich nicht mehr drüber; es ist mir ungleich mehr zum Lachen, um so mehr, als ich zu Deinen zwei Augen im Kopf und zu Deinem gesunden Menschenverstande soviel Vertrauen haben darf, daß Du das Ungereimte solcher Anschuldigungen nachgerade einsehen mußt. Kann ich unser Glück aus der Erde stampfen? Und das ist am Ende doch mein ganzes Verbrechen, daß ich auf Dreiern statt auf Dukaten sitze. Bin ich nicht 'rumgebittstellert bei allem möglichen Volk, als wir auf dem Trocknen saßen? Wenn ich bis auf den letzten Point wartete, eh' ich das berühmte Manteuffelsche Gedicht schrieb, so frag' ich jeden Menschen, ob dies Zögern eine Tugend oder ein Verbrechen war?!

Für die kleinen Notizen über Freunde und Bekannte dank' ich Dir; ich weiß doch nun, wo sie zu suchen sind. An Lepel schreib' ich in dieser Woche und schicke den Brief dann am zweiten durch die Gesandtschaft. Eggers ist mir unbegreiflich oder eigentlich doch nicht; er ist so. Ich glaube, sein Herz ist gut, aber „der alte Junggesell" mit unzähligen Launen und Sonderbarkeiten ist ihm zu früh in die Knochen gefahren. Da bin ich doch besser dran; sie halten mich hier wieder alle für vierundzwanzig, und, was Dir wichtiger und lieber zu hören sein wird: ich bin, unberufen und unbeschrien, sehr wohl. Ich habe mich an „Ventilation", was wir ganz einfach „nichtsnutzigen, verfluchten" Zug nennen, durchaus gewöhnt und kriege weder Schnupfen noch Zahnweh. Dazu kommt, daß die weiten Wege meine Waden (die so lappig wie alte Flicken waren) wieder fest und stramm gemacht haben. Mit dem äußeren Menschen, wenn ihm nicht noch was zustößt, wirst Du also wohl durchaus zufrieden sein. Da wir solche Sachen mal besprechen: ich trinke keinen Kaffee und esse viel Salat, was mir beides gewiß gut tut. Der Tee, den ich trinke, ist

eigentlich nur gefärbtes Wasser (keine Idee von dem Aroma und ebensowenig von der Wirkung unsrer Pekkoblüten), aber bekommt mir. Dazu eß ich Toast und gebratenen Speck. Nun aber genug davon.

Daß Dein Zustand Dich so plagt, tut mir aufrichtig leid. Du schreibst: „Du hättest gar keinen Schlaf und keinen Appetit." Entsinne Dich noch des Tages, wo Du mir im vorigen Jahre dasselbe klagtest und wo ich schließlich und nach bittendem Examinieren erfuhr, „daß ein klein bißchen Schlaf und Appetit allerdings vorhanden sei — aber kaum der Rede wert!" Nichts für ungut. Du wirst das hoffentlich für bloß harmlosen Spaß nehmen, der Teilnahme wahrhaftig nicht ausschließt. Dabei fällt mir ein, daß es an einer andern Stelle Deines Briefes heißt: „ich hätte Dir geraten, Dir den Herzschlag eines alten Weibes anzuschaffen", oder soll es heißen: ich schriebe an Dich so nüchtern, als ob Du ein altes Weib wärest? Ich glaube, beides trifft mich nicht: ich wünsche mir durchaus kein altes Weib zur Frau, und wenn meine Briefe keine Seufzer bringen, so dächt' ich, wär' das gar so übel nicht. Soll ich durch eine zweite Auflage von Bräutigamsbriefen (die ihrer Zeit ganz gut waren) Dir das Herz rühren und die Trennung um so fühlbarer machen? Wir sind nicht alt, aber für das Absehnen sind wir zu alt, wenigstens für das Geständnis davon.

Interessant ist es mir, daß Du die Rachel in denselben Stücken gesehn hast wie ich im vorigen Jahr. Oder ist es schon zwei Jahre? Ich glaube. Wie die Zeit verläuft! Mein Urteil ist wie Deins; nur heb' ich das Bewundernswerte dieser Erscheinung mehr hervor. Gleich der erste Moment ihres Auftretens, eh' sie noch ein Wort gesprochen hat, ist sechs deutsche Theaterabende wert. Das nenn' ich ein lebendes Bild! Im übrigen leidet sie alle fünf Akte durch an der Nymphomanie (Mannstollheit), was allerdings mehr in die Charité als auf

die Bühne gehört. Eine Verirrung! Aber so großartig, daß man zu keiner direkten Verdammung kommen kann.

Mit dem Druck meiner „Londoner Briefe" wird es nun hoffentlich rascher gehn. Bitte, schreib' mir immer, was erschienen ist, und auch, ob und wie es Euch gefallen hat. Die ersten Briefe, glaub' ich, sind die schwächeren, und ich bin schon zufrieden, wenn man ein bißchen Esprit, Klarheit und stilistische Gewandtheit an ihnen lobt. Unter den späteren sind einige, auf die ich mir was zugute tue.

Die Zeilen aus dem Briefe des Alten sind wieder klassisch, ich mußte sehr lachen. Es ist doch ein gut Stück Originalität.

Das Schweigen von Scherz[1]) ist mir nicht unbegreiflich; sie sind alle so. Lepel ist die einzige Ausnahme, und wenn er nicht immer so kann, wie er will, so bin ich fest überzeugt: nur seine Frau ist schuld und bindet ihm die Hände. Um Orest und Pylades zu spielen, muß man unverheiratet sein. Wenn ich wohlhabend wäre, Himmelwetter, was würd' ich für ein Kerl sein! — Man liefe uns das Haus ein, aber so wird man gemieden, selbst von denen, die noch eine Spur von Anhänglichkeit im Leibe haben. Immer druff.

Wenn Du ein höchst interessantes Buch lesen willst, so hole Dir das oftgenannte „Vanity Fair" von Thackeray. Du erhältst es gewiß in der Schadowstraße; ich stell' es fast noch über Dickens. Dieser ist, beiläufig bemerkt, mein Nachbar, er wohnt nur drei bis vier Häuser von hier, auch Tavistock-Square. — Nun lebe wohl, grüße alle. Küsse das Kind, das ich mich unendlich freue wiederzusehen, und bleibe gut Deinem Theodor

---

[1]) Hermann Scherz, Gutsbesitzer auf Kränzlin bei Neuruppin, der Jugendfreund Fontanes, in dessen Begleitung dieser im Jahre 1844 zum ersten Male England besucht hatte und mit dem er sein ganzes Leben lang in enger Verbindung blieb.

12) Aus einem Briefe, dessen Anfang verloren ist, wahrscheinlich vom Anfang August 1852.

Sei versichert, daß ich mit allen Kräften, mit Kopf und Beinen, bemüht bin, ein bißchen Glück und *Unabhängigkeit* für uns zu erobern. Dies unterstrichene Wort — Du glaubst gar nicht, wie ich danach dürste, und ich bin entschlossen, allen Plänen und Neigungen zu entsagen, nur um dem unerträglichen Betragen derer zu entgehen, die ein paar Taler mehr besitzen und sich berufen glauben, mitleidig auf den armen Teufel herabzublicken. Wenn ich mir so die ganze Berliner Gevatterschaft — mit wenigen gern zugestandenen Ausnahmen — vor die Seele rufe, so knirsch' ich immer und möchte mich mit verzweifelter Kraft an diese Londoner Langweiligkeit anklammern. Es ist langweilig hier; aber ich lerne einsehen, daß Langweiligkeit durchaus nicht das Schlimmste ist, was dem Menschen passieren kann, und daß geistreiche Zirkel, Tunnel mit guten und schlechten Versen, Cap-Keller und selbst Niquet und Habel nichts sind gegen eine Tasse Tee, aber mit dem Bewußtsein getrunken: Ihr könnt mir alle gestohlen werden. Ich wünsche sehnlich, Dich hier zu haben; aber im Vertrauen gesagt und unter der ausdrücklichen Versicherung, daß ich hier wirklich ein sehr einfaches Dasein führe: *ich habe auch nicht die geringste Sehnsucht, nach Berlin zurückzukehren.* Muß ich zurück, so werd' ich dem sauren Apfel auch sein Süßes — was er unbestreitbar hat und was ich *derart* hier nie finden werde — wieder abzugewinnen wissen. Aber noch in der letzten Minute werd' ich hier bemüht sein, mich von der ledernen Gnade meiner Heimat zu emanzipieren. Denn *alles* ist Gnade: Die Stellung bei der Zeitung, jeder abgedruckte Artikel, jede Audienz (mit Schauder denk' ich daran zurück), der Tunnel (seit Empfang der 100 Taler), die Freundschaft, die Anerkennung — alles, alles. Es fällt mir zentnerschwer auf den

Leid, wenn ich dran denke, daß ich vielleicht in vier Wochen schon all das Unerträgliche wieder zu ertragen habe. Nun, wie Gott will! Aber strampeln will ich dagegen, solang' ich irgend kann.

Heut haben meine Stunden bei Miß Hudson ihre Endschaft erreicht; sie kehrt morgen in die Pension zurück. Der Alte hat mich wie ein Gentleman bezahlt und mir weder zwei Stunden, die ich ausfallen ließ (ich war durch seine Vermittlung auf der Brentforder Parlamentswahl), noch was er für Druck eines Zirkularschreibens verausgabt hatte, in Abrechnung gebracht. Die ganze Summe macht 31 Reichstaler, die ich mit Dank und Freude eingestrichen habe. — Der Abschied von dem Hause tat mir, nicht nur des Geldes halber, leid; Vater und Tochter waren beide gleich liebenswürdig, und ich hatte immer meine Freude, wenn der Alte — sie mußte sein Liebling sein — ihr gleichsam die Kur machte. — In den nächsten Tagen endlich werden die gedruckten Briefe in Umlauf gesetzt werden, doch geht mir's damit zu langsam (vier Wochen sind darüber vergangen), und werd' ich morgen eine Annonce in die „Times" geben; sie ist bereits fertig; Miß Jane Wight[1]) und ich haben sie fabriziert. Ich wünsche von ganzem Herzen, daß das eine oder andre helfen und mir ein paar Schüler verschaffen möge.

Außerdem habe ich noch einen andern Plan, der mich aufs lebhafteste beschäftigt, und der uns — wenn er glückte — mit einem Male all unserm Jammer entreißen würde. Ich wollte erst zu Dir darüber schweigen, doch halt' ich es für geratener, Dich einzuweihn, da Du ja doch möglicherweise auch Rat schaffen könntest. Ich will nämlich hier Apotheker werden. Kann ich eine Summe von vielleicht tausend Taler auftreiben, so geschieht es jedenfalls; denn ich wiederhol' es, ich habe die Gnade satt und würde hier ein ganz raffinierter Geschäftsmann mit Anpreisungen, Zeitungsannoncen, Goldbuchstaben

[1]) Vgl. Bd. 3, S. 291 ff.

und allem Tod und Teufel sein. O, daß in unsrer ganzen Familie auch nicht einer ist, der eine so lumpige Summe einem anvertrauen könnte! Vielleicht hast Du einen Vorschlag zu machen; tu es sogleich, wenn Du kannst. Auf der andern Seite, laß nicht auf Dich losdozieren, daß das nur wieder ein Einfall und daß ich unbeständig sei, daß ich heute dies wolle und morgen jenes. Allerdings ist das der Fall, aber wer trägt daran Schuld? — Doch wahrhaftig nicht ich! Umhergehetzt von Not und gelockt von Hoffnung bin ich mal hier, mal dort und sehne mich beständig nach einem ruhigen Weideplatz, den das Mißgeschick bis heute mir versagte. Nur eins vor allem — wenn Ihr diesen Plan besprecht, so haltet fest: die Schwierigkeiten, die in mir lagen, sind gründlich beseitigt; ich will Geld verdienen und immer wieder und wieder, und wär' ich allein, so ging ich nach Australien, um es mit meinen Händen herauszubuddeln.

Daß Frau v. Merckel so freundlich ist, hör' ich mit großer Freude; unter so vielen Ärgerlichkeiten schmeckt solche Zeile immer wie Honig. Übrigens hat sie Dir in einem Briefe an Jane Wight das entsprechende Zeugnis gegeben: „Herr Fontane, der eine sehr hübsche, kluge und liebenswürdige Frau hier zurückläßt usw." Mehr kannst Du nicht verlangen.

Wenn ich in diesem Briefe manches vielleicht vergessen habe, so entschuldige es; aber ich habe den Kopf sehr voll und muß eilen. Küsse unsern dicken George, dem ich wohl was zum Geburtstag schicken möchte, gratulier' ihm, erzähl' ihm, daß ich ihm gut wäre, und bleibe das gute Weib Deines

Theo

An Emilie Fontane.

13) London, d. 13. August 1852.

Meine liebe Herzens-Mila.

Für Deinen gestern erhaltenen Brief meinen allerschönsten Dank; Du hast Dich redlich bemüht, die Verwirklichung meines Planes zu ermöglichen, und ein Gleiches darf ich von mir selber

ſagen. Was K. ſchreibt, iſt allerdings richtig von der erſten bis zur letzten Zeile, und ich gehe ſogar noch weiter: „Ich bin lieber deutſcher Schriftſteller als engliſcher Apotheker“ — und nur, was ich bisher erduldet und erfahren habe, hat mir die deutſche Schriftſtellerei — wenigſtens die meine — ſo unleidlich gemacht.

Ich bin heut abend noch mal bei Pries[1]) und werde die Giftbudenangelegenheit noch mal (nicht für jetzt, aber vielleicht für die Zukunft) mit ihm beſprechen. Ich werde bei meiner Rückkehr nach Berlin mich ganz an meine Zeitungsſchreiberkarriere dran geben und verſuchen, was Fleiß und Ausdauer vermag. Sollte aber alles umſonſt ſein, ſo bin ich allerdings gewillt, es mit einem „Laden“ hier zu verſuchen, und ich will mich heut zu vergewiſſern ſuchen, auf wieviel Unterſtützung ich in ſolchem Falle hierorts zu rechnen hätte.

Auf Annonce und Zirkular bisher keine Antwort. Es iſt zum Lachen.

Mehr darüber heut über acht Tage mündlich. Lebe recht, recht wohl, halte Dich nur noch bis zum 27., küſſe das Kind, grüße alles und empfange freundlich und liebevoll Deinen

Theodor

An Emilie Fontane.

14) London, d. 15. Auguſt 1852.

Meine liebe Herzens-Mila.

Du hatteſt ganz recht, als Du mir ſchriebſt: „Wenn Du Glück haben ſollſt, ſo holt man Dich noch wieder vom Schiffe herunter und führt Dich unter Paukenſchall in ein neues Leben mit 200 £ St. jährlich ein.“ Nun war ich zwar noch nicht auf dem Schiff, und das Glück hat mir auch noch keine reguläre Viſite gemacht, aber ähnliches iſt mir wenigſtens paſſiert.

[1]) Robert Pries, ein Vetter von Fr. Eggers, an den Fontane durch dieſen empfohlen war.

Nicht genug, um Dich und mich mit großer Freude zu erfüllen, aber doch genug, um uns wieder einsehen zu lassen, daß jede Minute eine glückliche Wendung bringen kann. Die Sprenkel sind ausgestellt mit den schönsten Ebereschenbeeren, Vögel genug fliegen im Walde umher — man sollte meinen, es müßten sich welche fangen, aber einem unglücklichen Vogelsteller meines Schlages schlägt alles fehl.

Mit der Giftbude ist es zunächst nichts. Rob. Pries war entzückt von dem Plan und sagte mir blank heraus, das sei der Weg, in zehn Jahren ein reicher Mann zu werden usw. Aber der lahme Bote kam nach: das Suchen eines Kompagnons und das Etablieren eines neuen Geschäfts sei nichts, — ich müßte ein altes kaufen. Ich sagte ihm, das könne ich nicht; wenn ich Geld hätte, so hätt' ich in Deutschland längst dasselbe getan usw. Er aber blieb dabei, ich müsse was riskieren, ich solle ein Jahr (gegen 100 £ St. Gehalt) hier eintreten, alsdann würde sich entweder ein Kompagnon oder ein anderer Weg zu meiner Etablierung finden. Er erklärte sich bereit, mich mannigfach zu unterstützen, sämtliche Drogen und vieles der Einrichtung woll' er mir auf Pump verschaffen usw. Meine Entgegnung lautete: „Alles sehr schön; ich bin Ihnen unendlich dankbar, aber — Garantien! Können Sie mir sagen: 100 gegen 1, es muß Ihnen glücken!" Er zuckte natürlich die Achseln und sagte: „Nein! Das kann ich nicht!" Einen Augenblick erwartete ich, er würde sagen: „Und wenn sich kein Kompagnon und keine Mittel finden, so verschaff' ich Ihnen 1000 £ St., die Sie mäßig verzinsen sollen" — aber das große Wort blieb aus, und so zerschlug sich alles.

Nun Nr. II — der Sprachmeister. Auf meine Annonce in der „Times", für die ich blutenden Herzens acht Schillinge bezahlte, erhielt ich als Antwort einen einzigen Brief, worin ein Citykaufmann allwöchentlich eine Stunde verlangte. Ich mußte lachen. Das Zirkular, das Mr. Hudson für mich in die

Welt senden wollte und das meiner Meinung nach schon acht Tage lang in Umlauf sein mußte, schien auch resultatlos bleiben zu wollen, und so beschloß ich, nach Deutschland zurückzukehren. Ich kündigte meine Wohnung und war mit meinen Gedanken eigentlich schon wieder daheim. So saß ich gestern früh und schrieb gerade folgendes unsterbliche Gedicht:

An George Fontane
(bei Gelegenheit seines zweiten Geburtstages)

Mein lieber George! und kann ich Dir auch
Am heutigen Tage nichts schenken,
So will ich doch nach altem Brauch
In Versen Deiner gedenken;

In Versen, worin Dein Dichter-Papa
Sich immerdar ergossen,
Wenn ihm, was just nicht selten geschah,
Die Pfennige spärlich flossen.

Ich wünsche Dir tüchtig Fleisch und Speck
Und immer dickere Waden,
Und wächst Dein Herz am rechten Fleck,
So kann das auch nicht schaden.

Dein Vater ist nicht schlecht, nicht gut,
Nur grade kein Menschenfresser;
Drum sage nicht: „es liegt im Blut" —
Sondern werde ein bissel besser.

Die Schulen leisten jetzt so viel,
So klug wird unsre Jugend,
So komm denn auch, du höchstes Ziel
Der eingetrichterten Tugend.

Ach, wenn Du dann in Prima sitzt
Und unter den Sextaknaben
Gewahrest, wie Dein Vater schwitzt —
So wolle Mitleid haben.

Blick auf den Ulx — der Dein Papa —
Mit nachsichtsvollen Augen,
Denn „ehren sollst Du die Eltern ja",
Auch wenn sie gar nichts taugen.

Wer weiß, ob ich dies Reimgeschäft nicht bis zum 104. Verse fortgesetzt hätte, denn ich hatte noch allerhand Vorrat, wie z. B.

Und mache Geld! denn fehlt Dir das
Und mußt Du gar was pumpen,
So ist vorbei der ganze Spaß,
So zählst Du zu den Lumpen usw.,

als ich in meiner harmlosen Beschäftigung durch Mr. Hudson unterbrochen wurde, der mir mitteilte, daß sein Zirkular, das er gleichzeitig als Inserat in das „Athenäum" habe einrücken lassen, erst heute versandt werden solle. Er sprach zugleich die bestimmte Hoffnung aus, daß es hier über kurz oder lang was werden müsse.

Auch „Mr. Morris" (der junge Arzt, den ich eine Zeitlang unterrichtet habe), sagte mir gestern einige freundliche Worte, meinte, „wenn ich Unterricht geben wolle, so setze er voraus, daß ich nicht Kreti und Pleti, sondern die Söhne von vornehmen Leuten zu Schülern haben werde" u. dgl. m. Ich lege darauf nur Gewicht, weil mir aus solcher Äußerung hervorzugehn scheint, daß ich doch den Eindruck eines halbwegen Gentleman sowohl auf Mr. Hudson und seine Tochter wie auf Mr. Morris gemacht haben und zweitens ihren Forderungen an einen Sprachlehrer höheren Stils einigermaßen entsprochen haben muß. Hudson und Pries glauben auch, mir eine Anstellung an einem Erziehungsinstitut verschaffen zu können. So habe ich mich denn entschlossen, noch acht Tage zu warten. Was aber tun, wenn diese acht Tage resultatlos vergehn? Ich lege die Entscheidung in Deine Hand und will sie Dir nur durch Vorlegen bestimmter Fragen soviel wie möglich erleichtern. Deine Entbindung ist vor der Tür — bist Du geneigt, es ohne mich durchzumachen? Ferner: wie ist es mit dem Geld? Ihr habt nichts, das weiß ich — soll ich durch Brand- und Bettelbriefe noch 40 Taler aufzutreiben suchen,

oder seid Ihr entschieden dagegen? Seid Ihr's, so erledigt sich eigentlich alles andre.

Von kleinen Erlebnissen hier verlohnt sich's nicht zu sprechen. Es steht so viel und so Entscheidendes auf dem Spiel, daß ich mit Bagatellen nicht abschließen mag. Leb' wohl, ergeh' es Dir gut, wie auch der Würfel in diesen acht Tagen fallen mag, grüß' Mutter und Lise, küsse George und verzweifle weder an unsrer Zukunft noch an Deinem Theodor

An Emilie Fontane.

15) London, Montag, d. 6. September 1852.

Meine liebe, süße, gute Mila.

Also mit Gott Nr. 2, und wieder ein Junge! Wäre der Witz nicht zu alt, so würd' ich von dem siebenten sprechen, zu dem wir auf gut preußisch den König zu Gevatter bitten wollen[1]). Daß Du vor- und nachher, wie mir die Mama schreibt, wieder hast wacker aushalten müssen, erfüllt mich mit aufrichtigster Betrübnis. Ich dachte eigentlich, Du hättest Dein Schmerzenspensum das vorige Mal abgearbeitet und erwartete mit ziemlicher Bestimmtheit: es würde diesmal Kinderspiel sein.

Daß der „Wurm" mir ähnlich sein soll, ist wohl nur so zur Erhöhung der Vaterfreuden auf gut Glück mit in die Wagschale geschmissen. Ist's aber wirklich so, so wirst Du schließlich eifersüchtig werden, daß die Natur mehr mit meinem Bilde als mit dem Deinigen zu stempeln scheint. Vielleicht wächst er sich in das Rouanetsche Gesicht hinein, wie George — der anfänglich Dir täuschend ähnlich sah — in das Fontanesche.

---

[1]) Fontane hat es zwar nicht auf sieben, aber doch auf sechs Söhne gebracht, von denen allerdings nur drei herangewachsen sind. Der im September 1852 geborene Sohn Rudolf sowie die beiden nächstfolgenden, Paul und Ulrich, sind schon in früher Kindheit verstorben.

Wenn Dich diese Zeilen erreichen, wird gerade der neunte Tag sein; gebe der Himmel, daß Du diese Krisis wie jede andre glücklich hinter Dich bringst. Sobald es der Arzt erlaubt — aber auch sicherlich nicht eher —, erwart' ich ein paar Zeilen von Dir, worauf ich, wie Du Dir denken magst, nicht wenig begierig bin.

Leb' wohl, mein gutes, altes Tier, küsse den Großen (der hoffentlich wieder auf den Beinen ist) und den Kleinen, und versprich jedem eine Zuckerdüte im Namen Deines etwas auf Kohlen sitzenden Theodor

An Emilie Fontane.

16) Brighton, d. 16. September 1852.

Meine liebe, gute Herzens-Mila.

Von englischem Boden aus vermutlich die letzten Zeilen! Möchten die freundlichen Umgebungen, unter denen ich sie schreibe, eine gute Vorbedeutung sein, und möchte Deine Seele — das ist der mir zunächstliegende Wunsch — in diesem Augenblick wenigstens so harmonisch gestimmt sein wie die meinige. Leider darf ich mich dieser Hoffnung nicht unbedingt in die Arme werfen: Du leidest wieder, siehst Dich abermals um einen Deiner innigsten und natürlichsten Wünsche gebracht, siehst den Jüngsten nicht recht vorwärts und den Ältesten sogar rückwärts kommen — wo soll die Seele da Harmonie und Genüge finden!

Zunächst indes zu Deinem Briefe. Vorerst laß Dir sagen, daß ich eine herzinnige Freude hatte, als ich Deine Handschrift auf dem Kuvert erkannte; leider wurde sie durch viele Einzelheiten Deines Briefes wieder gedämpft, so daß vom Guten fast nichts übrig blieb als Wilms[1]) und die Freundlichkeit

[1]) Mit Dr. Robert Wilms, dem späteren Chefarzt von Bethanien, war Fontane seit seinem Aufenthalt in dieser Anstalt befreundet. Man vergleiche Bd. 2, S. 421ff.

einzelner lieber Leute, die die Liebloſigkeit andrer mehr lächerlich als ärgerlich erſcheinen laſſen.

Du wirfſt mir vor, mein erſter Brief nach Deiner Entbindung ſei nüchtern geweſen, und — während ich dieſe Zeilen ſchreibe — verurteilſt Du gewiß den zweiten noch mehr. Ich muß mir das nicht nur gefallen laſſen, ich muß ſogar zugeben: Du haſt recht, und ich fühlte ſelbſt ſo was. Aber ich bitte Dich inſtändigſt, das nicht meinem Herzen und meiner vielverſchrienen Liebeunfähigkeit in Rechnung zu ſtellen. Ich habe mich genau nach der Urſache gefragt und ich kann lächerlicherweiſe keine andre finden als — Mutter Kummer[1]). Wenn ich in ſpäteſtens 14 Tagen zurück bin und Du den Brief der guten Frau lieſt, ſollſt Du ſelbſt urteilen, ob ich recht habe oder nicht. Du kennſt den Ausſpruch, daß ein witziger Menſch einem Langweiligen gegenüber ſelbſt geiſtlos oder im beſten Falle ſtumm wird. Dasſelbe gilt vom Gefühl: auch das leichtbeweglichſte Herz kommt nicht aus ſeinem gewöhnlichen Pendelſchlag, wenn man ihm eine Schreckensgeſchichte unter Gähnen und mit den Zeichen äußerſter Gleichgültigkeit erzählt. Der Brief der Mama iſt ſo geſchrieben, als wenn ſie mir mitzuteilen gehabt hätte, daß das Feuerwerk in Treptow wegen heftigen Regens unterbleiben mußte, und jedenfalls lag ihr die durch mich zu beſorgende Kiſte von Tootal & Browne mehr am Herzen als der eben geborene kleine Fontane. Daß ich nicht übertreibe, ſollſt Du ſpäter ſelbſt ſehen; auch wirſt Du's ohnehin glauben, denn ich habe ſchon tollere Szenen mit der Frau durchgemacht, wo ihr meine knirſchende Verzweiflung gleichgültiger war als eine Pfeife Tabak des alten Kummer. Doch genug davon; wir haben heut mehr und beſſeres zu tun, als alte Geſchichten aufzuwärmen.

---

[1]) Die zweite Frau des „Rates Kummer", von dem Fontanes Gattin als Kind adoptiert worden war — eine treffliche, aber etwas nüchterne Herrenhuterin, von der Fontane für einige ſeiner ſpäteren Romanfiguren wertvolle Züge entlehnt hat.

Nächsten Dienstag ist unsrer guten Mama Geburtstag: gratulier' ihr in meinem Namen und in den herzlichsten Worten, die Du hast. Das einzige Geschenk, das wir ihr machen können, ist das sichre Versprechen unausgesetzter Kindermuhmenschaft bei allem, was noch kommen mag. Th. F.

An Friedrich Witte.

17) Berlin, d. 18. Oktober 1852.

Mein lieber Witte.

Seit dem 25. bin ich zurück, und um die alte Redensart wieder loszulassen: meine Reise liegt wie ein Traum hinter mir. Ich bin nicht sehr traurig darüber, daß es mit England nichts wurde. Ich würde mich dort bei aller Bewunderung, die ich dem Ganzen zolle, nie heimisch gefühlt haben. Denn der einzelne, auf den man dort zumeist angewiesen ist, und in dem einzig und allein der dauernde Reiz des Lebens liegt, läßt dort viel zu wünschen übrig. Ja, ich muß es sagen, mehr noch denn hier.

Dazu kommen die Schwierigkeiten einer fremden Sprache. Es ist lächerlich zu behaupten, daß man irgendeine Sprache in sechs Monaten oder gar in vier Wochen lernen könne. Man lernt freilich sprechen; man versteht alles; man kann selbst Reden halten über Cobden und Lord Derby, aber das ist nicht das, was unsereins unter Innehabung einer Sprache versteht. Wir verstehen darunter die völlige Gewalt über dieselbe, und diese zu haben, erfordert Jahre. Ja, ich wage die Behauptung, daß es von Hunderten immer nur einer zu dieser Meisterschaft bringt, auch wenn er dreißig Jahre in Frankreich oder England lebt. Wir Schreiber aber bedürfen dieser Meisterschaft über die Sprache, um uns überhaupt wohl zu fühlen. Wir müssen uns mit Leichtigkeit in Assonanzen und Alliterationen ergehen können. Wir müssen imstande sein, unser Ohr mit dem Wohllaut eines neuen Reimes zu kitzeln. Wir müssen mit der

rechten Hand sechs Antithesen und mit der linken zwölf Wortspiele ins Publikum schmeißen können, und wo wir das nicht können, wo wir's nicht einmal verstehen, wenn's andre tun, da ist nicht unser Boden, da ist nicht unsre Lebenslust, und Heimweh befällt uns doppelt. — Nichtsdestoweniger wäre ich gern auf zwei bis fünf Jahre in England geblieben. Denn es ist eine unvergleichliche Schule, ist's für jeden und für mich insbesondere. Du weißt so gut, als ich Dir's sagen kann, daß es bei mir in hundert Stücken hapert, und daß mich die halbe Bildung zur Verzweiflung bringt, die das Kennzeichen und die Lebensgefährtin eines Giftmischers[1]) ist.

Es ist zu spät für mich, noch einmal auf die Schulbank zu gehen und in Griechisch und Latein nachzuholen, was ich in Tertia und Sekunda versäumte. Ich sage: es ist zu spät, und es ist auch nicht nötig. Nur muß ein Äquivalent vorhanden sein. Nur muß man ein Gegengewicht in die Schale werfen können. Nur muß man tüchtig und gründlich sein in irgendwas. Um deshalb wär' ich gern in England geblieben: ich würde mit (für einen Fremden) glänzender Kenntnis der Sprache, der Literatur und der Zustände des Landes zurückgekehrt sein und würde hinfort einen Berg gehabt haben, auf dem ich mich gefühlt hätte, wie der Hahn auf seinem Mist. Hierum bin ich gekommen. Der Markt deutscher Sprachmeister ist in London durch Konkurrenz ruiniert, und aufs Unsichere hin konnt' ich meine Frau nicht zu einer Übersiedelung veranlassen, die uns — neben unendlichen Kosten und Schwierigkeiten — leicht möglicherweise aus dem Regen in die Traufe geführt hätte. — So geht es denn nun hier im alten Geleise weiter, nur insoweit besser, als ich nicht mehr in den Zaum beiße und einem Leben Ade gesagt habe, das die Götter mir versagt zu haben scheinen. Ich mühe mich jetzt zu erwerben

[1]) Anspielung auf seinen und Wittes Apothekerberuf.

und bin ruhiger, wenn auch das nicht glückt. Denn ich trage dann gewissermaßen schuldlos das mir Auferlegte und fühle nicht mehr den Stachel: du hättest es ändern oder vermeiden können. — Gestern im Tunnel sprach ich Lucae. Ich höre, daß Ihr in fleißiger Korrespondenz steht. So erfährst Du auch wohl durch ihn die Tunnelneuigkeiten. Kommst Du am 3. Dezember[1])? Ob es interessant wird, müssen wir abwarten; reich und mannigfaltig wird es jedenfalls. Paul[2]) ist in Florenz. Gretchens[3]) Porträt auf der Ausstellung. Eggers hat große Sorgen wegen seines Kunstblatts. Lepel wohnt in der Magazinstraße. Ich werd' ihn vermutlich seltener sehen, als vor Zeiten, wo er in Köpenick war. Sonst gehörten mir seine Sonntagsabende bis 11 Uhr. Jetzt läuft er natürlich nach Haus, und meine Stellung zu seiner Frau verhindert, daß ich ihm folge. Immermann[4]) las vor acht Tagen eine wundervolle Satire; der Tunnel entzückt. Sonst nichts. Nur ist Scherenberg mehr der Held des Tages denn je. Die Kreuzzeitungsmenschen werden noch Trompeter engagieren, um es an den Straßenecken ausrufen zu lassen: ecce Sheakespeare II. Hofrat Schneider las uns gestern Cooks: „Der letzte Stuart." Claudius[5]) spielte den Ergriffenen wie ein Verrückter, Lepel, Ernst Schulze[6]) und meine Wenigkeit riefen indes ohne alle weitere Verabredung und wie aus einem Munde: es is nischt! Auch ist das noch heute meine aufrichtige Meinung. Cook ist allerdings genial, aber auf einem Holzweg. Leb' wohl! Grüße und Empfehlungen von Deinem

Th. Fontane

---

[1]) Fünfundzwanzigjähriges Stiftungsfest des Tunnels.
[2]) Heyse.
[3]) Margarete Kugler, damals Heyses Braut.
[4]) Wilhelm v. Merckel.
[5]) Hesekiel.
[6]) Rendant Müller.

An Theodor Storm.

18) Berlin, d. 8. März 1853.

Sehr geehrter Herr!

Unser Eggers gedenkt noch heute an Sie zu schreiben und längst fällige Briefschulden endlich zu zahlen. Erlauben Sie mir, daß ich von der Gelegenheit profitiere und Veranlassung nehme, Ihren freundlichen Gruß durch einige Zeilen zu erwidern. Mit Ihrem schönen Gedicht wag' ich keine Konkurrenz, und so hab' ich mich, als Gegengeschenk, zur Übersendung einer altenglischen Ballade entschlossen, die's eben tragen mag, wenn sie mißfällt. — Daß wir Ihrer oft gedenken, mögen Sie schon glauben. Sie traten gleichsam wie ein lieber Bekannter in unsern Kreis und sind uns seitdem nicht fremder geworden. Es heißt sehr oft: „Das wäre ein Stoff für Storm!" Oder aber: „Der X hat mal wieder geschludert; so talentvoll — aber was ihm fehlt, das ist sozusagen — das Stormsche." Sie sind uns die Verkörperung von etwas ganz Besonderem in der Poesie und leben neben vielem andrem auch als eine Art Gattungsbegriff bei uns fort.

Über die Schicksale Ihrer Bruder- und Schwesterballade[1]) wird Ihnen wohl Eggers schreiben. Ich bekenne freimütig, daß ich mit der Majorität war und bewunderte und — verwarf.

In nächster Zeit schon hoff' ich diesen Zeilen einige weitre folgen lassen zu können. Wir haben ein literarisches Unternehmen[2]) vor, zu dem es ungemein erwünscht sein würde, eine Kraft wie die Ihrige heranziehn zu können. Näheres verspar' ich mir, da die ganze Angelegenheit zuvor noch ihrem Abschluß entgegensieht. Bis dahin unter Gruß und Empfehlung Ihr ergebenster Th. Fontane

[1]) „Geschwisterblut" Storms Ged., 7. Aufl., S. 37 ff. Es handelt sich um die Aufnahme der Ballade im „Tunnel über der Spree". Näheres darüber Bd. 2, S. 235.

[2]) Das gemeinsam mit Franz Kugler herausgegebene belletristische Jahrbuch „Argo" (Dessau 1854).

An Theodor Storm.

Berlin, d. 19. März 1853.

19) Luisenstraße 35.

Sehr geehrter Herr!

Schneller fast, als ich erwartete, komm' ich dazu, meinem Schreiben von neulich einige weitere Zeilen folgen zu lassen.

Ich sprach Ihnen — wenn ich nicht irre — von einem belletristischen Unternehmen, das vorbereitet werde, und dessen Abschluß ich nur noch erwartete, um mich mit der Bitte um Beteiligung an Sie wenden zu können. Dieser Abschluß ist inzwischen erfolgt, und unter Redaktion von Kugler und mir wird spätestens Anfang Oktober ein „belletristisches Jahrbuch" (ein bestimmterer Titel ist noch nicht gefunden) erscheinen, das laut Übereinkunft mit unsrem Buchhändler aus zehn Bogen Novellen, Erzählungen, Biographie u. dgl. m., fünf Bogen Verse (namentlich Balladen) und fünf Bogen verschiedener Aufsätze bestehen soll. Für die zwei letztgenannten Fächer ist im wesentlichen der Stoff bereits vorhanden (womit keineswegs gesagt sein soll, daß uns nicht einige poetische Arbeiten, namentlich Lyrisches, von Ihnen aufs höchste willkommen sein würde). Was uns aber fehlt und der ganzen Richtung derer nach, von denen das ganze Unternehmen ausgegangen ist, *fehlen muß*, das sind Novellen — *Ihre* starke Seite. Wenn ich von „Novellen" spreche, so bitt' ich's damit nicht wörtlich zu nehmen. Ich verstehe darunter vielmehr jede Art poetischer Erzählung, und ob Sie den Stoff der Sage, der Chronik oder dem eignen Erlebnis entnehmen, gilt uns völlig gleich. Ich sehe Ihrer Erklärung hierüber, hoffentlich Ihrer Zusage, mit Nächstem entgegen und darf Ihnen nicht verschweigen, daß unser gesamtes Komitee (Kugler, v. Merckel, v. Lepel, Schulrat Bormann, Dr. Eggers und meine Wenigkeit) eine herzliche Freude haben würde, Sie an unsrem Streben: ein tüchtiges belletristisches Jahrbuch herzustellen, mitwirken zu

sehn. Wir würden Ihnen zwischen ein und drei Bogen Raum bewilligen können. Honorar pro Bogen sechzehn Taler. Spätester Ablieferungstermin: Mitte Juni.

Gestatten Sie mir an die vorstehende ergebenste Aufforderung noch ein zweites Gesuch zu knüpfen. Ich weiß nicht, wie nah' Sie dem Verfasser des „Quickborn" stehn, aber wenn mich nicht alles täuscht, so kennen Sie ihn wenigstens. Aus der Vorrede zu seinem Buch hab' ich ersehen, daß er nicht nur ein famoser Dichter, sondern nebenher auch ein feiner, über jedes kleinste sich Rechenschaft gebender Kopf ist und gewiß imstande wäre, uns über Volkspoesie, über die Vorzüge des Plattdeutschen und überhaupt über alle jene Fragen, die ihn vorzugsweise beschäftigt zu haben scheinen, einen ebenso schätzenswerten wie interessanten Aufsatz zu schreiben. Könnten Sie ihm gegenüber wohl unser Vermittler sein? Ich seh' auch in bezug auf diesen Punkt Ihrem Entscheid mit Spannung entgegen und würde nicht säumen, mich brieflich an Klaus Groth zu wenden, von dem Augenblick an, wo ich Ihren Rat dazu in Händen hätte.

Von hier aus ist wenig andres zu berichten. Kugler steckt in Arbeiten (Baugeschichte) bis über die Ohren; Eggers gibt Gastrollen als Balladendichter. Felix Dahn (der junge Baier, dessen Sie sich von Kuglers her vielleicht entsinnen) bietet neuerdings seine Doktrinen im Tunnel feil. Otto Roquette (verlobt seit zwei Monaten) ist in Liebes- und Damendienst seit wenigen Tagen wieder abwesend, und ich selber beschäftige mich seit länger als drei Wochen mit der Grippe — das ist der augenblickliche Stand des literarischen Berlin, soweit Sie's von Angesicht kennengelernt haben. Paul Heyse bleibt noch bis zum Herbst in Rom. Ein ähnlicher Bittbrief wie dieser ist auch an ihn abgegangen. Wenn er und Sie bereitwillig unsrem Wunsche nachkommen, so schließt das Engagement fremder Kräfte hiermit ab, und die Hoffnung ist da, mit etwas Tüchtigem vors Publikum zu treten.

Mich Ihnen angelegentlichst empfehlend, hochachtungsvoll ergebenst Ihr Th. Fontane

P.S. Das Wachslicht war schon angesteckt, um meinen Brief an Sie einzusiegeln, als Eggers mit neuesten Nachrichten aus Husum erschien. Ich habe Ihnen zunächst meinen herzlichsten Dank für Ihre freundlichen Zeilen auszudrücken. Daß Ihnen die altenglische Ballade so entschieden gefallen hat, freut mich sehr. Ich bin nämlich immer in Sorge, daß ich mich zuletzt (wie das fast immer geschieht) in diese Antiquitäten verlieben und das freie Urteil über sie verlieren könnte. Mir schweben grauenhafte Beispiele vor. Wer sich fünf Jahre lang mit Rosenplüt beschäftigt, schwört darauf, daß er ein großer Dichter gewesen sei. Ja sogar Gottsched kann auf die Weise noch mal zu Ehren kommen. Im Tunnel hab' ich allerdings eine Art Regulator zur Seite, doch bin ich zu sehr ein Kind des Tunnels, als daß des Vaters Lob, unter dessen Maximen ich großgezogen wurde, mir von besondrem Gewicht erscheinen könnte. Drum bedarf ich gelegentlich bei dieser meiner Arbeit (denn es soll ein umfangreiches Buch werden) auch eines ermunternden Zurufs von außen her.

Daß Ihnen so wenig Muße zum Schaffen bleibt, bedaure ich um so aufrichtiger — weil aus den allerselbstsüchtigsten Motiven. Dennoch geb' ich nicht alle Hoffnung auf, etwas von Ihnen zu empfangen, und statt meine Bitte zurückzuziehn, wiederhol' ich sie nur um so dringlicher. — Die Aussicht, Sie auf ein halb Jahr, vielleicht für immer, hier zu sehn, erfüllt uns alle mit großer Freude. Glauben Sie mir, es ist nicht so kreuzerbärmlich hier, wie unsre Gegner in Süd und Nord gewöhnlich glauben. Das „Berliner Wesen", das einem auf der Straße und in der Kneipe, überhaupt im alltäglichen Leben entgegentritt, ist anfangs ungenießbar. Schärfe, Unverschämtheit, Lieblosigkeit bringen den Fremden um. Aber hinter diesen

trostlosen Erscheinungen, die sich aufdrängen, gibt es wohltuende, die sich verbergen, und die man kennenlernen muß, um nicht voll ungerechter Vorurteile uns wieder zu verlassen. Auch unser Bestes, was wir bieten können — ich weiß es wohl! — hat etwas von jener Schärfe, die seit den Tagen des alten Fritz hier in der Luft zu liegen scheint, aber in gehöriger Verdünnung hat diese Schärfe ihren Reiz und söhnt uns zuletzt auch mit den starken Dosen aus, die schließlich (wenn wir dahinterkommen, daß es Senf und kein Sublimat ist) zur Quelle unsres Vergnügens und herzlichsten Gelächters werden. Die Süddeutschen und wir verhalten uns zueinander wie die „Fliegenden Blätter" zum „Kladderadatsch". Ich glaube, wir sind ihnen um eine ganze Pferdelänge vor. Ihrer baldigen Antwort entgegensehend und unter ergebensten Empfehlungen an Frau Constanze, Ihr Th. Fontane

An Theodor Storm.

20) Berlin, d. 2. Mai 1853.

Sehr geehrter Herr!

Dringende Geschäfte zum Teil, andrerseits ein plötzliches Erkranken Kuglers (man fürchtete ein Nervenfieber, doch hat's bei einem bloßen Wechselfieber schließlich sein Bewenden gehabt), lassen mich erst heute zur Beantwortung Ihrer freundlichen Zeilen kommen. Herzlichen Dank dafür, daß Sie so schnell bereit gewesen sind, Ihren Epilog dran zu geben, und doppelten Dank dafür, daß Sie, falls die Stimmung dazu kommt, nicht abgeneigt sind, den erstgeborenen wilden Kain durch einen leise tretenden Abel zu ersetzen! Was nun pag. 113 angeht, so ist es Ihnen allerdings geglückt, uns diese Schlußwendung leidlich verständlich zu machen, aber doch immer nur leidlich; es bleiben immer noch kleine Undurchdringlichkeiten. Die beiden ersten Sätze erledigen sich, aber der dritte: „So wollen wir die Büchse laden; der Wald und die Prinzessin sind

in Feindes Händen" macht uns nach wie vor zu schaffen. Dieser Ausruf gehört allerdings in den Mund eines Liebhabers, der plötzlich die Möglichkeit gegeben sieht, sein Liebstes zu besitzen; aber wir kennen ja den Gabriel von Anfang der Erzählung an als einen, der den vom Feinde besetzten Wald wieder erobern will, und noch seine Abschiedsworte, die er an die Prinzessin richtet, drücken diese Absicht klar und deutlich aus. So genügt uns denn Ihr Kommentar: ... „Gabriel faßt diesen Gedanken lebhaft auf, und weil der Wald usw. vom Feinde okkupiert ist, will er die Büchse laden und den Ort befrein" nicht völlig. Er hätte ganz dasselbe getan, auch ohne die Begegnung mit dem Mädchen. Doch genug davon! Wiewohl Sie in Ihrem Briefe keine Silbe darüber äußern, so können wir uns doch nicht davon losmachen, daß die ganze Arbeit eine wunderbar schöne Verschmelzung von konkretester Darstellung und Allegorie sei. Der Alte ist das Patriarchalische, das Mädchen die Frische und Freiheit Ihres schönen Landes. Drum suchten wir in pag. 113 usw. nach mehr. Sie haben uns dies durch Ihren letzten Brief gewissermaßen verboten, und wir haben uns akkommodiert. Doch, wie gesagt, auch in diesem Falle bleiben kleine Rätsel[1]). Bevor ich nun aber weitergehe, bitt' ich Sie ums Himmels willen, diese breitausgesponnene Splitterrichterei nicht mißverstehen zu wollen. Wir wissen nach wie vor, welch frische schöne Blüte wir in Ihrem „Grünen Blatte" haben, und wenn meinerseits so viele Seiten schönes Papier an allerhand Anfragen und Auseinandersetzungen vergeudet worden sind, so erklären Sie sich's damit, daß man eben nur an der schneeweißen Schürze das kleinste Fleckchen bemerkt und es fortwünscht, um die seltne Freude des Makellosen zu haben.

Ich habe noch auf Einzelheiten Ihres vorletzten Briefes zu antworten. Besonders am Herzen liegt mir, was Sie über

[1]) Storm änderte noch einmal an den Versen.

unsre „Berliner Luft“ sagen. Sie tun uns unrecht. Ich kann Ihnen darin beipflichten, daß „die goldne Rücksichtslosigkeit[1]) als Naturprodukt andern Orts (am Rhein, in Süddeutschland und ich glaube auch in Ihrem Eiderlande) besser gedeiht, aber als Bildungsresultat (und als solches fordern Sie dieselbe) kommt — vielleicht mit alleiniger Ausnahme von Frankreich — nirgends eine so annähernde Verwirklichung der Egalité-Chimäre vor wie hier bei uns. Die mannigfachen Kräfte unsres Staats wie unsres gesamten Lebens rivalisieren nicht untereinander, und keiner drängt sich vor. Es gibt nirgends in der Welt, auch in Frankreich nicht, so wenig eine „exklusive Gesellschaft“ wie hier bei uns. Geburt, Reichtum, Rang, Talent und Wissen vertragen sich hier in wunderbarer Weise, und Graf Arnim, mit einem halben Fürstentum hinter sich, verkehrt mit dem Lokomotivenbauer Borsig oder mit Professor Dove völlig ebenso wie mit seinesgleichen. Ja, ich muß es bekennen, wir haben von diesem Nivellement zuviel und kranken an einer Impietät, die bereits der Ankergrund war und wieder sein wird, drauf die Revolution (bei uns ein reiner Einwanderer) ihre Haken auswirft.

Sie fordern weiterhin im Gegensatz zur Geschmacksbildung eine sittliche Bildung, eine Bildung des Gemüts, die gelegentlich Opfer zu bringen und ein Märtyrertum zu schaffen versteht. Glauben Sie wirklich, daß wir dieser Kräfte bar und bloß sind? Dann wäre unser letzter Tag gekommen. Die Stadt Berlin stellte außer den Linientruppen, die bereits verschiedene Regimenter bildeten, im Jahre 1813 zehntausend Freiwillige, und die Bevölkerung der Stadt betrug damals nicht voll 180 000. Schleswig-Holstein in Ehren, aber das

[1]) Die Stelle des Stormschen Briefes, auf die Th. F. hier repliziert, ist in der Autobiographie „Von Zwanzig bis Dreißig“ abgedruckt. Vgl. Bd. 2, S. 226. Ebenda S. 228 Storms Antwort auf die F.sche Entgegnung.

haben sie uns noch nicht nachgemacht. Das Volk hier hat eine echte und wahre Opferfreudigkeit. Auch die sogenannten „Gebildeten", ja sogar die „Berliner Kinder" (was in vielen Stücken eine unleidliche Sorte ist) haben davon, vorausgesetzt, daß es was gilt.

Wir haben uns wie Franz Moor (nur auf andrem Terrain) „nie mit Kleinigkeiten abgegeben"; aber wenn es — und diese Tage haben vielleicht schon den Klopfer an unserer Tür — über kurz oder lang wieder die großen und ewigen Dinge des Lebens gelten wird: Freiheit (nicht das Barrikadenkind), Unabhängigkeit, Glauben, Sitte, Familie, dann werden wir auf dem Platze sein, wie's unsere Väter waren, und den Beweis führen, daß wir fürs Leben auch zu sterben wissen. — Und nun nichts mehr davon! Man darf uns schlechterdings nicht mit unsrer Politik (die das kastrierte Produkt einzelner, guter, aber dennoch aus der Art geschlagener Leute ist) verwechseln. Was uns fehlt, ist Feinheit, Liebenswürdigkeit und die rechte Liebe überhaupt. Doch an Bravheit fehlt es uns nicht, ebensowenig wie an allen möglichen Resultaten der Bildung. Aber freilich die Bildung, die so viel kann, kann nicht alles, nicht das Letzte und das Höchste, und das fehlt uns. Wir sind innerlich freier als die Engländer, aber haben — ihren Egoismus und — da liegt's!

Nun unser Buch. Es wird zunächst aus Novellen bestehn, und zwar von: Th. Storm, W. v. Merckel, Paul Heyse, Franz Kugler, Leo Goldammer und einem unbekannten Sechsten, der noch erst zu finden ist. Kennen Sie einen solchen? Sie würden mich durch Fingerzeige Ihnen auf das allerentschiedenste verpflichten, denn es bleibt noch Raum zum Füllen übrig. Zweitens: Balladen. Und zwar zuerst ein paar Bogen altenglische, übertragen von meiner werten Person. Dann gemeine deutsche (Balladen nämlich) von: Kugler, Merckel, Lepel, Fontane, vielleicht auch Eggers. Lyrisches — wenn er uns nicht im Stich läßt — von Paul Heyse. Und schließlich Aufsätze, bestehend aus

einer Kuglerschen Arbeit „Über die Shakespearebühne“ sowie aus einer Reihenfolge „Londoner Briefe“ von mir. Das wär's. Über Bilder verlautet noch nichts Bestimmtes. Gute könnten wir nur brauchen, und solche verteuern das Unternehmen um ein bedeutendes.

Roquette ist zurück von der Brautfahrt, doch hab' ich ihn noch nicht gesehn. Sein Stück hat vor Schauspielerohren (in einer Vorlesung bei Kugler, wo Dessoir und Clara Stich zugegen waren) keine Gnade gefunden. Ein Beweis mehr, daß es gut ist. — Paul Heyse schreibt selig aus Sorrent. Neapel hatte seinen Erwartungen nicht entsprochen, und gar in Rom (durch eigne Schuld) war er eingetreten wie in einen Bibliothekraum: jedes Trümmerstück — eine Schwarte zum Studium. Da fällt das Vergnügen weg. Jetzt trinkt er Natur in vollen Zügen und wundert sich, daß er's kann, denn einer seiner Sätze war: Natur ist nichts, die Menschen sind alles. — Die von Göttingen eingegangene Komposition soll nicht viel taugen. Da Kugler krank war, gab ich's der Reihe nach an drei andere Musikverständige, darunter eine Autorität. „Es sei nichts!“ sagte jeder. Wie kann man ein so schönes Lied so schlecht komponieren! meinte der eine. Selbst meine Laienschaft hat die Unbedeutendheit herausgefühlt. — An Klaus Groth hab' ich inzwischen selbst noch geschrieben; vielleicht erreicht ihn mein Brief. Eh' diese Zeilen abgehen, werd' ich noch versuchen, ob der rekonvaleszente Kugler zum Schreiben und zu einer Kopie seiner Ballade zu bringen ist. Soeben find' ich in Ihrem vorletzten Brief die Notiz: „Wenn ich bis zum Schluß der Redaktion noch was Lyrisches schreiben sollte, so rechne ich auf ein freies Blättchen in Ihrem Buch.“ An dieser Stelle die Versicherung, daß dies freie Blatt für Sie immer da sein wird.

Und nun unter herzlichem Gruß Ihr

Th. Fontane

An Friedrich Eggers.

21) Kränzlin bei Neu-Ruppin, d. 22. Juli 1853.

Mein lieber Eggers.

Ihr kamt etwas spät, Graf Isolan; doch sei es drum; die besten Gäste erscheinen immer zuletzt. (Ich fühlte das nie mehr als heut vor einem Jahr, wo ich bei Bunsen der erste war. Ich verwünschte damals die Schnelligkeit englischer Cabs so von ganzem Herzen wie hierzulande das Schneckentum einer heimatlichen Droschke). Daß Deine Beiträge nunmehr in Katzs[1]) Händen sind, hab' ich zu meiner großen Freude ersehn. Sie tragen sehr wesentlich dazu bei, unser Buch zu etwas Apartem zu machen. Außerdem ist der kleine Leserkreis, den sie finden werden, ein sichrer und zweifellos — trotz Klaus Groth — ein befriedigter. Die Sachen sind allerliebst, und ich kann Dir nur immer wieder und wieder sagen: kultiviere dies Feld weiter. Meine Erfahrungen stoßen mich immer mehr mit der Nase auf folgende zwei Wahrnehmungen: unsre besondre, jenseits des Gewöhnlichen liegende Fähigkeit ist nur auf einer oft haarbreiten Linie zu Hause. Und zweitens: wer was leisten, Anerkennung ernten und sein Schäfchen ins Trockne bringen will, der konzentriere sich, der hüte sich vor einem Gerechtsein in aberhundert Sätteln und begnüge sich schlimmstenfalls damit, gut Whist oder Billard spielen zu können. In diesen Anschauungen werd' ich immer fester, und hätt' ich nicht mit dem Niederringen des allerprofansten Hungers Tag um Tag zu tun, ich wollt' es Euch innerhalb fünf Jahren ad oculos demonstrieren, daß ich recht gehabt habe. Vielleicht aber setz' ich Dir (wie Lepeln so oft) in Vorstehendem Dinge auseinander, worüber gar kein Streiten obwalten kann — dann verzeih mir!

„Verännerung"[2]) ist allerliebst. Der „Lakritz" stört den

[1]) Verleger der „Argo".

[2]) Heißt in der „Argo": „Wedder to Hus".

Hochdeutschen etwas, doch weiß ich allerdings, daß im Plattdeutschen die von Dir gewählte Wendung gang und gebe ist. Wichtiger dürfte aber folgendes sein: der Eingang des Gedichts macht durchaus den Eindruck, als wolle der Betreffende erst nach Haus, während er doch schon da ist. Wenn Dir dies einleuchtet, so wird eine kleine Abänderung in der ersten Strophe leicht zu machen sein. Vielleicht daß er sofort sagt: „Nun bin ich wieder da" oder: „Zu Haus ist doch am besten" oder dergleichen.

Über „Kopf und Herz" kann ich, den Schlußzeilen nach, noch kein Urteil fällen. Nur so viel: daß gerade die letzten vier Zeilen recht glatt und rund herauskommen. Die andern vier gehören durchaus zu dem Vorhergehenden, das ich noch nicht kenne.

Am Dienstag wohnt' ich in Gedanken Eurer Rütlisitzung[1]) bei. Dies Arbeiten, auch noch mit halber Kraft, imponiert mir. Anders ist es mit dem zusammengetrommelten Tunnel. Es ist da weder Herz noch Geist, was die Leute bei Puhlemann[2]) (sehr bezeichnend) zusammenführt, sondern nur die allertrivialste Neugier, um etwas Klatsch für „Muttern" (die sich so herzlich langweilt) mit nach Hause zu bringen. Wer ist denn „Luhs" oder „Jrus"[3]), den Du mir dreimal als eine plattdeutsche Größe vorreitest? Habe nicht die Ehre. Ist es nicht am Ende „Röbbing"?[4])

---

[1]) Das Rütli war eine von Franz Kugler im Jahre 1852 begründete Abzweigung des Tunnels. Vgl. W. Lübkes „Lebenserinnerungen" (Berlin 1893) S. 185f.

[2]) Ein Restaurant Puhlemann kennt das Berliner Adreßbuch von 1853 nicht. Ein Café Puhlmann befand sich damals in der Schönhauser Allee 148. Ob dort der Tunnel tagte, war nicht zu ermitteln. Zu den Bd. 2, S. 183 genannten Versammlungslokalen gehört es nicht. Vielleicht kamen die Genossen nur im Sommer dort zusammen.

[3]) Jrus war der Übername des Kunsthistorikers Wilhelm Lübke.

[4]) Robert, Bruder von Friedrich Eggers.

„Waldmeister"[1]) zu begrüßen, freu' ich mich aufrichtig; grüß' ihn herzlich. Die von Storm und Gutzkows Weisheit zitierte Stelle über Roquette ist in meinen Augen lächerlich. O ja, man sagt wohl mal so was Ähnliches, aber man muß nur nachher nicht tun, als sei das was Großes, Unumstößliches. So ist aber dieser Gutzkow, und ich ärgere mich, daß der sonst so feine und wohlerwägende Storm solche doch eigentlich banale Phrase halb und halb zu der seinigen macht. Herr v. Salvandy, der den Vater dieses Gutzkowschen Weisheitssatzes schon vor vierundzwanzig Jahren zeugte und als den populär gewordenen Ausspruch: „Sie tanzen auf einem Vulkan" in die Welt schickte, war viel geistreicher und war unter allen Umständen — der erste. Was verlangt denn dieser vor Eitelkeit berstende Gutzkow, das man schreiben soll? Vermutlich Lobhudeleien über seine Größe und Herrlichkeit. Oder glaubt er, daß seine Stücke (alle Achtung vor einzelnen derselben!) zu dem Donnergewölk der Revolution in irgend näherer Beziehung stehn als das Bimmel-Bummel-Bammellied oder irgendeine andre Roquettesche Liebenswürdigkeit?! Was ist der Grund solcher absprechenden Kritik? Der Neid, der Ärger zwickt ihn, der Ärger darüber, daß man noch auf andre Weise als durch neunbändige Romane berühmt werden kann, und daß der Verfasser von: „Das beste Bier im ganzen Nest" ebenso bekannt ist wie der Dichter oder Nichtdichter des Uriel Acosta.

Ich komme erst Donnerstag, den 28., nach Berlin zurück, weil heut die Ernte begonnen hat und vor Schluß derselben keine Pferde 'rausgerückt werden. Desto mehr bind' ich Dir mein Gesuch von neulich auf die Seele (ich habe ja dann nur noch drei Tage Urlaub) und rechne mit Bestimmtheit auf ein Vorfinden der Übersetzung bei Dir, wenn sie nicht Behm inzwischen seinen Lesern serviert hat. Dann muß ich mich freilich

[1]) Otto Roquette.

anderweitig 'rausschwindeln. Wenn Du an Storm schreibst, so grüße zunächst, leg' ihm dann ein Einsenden oder Mitbringen seiner lyrischen Beiträge fürs Jahrbuch dringend ans Herz, danke ihm, daß er's mit meiner Besprechung seiner nicht strenger genommen hat und notifiziere ihm schließlich, daß es meiner Frau und mir ein großes Vergnügen sein würde, ihn — falls er nicht vor dem 24. August in Berlin eintrifft — bei uns beherbergen zu können. Bis dahin (vom 10. oder 12. ab) haben wir Besuch. Bei dieser Einladung setz' ich natürlich voraus, daß Dein Wohnungswechsel Dir verbietet, ihn aufzunehmen. Doch erinnere ich mich, daß Du Dich in diesem Sinne äußertest. — Empfiehl mich allen Freunden und sei herzlich gegrüßt von Deinem Th. Fontane

An Theodor Storm.

22) Berlin, d. 13. August 1853.

Sehr geehrter Herr!

Noch ganz unter dem Eindruck Ihres schönen Gedichts[1]) setz' ich mich nieder, um Ihnen zu schreiben und — zu danken. Ich las es mit meinem Jungen auf dem Schoß, während so schöne frische Luft durchs Fenster wehte (ich wohne zum Glück drei Treppen hoch), wie sie Berlin nur irgend aufzubringen weiß. Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie wohl mir in dieser Zeit der fabrizierten Poesie Ihre wirkliche, herzgeborne und -gebotne tut. Um sofort aus Ihnen zu zitieren: Ihre Lieder sind „Pulsschläge Ihres Lebens", woran man — ohne ein besondrer Doktor zu sein — sofort herausfühlen kann, daß das Blut voll und gesund, ich möchte sagen deutsch, durch Herz und Adern geht, während die Lieder unsrer Dutzend-lyriker nur die Pendelschläge zweier Beine sind, wofür unsre liebe Sprache den Ausdruck hat: einen Esel zu Grabe läuten.

[1]) „Abschied" Argo 1, S. 309. In dem Abdruck in Storms „Gedichten" fehlt die hier besprochene dritte Strophe, die die „Argo" bietet.

Wer dabei der Esel ist, die Lyriker selbst oder das Lied, das sie eben zusammenbimmeln, oder das Publikum, das ihnen andächtig — als wären es Kirchenglocken — zuhört, laß ich ununtersucht. — Doch nun wieder zu Ihrem Gedicht. Ich bin doch für die dritte Strophe und werde sie nur fortlassen, wenn Sie drauf bestehn. Die Deutlichkeit des Gedichts gewinnt dadurch außerordentlich. Wenn man nicht weiß, daß Theodor Storm in Husum lebt und auf dem Punkte steht, Schleswig zu verlassen; wenn man ferner nicht weiß, daß das Meer in der Nähe braust, daß der Dichter eine liebenswürdige Frau hat, die Constanze heißt, und vor vier Wochen seinen Jüngsten hat taufen lassen, so ist es nicht ganz leicht, sich sofort in einem derartig reichbelebten Gemälde zurechtzufinden. Und man darf Dinge nicht streichen, die für den Eingeweihten zwar fehlen dürfen, für das Verständnis des Draußenstehenden aber von Wichtigkeit sind. Sie antworten mir vielleicht: man schreibt eben für einen Kreis Ausgewählter und nicht für die Schafherde (die ihrem Leithammel folgt), welche sich „großes Publikum" nennt. Aber das ist doch nur zum Teil richtig, und es ist mindestens unklug, wenn nicht geradezu verwerflich, der großen Masse vornehm den Rücken zuzukehren. Der Instinkt von Gevatter Schneider und Handschuhmacher ist ein viel feineres und beherzigenswerteres Ding, als unsre Odenschreiber (Platen) sich träumen lassen. Den kommenden großen Dichtern muß und wird es ein Fingerzeig sein, daß man ein Dutzend deutscher Novellisten über Eugen Sue und Konsorten vergessen konnte. — Um noch einmal auf diese dritte Strophe zurückzukommen: sie hat etwas vom Leitartikelcharakter und kann deshalb manchen wie Phrase berühren. Aber alles, was Phrase geworden ist, war anfänglich (in den meisten Fällen) eine Wahrheit, ein beherzigenswerter Grundsatz, und Scherenberg sagte mir einmal überaus fein: Dichter sein heißt, das Triviale wieder in seine ursprüngliche

Schönheit einsetzen. Ich halte viel von dieser Definition, und dem nicht neuen Gedanken:

Nennt nur das Leben eures Volkes Lüge
Und die Begeistrung, die euch einst beseelt

haben Sie wieder zu seinem Rechte verholfen, ihm die poetische Weihe gegeben. Nachmittag haben wir Rütli. Ich freue mich sehr, Kuglern und Eggers (alles andre ist verreist) Ihren Brief vorlegen zu können. Ich werde Ihnen dann morgen gewissenhaft mitteilen, ob jene zwei auf Seite des Dichters oder des — Praktikus (Kritiker wär' ein zu gutes Wort) getreten sind.

Ihr jüngst eingesandtes Gedicht: „Am 24. Dezember 1852"[1]) gefiel mir recht gut. Ich fand es ein wenig tiftlig, konnte aber keine eigentlich schwache Stelle finden. Kugler bewährte sich hinterher wieder als der feinere Kritikus.

An Friedrich Witte.

23) Berlin, d. 3. Oktober 1853.

Mein lieber Witte.

Dein Brief hat mir eine große Freude gemacht, nicht nur als Lebenszeichen überhaupt, sondern ganz besonders seiner Frische und Fülle halber. Es ist doch ein eigen Ding um das Reisen. Alles eingefrorene Wesen schmilzt, und die Steifheit, innerlich und äußerlich, macht einer Geschmeidigkeit Platz, als hätte man sich allabendlich mit Ol Lumbricorum eingerieben. Auch Du trugst Dein Stück (wer tut es nicht?) Philisterium mit Dir herum, und Deine Briefe waren gelegentlich weisheitzopfig. Diese drei Monat aber haben Dir den Chinesenschmuck genommen, und Du läufst zwischen Deinen Zeilen so munter, so natürlich-nackt umher wie die Jungens bei Lutze und Tichy[2]). Bleib in dem Kostüm, namentlich auch wenn Du Dich an die Arbeiten machst, von denen Du zum

[1]) In Storms „Gedichten" unter dem Titel „Weihnachtsabend".
[2]) Berliner Badeanstalten.

Schluß Deines Briefes sprichst. Was wird's denn? Hast Du den Oranien wieder aufgenommen? (ich denke, Du ließest ihn; Gründe nächstens, wenn Du sie forderst) oder ist Dir was Neues in den Weg gelaufen? Was es auch sei, nimm Dich zusammen. Es hat nun die Stunde für Dich geschlagen, und Entschuldigungszettel werden von der Schulmeisterin Kritik nicht mehr angenommen. Ich bedaure keinen Augenblick, daß Du bis dato zu keinem mußevollen Anspannen Deiner ganzen Kraft, vielmehr nur immer zu einer Art Extemporaleschreiben gekommen bist. Du hast dabei das gelernt, was in der Dichtung überhaupt zu erlernen ist. Ich schrieb Dir vor Jahren: bringe Beckers Weltgeschichte oder Puchtas Pandekten in Verse; erheuchle keine Gefühle (denn das ruiniert) und mache Dich so viel wie möglich an den formellen Teil unsrer Kunst; beherrsche die Technik. Du hast's getan, und wenn immer Du kein Platen, Rückert und selbst kein Lepel bist, so kann man doch mit gutem Gewissen von Dir sagen: Du verstehst Deinen Vers zu machen. Aber nun, mein lieber Mitte, geht's weiter. Und wunderbar: soviel das ist (wenn man's vor sich hat), was Du jetzt überwunden hast, sowenig ist es doch wieder, und es fehlt dem besten Techniker, wenn er weiter nichts ist als das, eben noch alles — es fehlt der Dichter. Zeige jetzt, ob Du auch das bist, das in Dir hast und aus Dir entwickeln kannst. Hüte Dich vor Reminiszenzen, vor dem Nachpfeifen andrer Klänge und Weisen. Es gibt nur ein Präservativ: das eigentliche Dichtertum selbst, den Beruf. Hier ist der Probierstein. Wer Gedichte macht (gleichviel ob lyrisch, episch oder dramatisch, wiewohl es in der Lyrik am schlimmsten ist), wird immer in die Tonart eines Vorgängers verfallen. Das echte Talent ist immer selbständig. Suche die Muse nicht; warte ab, bis sie Dich sucht. Die Zeit der Exerzitien ist vorbei. Wir verlangen jetzt Gedichte von Dir. Aber Gedichte verlangen ein volles Herz, die wärmste Hingabe. Habe das, und Du wirst auch

Deinen eignen Weg, Deinen eignen Ton gefunden haben. Genug davon. Ich habe diese Dinge mit Theodor Storm (Verfasser der Sommergeschichten; Du kennst ihn wohl aus meiner Anthologie) jetzt oftmals durchgesprochen und im Hineinschaun in die Werkstatt eines bedeutenden und bewußten Talents (wie Storm es ist) erst wieder recht fühlen gelernt, welche ernst und schwere Sache das Versemachen ist. Die stumpfe Masse, die den Bombast liebt, läßt sich nichts träumen davon.

Also Storm war hier, fast vier Wochen, die er bei Kugler (Strohwitwer seit einem Vierteljahr) verlebte. Das gab schöne, anregende Tage und eine Fülle, für die hier kein Raum ist. Er wird einer der unsern, verläßt Husum und geht nach Potsdam. Wir bedauern es, ihn nicht unmittelbar unter uns zu haben.

Diese „Uns" oder „Wir" sind Kugler, Bormann, Merckel, Lepel, Eggers, Adolf Menzel (P. P. Rubens), Paul Heyse und ich. Heyse kehrt morgen mit den Kuglerschen Damen zurück; vier Wochen war er in Dürkheim (Rheinpfalz). Wir sind unendlich gespannt auf ihn. Die vorstehenden acht bilden die Besatzung der Argo und nennen sich Argonauten. Wir versammeln uns alle Sonnabend; es geht reihum. Die Argo erscheint innerhalb der nächsten vierzehn Tage. Ich denke, Du wirst nicht unter den letzten Käufern sein. Mit Freiexemplaren (jeder eins) steht es so schlecht, daß ich auf „freundschaftliche Überreichung" verzichten muß. Bin sehr neugierig, was Du zu dem Buche sagen wirst. Eins ist es gewiß — anständig. Die Langweiligkeit, die damit so leicht Hand in Hand geht, ist, soweit ich's beurteilen kann, glücklich vermieden. Doch über ein Kleines magst Du selbst urteilen.

Auf Paul Heyse freuen wir uns sehr. Italien und die Jahre haben hoffentlich jene Schnabbrigkeit beseitigt, die für alte Knaben gelegentlich verletzend war. Seine Taschen sind voller Arbeiten, meist Dramatisches. Seine Novelle „La Rabbiata" (in unserm Buch) ist ein kleines Meisterstück wie „Die Brüder".

Gestern war Tunnelanfang. Glänzend. Eine kapitale Eröffnungsrede Immermanns[1]); dann ein Aufsatz Zschokkes (v. Orelli) über Scherenbergs „Waterloo". Wie der Aufsatz war, magst Du daraus abnehmen, daß Bormann, der die ganze Arbeit mit Entrüstung (in einer fulminanten Rede) verwarf, hinterher mir sagte: „Ich gebe gern zu, daß ich in meinem ganzen Leben nicht soviel neue, frappante Gedanken gehabt habe, wie dieser Mensch in seinem Aufsatz niedergelegt hat, mais — malgré cela!"

Lepel ist seit acht Tagen da. Wir sehen der Aufführung seines „Waldemar" entgegen. — Die Kreuzzeitungspartei (im Tunnel) scheint sehr unten durch.

Bei Schachts waren wir vor drei bis vier Wochen. Freundlicher Empfang wie immer; beide Damen recht munter. Frl. Anna erzählte von Franzensbad (?), von den englischen Stunden, die sie ihrem Vater gegeben habe, und von ähnlichem Verdienst (à $2^1/_2$ Sgr.) den Brüdern gegenüber. Interna wurden natürlich nicht berührt, so daß der Berichterstatter wegen Stoffmangels und durchdrungen davon, daß Erfindung zu Mißverständnissen führen könne, lieber abbricht.

Emilie ist weniger krank als angegriffen. Sie erwartet innerhalb vier Wochen ihre Niederkunft. Nach diesem wird das Geschäft geschlossen. Ich wünsche von Herzen, daß Emilie diesmal leichter drum rum kommt als die vorigen Male; solchen Strapazen ist sie nicht gewachsen. George ist unsre ganze Freude; nichts weniger als hübsch, aber überaus drollig, gutherzig und im großen ganzen auch liebenswürdig. Alle Mittage nennt er die Bilder und zuletzt, auf Dein Daguerreotyp zeigend, ruft er: Witte! Mitunter ist er schlecht auf Dich gestimmt, und mit der Hand über Dein Gesicht fahrend, droht er: hauen, hauen! Emilie sagt dann: „Das ist recht, hau'

[1]) v. Merckel.

ihn tüchtig, den Geizbock, hat dir nichts zum Geburtstag geschenkt." So geht die Erziehung weiter.

Nun noch eins. Ich arbeite jetzt an Zusammenstellung eines großen Werks: Volksgeist und Volksleben in seinen (des Volks) Inschriften. Dies ist nicht etwa der Titel, sondern nur die Sache. Ich suche nun Stoff. Allerhand Schritte und Vorkehrungen sind bereits getan, doch vorläufig nur innerhalb der Provinz Brandenburg. Ich ersuche Dich dringend, in Rostock eine Art Filial zu errichten und dort in meinem Interesse zu sammeln. Nicht Du selbst. Was ich Dir zumute, sind nur ein halbes Dutzend Briefe oder Visiten bei Rostocker (und Umgegend) Geistlichen. Die Inschriften hierzulande, wenn man sie als einen Ausdruck des Volksgeistes (im Gegensatz zu den gelehrten Inschriften an Museen, Bibliotheken usw.) faßt, finden sich nur in Kirchen und auf Kirchhöfen. Dahin hab' ich Augen und Schritte zu richten. Steh mir nach Deiner Kraft bei. Volkslieder haben wir gesammelt; dies kann eine Sammlung von Volkssprüchen, Sentenzen, Epigrammen werden. Nur das Gemeine (Zotige; kommt nämlich öfter vor) und absolut Dumme ist ausgeschlossen. Das wirklich Poetische, das Derbe, Kernige, der Humor und Witz, auch Kuriosa sind überaus erwünscht. Plattdeutsches sehr willkommen. Als einen Nachtrag denk' ich die Grabinschriften berühmter Männer zu geben, die (wenn von Fachdichtern herrührend) eigentlich nicht hieher gehören, aber ein allgemeines Interesse haben und sich paßlich anschließen. Leb' wohl. Dein Th. Fontane

An Theodor Storm.

24) Berlin, d. 5. November 1853.

Lieber Storm.

Bei Übersendung der Röseschen Jeremiade, die vor zwei Stunden eintraf, auch einige Worte in Beantwortung Ihrer letzten freundlichen Zeilen.

Daß wir Sie nun binnen wenig Tagen wieder hier haben werden, freut uns alle aufrichtig, und die Rütli- und Tunneltage werden an Reiz gerade noch um so viel wachsen, wie überhaupt möglich ist. Andrerseits werden Sie manches anders finden als damals, wo Kuglers Junggesellentum in der Blüte der Liebenswürdigkeit stand. Versteht sich, soll damit nichts gegen die Damen gesagt sein, die jetzt wieder an alter Stelle schalten und walten, aber von jener Heiterkeit und Ungeniertheit, die damals die Kuglerschen Mittagstische charakterisierte, kann jetzt kaum noch die Rede sein. Vielleicht hab' ich nicht ein Recht darüber mitzusprechen, denn ich urteile nur vom Hörensagen, weil ich seit fünf Wochen nur einmal (auf eine halbe Stunde) dort war. Auf der andern Seite ist gerade dieser Umstand besonders bezeichnend. Paul Heyse ist jetzt Ministerpräsident, und ich denke mir, es wird von Ihrer Stellung zu ihm abhängen, ob Sie das Kuglersche Haus zum Guten oder Schlechten verändert finden werden. Da er mit dem höchsten Respekt von Ihrer Lyrik spricht, so ist es möglich, daß seine Liebenswürdigkeit — bei Ihrem Besuch — alle Segel aufsetzt, und dann werden Sie nicht widerstehn können. Er ist in der Tat ein Liebling der Grazien, sein ganzes Wesen ist Reiz. Wenn er spricht, ist mir's immer, als würden reizende Nippsachen von Gold und auch von Bronze, aber alle gleich zierlich gearbeitet, über den Tisch geschüttet. Man sieht hin, das Auge lacht über die bunten Farben und schönen Formen, und ein unwillkürliches Ah! ringt sich von der Lippe. Ereignet es sich, daß Sie gegenseitig ein lebhaftes Gefallen aneinander finden, so wird Ihnen Friedrichstraße 242 reizvoller erscheinen denn je. Doch, ich weiß nicht, ich glaube nicht recht dran.

Die kleine Grabschrift ist reizend, und ich danke dafür. Nur mehr! Auf das Feddersensche[1]) Buch freu' ich mich sehr;

[1]) Friedrich Feddersen: Beschreibung der Landschaft Eiderstedt. Mit einer geschichtlichen Einleitung und statistischen Nachrichten. Altona (1853).

die Insel Sylt und namentlich Alt-Rantum beschäftigen mich ohnehin seit Wochen. — Über Groth ist noch nichts eingegangen. Dabei beiläufig, wenn die Mommsenschen Briefe ein getreues Bild geben, muß der Müllenhoff[1]) (der auf den Groth Beschlag gelegt zu haben scheint) ein unausstehlicher Kerl sein. Noch ein zweites à propos: die Rezension Wienbargs über Mommsen (die ich noch nicht gelesen hatte, als ich neulich schrieb) ist mir wie aus der Seele geschnitten. Und nun zum dritten, ad vocem Rezension. Im Familienbuch des Lloyd[2]) stand neulich über „Immensee" Folgendes: „Dies auf sechzig Seiten gedruckte kleine Märchen beansprucht wohl kaum einer Hausbibliothek einverleibt zu werden; dennoch wird es der Leser nicht ganz unbefriedigt aus der Hand legen." Hätt' ich Bleistift bei mir gehabt, so hätt' ich in einer kurzgefaßten Marginalbemerkung, und zwar durch das einfache Wort „Esel" meinem gepreßten Herzen Luft gemacht. Wenn das so fortgeht, wird es bald eine Schande sein, irgendwo gelobt zu werden.

Die Rezension Röses[3]) scheint mir in mannigfacher Beziehung schwach. Da Sie so bald hier eintreffen, werd' ich Ihre

[1]) Karl Müllenhoff (1818—84), der berühmte Berliner Germanist und Altertumsforscher, der damals noch an der Kieler Universität lehrte. Er machte für den im Herbst 1852 zuerst erschienenen „Quickborn" seines Freundes Klaus Groth eifrig Propaganda, indem er das Buch in verschiedenen Zeitungen pries. Später (1854) schrieb er für die in der Sammlung vereinigten plattdeutschen Gedichte ein Glossar und eine Einleitung, 1856 ein Vorwort für hochdeutsche Leser und eine Orientierung über Land und Volk von Dithmarschen. Vgl. Wilhelm Scherer: K. Müllenhoff, ein Lebensbild, Berlin 1896, S. 93ff.

[2]) Illustriertes Familienbuch zur Unterhaltung und Belehrung häuslicher Kreise, hrsg. vom Österreichischen Lloyd. 3. Jahrg. Triest 1853.

[3]) Der schon im Anfang des Briefes genannte Röse hieß Ferdinand mit Vornamen. Er war ein Freund Emanuel Geibels und wie dieser älterer Schulgenosse Theodor Storms in Lübeck. Er war ein vielversprechendes Talent, verdarb aber früh. Vgl. über ihn Carl E. T. Litzmann: Emanuel Geibel, Berlin 1887, S. 67f., 77f., und P. Schütze: Theodor Storm, S. 47f., 54f.

Ankunft abwarten, bevor ich mich bemühe, ein Feuilleton dafür ausfindig zu machen.

Der falschadressierte Brief ist vor acht oder vierzehn Tagen hier wieder eingetroffen und steht nachträglich zu Diensten. Meine Frau empfiehlt sich Ihnen und all den Berg hinunter rutschenden Damen (eine Situation, die hier teils beneidet, teils zu schlechten Witzen ausgebeutet wird) aufs angelegentlichste. So tu ich und bin in der Hoffnung, Sie bald zu sehn. Ihr Th. Fontane

An Theodor Storm.

25) Berlin, d. 14. Februar 1854.

Lieber Storm.

Der Umstand, daß ich Ihr freundliches Briefchen vom 3. oder 4. noch immer nicht beantwortet habe, ist mir, mehr als vieles andre, ein rechter Beweis für meine Gehetztheit im Dienste des Staats. Ich wollte gleich schreiben, noch desselbigen Tags, und wenn Sie sich entsinnen, daß Sie mir eine Besprechung des p. p. Fontane proponierten und um Material dazu baten, so werden Sie meinen Worten ohne feierliche Versicherung Glauben schenken. Denn wer von uns wäre nicht bei der Hand, wenn eine freundliche Empfehlung des lieben Ich in Aussicht steht? Heut stehl' ich mir die nötige Zeit, um die Sache als eingefädelt betrachten zu dürfen, wenn ich Sie übermorgen, beim großen Eichendorff-Diner[1]), wiedersehn werde.

Vorher noch allerhand andres. Für die Abschrift der Argokritik herzlichen Dank. Ich legte sie in dem am selben Tage stattfindenden Rütli nicht vor, weil ich mich überzeugt hielt, daß der Ablesung des Gesäures eine Verstimmung folgen würde. Wenn wir über die Straße gehn, und der dümmste

[1]) Es fand im Kuglerschen Hause statt. Vgl. Bd. 2, S. 204. Schütze, Theodor Storm, S. 137.

Mensch ruft uns zu: alter Schafskopf! so ärgern wir uns. Unser gutes Gewissen, daß wir zu den klügsten Leuten der Christenheit zählen, ist nicht mächtig genug, uns diesen Ärger zu ersparen. Selbst die übliche Expektoration „Ochse", zu der auch der Geistreichste in so dringenden Fällen zu greifen pflegt, stellt die gute Laune nur kümmerlich wieder her. Ich zweifle nicht, daß der Rütli seine Indignation in eine ähnliche summarische Antikritik zusammengefaßt hätte, glaube aber nicht, daß Merckel und Lepel — die so unverfroren als „anspruchsvolle Mittelmäßigkeiten" eingeführt werden — ihrer Verstimmung sofort Herr geworden wären. Übrigens sieht man's der ganzen Besprechung an, daß der Kritiker das Buch nur an- und nicht durchgelesen hat. Ein absichtliches Frontmachen gegen das Berlinertum schimmert ebenfalls deutlich hindurch. Diese Feindschaften sind unser Stolz und das Beste, was uns bis jetzt zuteil geworden ist.

Letzten Sonnabend las Eggers Ihren Aufsatz über Niendorf[1]) respektive über das Liebeslied vor. Wir erfreuten uns sehr daran. An einigen Stellen entspann sich eine Kontroverse, die aber — wenn ich mich nicht irre — weniger durch die Sache als durch den Ausdruck veranlaßt wurde. Ein paar Stellen sind nämlich minder scharf gefaßt, als Sie sich sonst wohl auszudrücken pflegen, und ließen eine doppelte Auffassung zu. Mündlich darüber ein Mehres oder aber schriftlich durch Redakteur Eggers.

Nun ein paar Worte über mich, die Ihnen für Ihren Aufsatz vielleicht einige Anknüpfungspunkte bieten. Von Kindesbeinen an hab' ich eine ausgeprägte Vorliebe für die Historie gehabt. Ich darf sagen, daß diese Neigung mich geradezu beherrschte und meinen Gedanken wie meinen Arbeiten eine ein-

[1]) Ohne Namen des Verfassers abgedruckt unter dem Titel: Lieder der Liebe von M. Ant. Niendorf im „Literaturblatt des Deutschen Kunstblattes", herausgegeben von Friedrich Eggers 1854, Nr. 4, S. 14.

seitige Richtung gab. Als ich in meinem zehnten Jahre gefragt wurde, was ich werden wollte, antwortete ich ganz stramm: Professor der Geschichte. (Dies ist Familientradition, die es erlaubt sein mag zu zitieren). Um dieselbe Zeit war ich ein enthusiastischer Zeitungsleser, focht mit Bourmont und Duperré in Algier, machte vier Wochen später die Julirevolution mit und weinte wie ein Kind, als es nach der Schlacht bei Ostrolenka mit Polen vorbeiwar. Seitdem sind dreiundzwanzig Jahre vergangen, doch weiß ich noch alles aus der Zeit her. — Dann kam ich aufs Gymnasium. Als ich ein dreizehnjähriger Tertianer und im übrigen ein mittelmäßiger Schüler war, hatt' ich in der Geschichte solches Renommee, daß die Primaner mit mir spazierengingen und sich — ich kann's nicht anders ausdrücken — fürs Examen durch mich einpauken ließen. Zum Teil war es bloßer Zahlen- und Gedächtniskram, doch entsinne ich mich andrerseits deutlich eines Triumphes, den ich feierte, als ich meinen Zuhörern die Schlachten von Crecy und Poitiers ausmalte. $13^1/_2$ Jahre alt kam ich auf die hiesige Gewerbeschule, wo gar kein Geschichtsunterricht war, und ich mich aus diesem und hundert anderen Gründen unglücklich fühlte. Meine Neigung blieb indes dieselbe. In meinem fünfzehnten Jahre schrieb ich mein erstes Gedicht, angeregt durch Chamissos „Salas y Gomez". Natürlich waren es auch Terzinen. Gegenstand: die Schlacht bei Hochkirch. Zwei Jahre später, als ich schon Apotheker war, leimte ich ein kleines Epos zusammen: Heinrich IV. Und das Jahr darauf schrieb ich meine erste Ballade, die ich vielleicht, ohne Erröten, noch jetzt als mein Machwerk ausgeben könnte. Die Ballade hieß „Vergeltung"[1]), behandelte in drei Abteilungen die Schuld, den Triumph und das Ende des Pizarro und wurde unter Gra-

[1]) Sie erschien in der Zeitung „Berliner Figaro" 1840 Nr. 58—60. Th. F. erwähnt sie in dem ersten Teil seiner Autobiographie „Meine Kinderjahre" Ges. Werke II, 2, S. 160.

tulationen von dem betreffenden Redakteur in einem hiesigen Blatte gedruckt. In meinem zwanzigsten Jahre kam ich nach Leipzig, was mir damals gleichbedeutend war mit Himmel und Seligkeit. Es kam die Herweghzeit. Ich machte den Schwindel gründlich mit, und das Historische schlug ins Politische um. Dem vielgeschmähten Tunnel verdank' ich es, daß ich mich wiederfand und wieder den Gaul bestieg, auf den ich nun mal gehöre. Das Gedicht „Towerbrand" machte eine Art Sensation (ich schrieb es nach meiner ersten englischen Reise, noch voll von Londoner Eindrücken) und entschied gewissermaßen über meine Richtung. Was ich nach jener Zeit schrieb, liegt in den „Gedichten", in den „Männern und Helden"[1]), in der „Rosamunde" und in den neusten Argobeiträgen zum größten Teil Ihrer Beurteilung vor. Meine Neigung und — wenn es erlaubt ist so zu sprechen — meine Force ist die Schilderung. Am Innerlichen mag es gelegentlich fehlen, das Äußerliche hab' ich in der Gewalt. Nur so wie ich die Geschichte als Basis habe, gebiet' ich über Kräfte, die mir sonst fremd sind, wie jener, dem auf heimatlicher Erde die Seele wieder stark wurde. — Das Lyrische ist sicherlich meine schwächste Seite, besonders dann, wenn ich aus mir selber und nicht aus einer von mir geschaffenen Person heraus, dies und das zu sagen versuche. Diese Schwäche ist so groß, daß einzelne meiner frühsten Balladen (Schön-Anne; Graf Hohenstein[2]) und einige andere nichts andres sind als ins Balladische transponierte lyrische Gedichte. Namentlich ist das zweitgenannte ganz subjektiv, was ich so schrieb, weil ich nicht anders konnte. Daß das Ding

[1]) „Acht Preußenlieder", Berlin 1850 (Derfflinger, Dessauer, Ziethen, Seidlitz, Keith, Schwerin, Schill, An den Grafen Schwerin). Dann erschienen in „Leyer und Schwert", einer „Militärischen Gedichtsammlung" im „Soldatenfreund" von Louis Schneider, 16. Jahrg. Heft 4 (Berlin 1848).

[2]) Diese beiden Balladen blieben seit der zweiten Ausgabe der Gedichte von der Sammlung ausgeschlossen.

nichts taugt, ist gleichgültig; ich will nur zeigen, wie ich verfuhr. — Und nun genug!

Meine Frau bittet, ihr etwas Tee mitzubringen; sie wird Ihnen dafür ein Pfund Soda einhändigen. — Noch eins, was Sie, um meiner guten Absicht willen, mir nicht übelnehmen wollen. Sie haben Merckels neulich auf „bessere Tage" vertröstet und sind nun übermorgen, trotzdem die Tage ziemlich dieselben geblieben sind, bei Kuglers. Wollen Sie nicht vielleicht etwas tun, was diesem Stachel die Spitze abbricht? Und nun viele herzliche Grüße an Frau Constanze und Sie von meiner Frau und Ihrem Th. Fontane

Das beifolgende Exemplar von „Männer und Helden" war längere Zeit in Händen von Gustav Schwab, der seinen Namen drauf schrieb und, was besser war — eine freundliche Kritik darüber.

Nachdem der Brief fertig ist, nehm' ich Anstand, Ihnen das Machwerk zu schicken. Es ist eigentlich ein selbstgefälliges curriculum vitae, nicht aber das, was Sie selbst fordern. Halten Sie mir dies Durchbrennen einer egoistischen Regung und das aus dem Auge Verlieren der eigentlichen Aufgabe zugut. Was fehlt, hol' ich nach. —

An Theodor Storm.

26) Berlin, d. 11. April 1854.

Mein lieber Storm.

Letzten Donnerstag ist der kleine „Unterirdische" an Zahnkrämpfen gestorben und seit Sonnabend in Wahrheit im Unterirdischen[1]). Außer Vater und Mutter wohnte ein besoffner Leichenkutscher und die untergehende Sonne dem Begräbnis

[1]) S. Anm. S. 61. Zu der Bezeichnung vgl. Müllenhoff, Schleswig-Holsteinische Sagen S. 279, 296 usw.

bei. Der Kreis der Erlebnisse ist nun so ziemlich geschlossen, nur das eigne Sterben fehlt noch.

Meine Frau ist sehr angegriffen, weshalb wir übermorgen einen Ausflug zu meiner Schwester[1]) ins Oderbruch machen wollen. Nächsten Mittwoch kommen wir zurück.

Aus Rütli-Tunnel-Ellora, dieser Erhebungs- und Erheiterungstrias, kann ich nichts vermelden; ich habe seit anderthalb Wochen niemand gesehn. Zum Teil sind die Vorgänge innerhalb meiner Familie daran schuld, vielleicht aber irr' ich auch nicht, wenn ich die Ansicht ausspreche, daß sich ein tiefer Zug der Entfremdung durch alle die Herrlichkeit hinzieht. Dann wäre Auflösung freilich besser. Mitunter seh' ich etwas schwarz.

Von Kuglers weiß ich nichts. Paul ist zurück, am 12. Mai soll Hochzeit sein; das ist meine ganze Weisheit.

Die Albumangelegenheit wird in Ordnung gebracht, sobald ich zurück bin; also keine Besorgnis. Das Buch ist ja da und die Rollen verteilt. Es ist schon zu spät, um noch frankieren zu können; pardon!

Herzliche Grüße Ihnen und Ihrer lieben Frau von

Th. Fontane

An Theodor Storm.

27) Letschin im Oderbruch, d. 17. April 1854.

Mein lieber Storm.

Hätte mich meine Frau nicht mit den Worten: „Bedenke, morgen früh um vier wird aufgestanden" — zu Bett gejagt, so hätten Sie unmittelbar nach Empfang Ihrer letzten liebenswürdigen Zeilen eine Dankesquittung darüber ausgestellt erhalten. Daß Sie dieselbe nun fünf Tage später eintreffen sehn, macht sie hoffentlich in Ihren Augen nicht unwert oder überflüssig.

[1]) Frau Jenny Sommerfeldt. Vgl. S. 128.

Sie wissen gewiß — wer wüßt' es nicht! — aus eigener Erfahrung, daß Zeiten kommen, wo sich Gott und Menschen gegen uns verschworen zu haben scheinen, wo man in der besten Gesellschaft sich unter lauter Vampiren wähnt, die nur darauf warten, uns das Herzblut auszusaugen, und wo man an der Liebe und Teilnahme der Menschen so gründlich verzweifelt, daß man verwundert um sich blickt, wenn einem jemand freundlich „Guten Morgen" bietet. In solcher Stimmung schrieb ich Ihnen meinen letzten Brief, und der Empfang des Ihrigen war ein großer Buchstabe in dem langgedehnten „Guten Morgen", das mir den ganzen Mittwochnachmittag über in die Ohren klang und mich meiner Misanthropie entriß. Der kleine Waldmeister[1]) kam, der alte Eggers kam, die glücklichen Bräute des Kuglerschen Hauses kamen, und als endlich auch Ihre Zeilen eintrafen, sah ich die Welt wieder mit andern Augen an.

Seit fünf Tagen bin ich nun mit Frau und Kind hier: riesige Napfkuchen und blaue Veilchen, Sonnenschein und Glockenklang laben abwechselnd alle Sinne, und ich fühle ordentlich, wie ruckweise der Alp von Leib und Seele rutscht. Erst unter natürlichen, wohlhabenden, sorglosen und freien Menschen fühlt man so recht, welch ein stellenweis erbärmliches Leben man in unsern großen Städten und unter unsern kleinen, dürftigen Sechserverhältnissen führt. Allerdings möcht' ich nicht tauschen. Unser geistiges Leben hat eine Süße, von dem ich unfähig wäre, mich zu entwöhnen, aber inmitten eines äußerlichen Behagens, das bei fünfunddreißig Talern monatlichen Gehalts schlecht zu kultivieren ist, wird einem wenigstens fühlbar, daß das Glück, das man genießt, nur ein halbes ist, ein schwererkauftes, dessen Einsatz oft höher ist als der Gewinn. Es ist wunderbar, in wie nahen Beziehungen Menschenglück und Putenbraten zueinander stehn, und welche

[1]) Otto Roquette.

Püffe das Herz verträgt, wenn man jeden Schlag mit einer Flasche Markobrunner parieren kann.

Am Mittwochabend kommen wir zurück. Ob auch meine Frau, steht noch dahin. Jedenfalls freu' ich mich darauf, Sie bald bei mir zu sehn. Wir sprechen dann wohl über den angeregten Tunnel-Rütli-Ellora-Punkt. Ich trage in diesem Augenblick eher ein rotes als ein schwarzes Glas auf der Nase, dennoch mein' ich, daß ich im wesentlichen recht habe. Nur darf sich daran keine Anklage knüpfen. Die Dinge haben sich diesmal mehr geändert als die Menschen, und für eine Fülle von Vorgängen, wie sie dieser Winter gebracht, ist eben niemand verantwortlich zu machen. — Komm' ich allein, so schreib' ich es Ihnen gleich am Donnerstag. — Meine Frau grüßt Sie und Ihre verehrte Constanze aufs herzlichste; so tu ich. Ihr Th. Fontane

An Theodor Storm.

28) Pfingstsonntag, d. 4. Juni 1854.

Lieber Storm.

Wenn es bei Ihnen in Potsdam so wacker vom Himmel gießt wie hier bei uns, so werden Sie sich, gleich mir, darüber trösten, das Fest der Freude in häuslicher Stille verleben zu müssen.

Ihren Brief, für dessen Freundlichkeit ich herzlich danke, erhielt ich zu spät, als daß ich ihn noch hätte beantworten können. Die Tatsachen haben inzwischen gesprochen. Ob ein Bruchteil des Rütli dennoch aufgebrochen ist, wissen Sie in diesem Augenblick bereits besser als ich. Ich wohnte nämlich der gestrigen Sitzung nicht bei, weil ich mich unwohl fühlte und vorzog, das Zimmer zu hüten. Auch heut ist mir herzlich schlecht.

Was ich übrigens heut versäume, hol' ich recht bald nach, und wir wollen dann am Heiligensee oder in den Laubgängen

von Sanssouci einen stillen Sonntag verplaudern. Bei Ihnen auf dem Zimmer lesen wir dann die Sorrentiner Idyllen[1]) gemeinschaftlich. Ich kenne nämlich nur die ersten, da meine Frau, die sich jetzt dem allgemeinen Heyse-Kultus auch angeschlossen hat, das Buch mit eingepackt und zum Gegenstand von Vorlesungen in ihrer ländlichen Zurückgezogenheit gemacht hat. Was ich von den Idyllen kenne, ist glänzend. Einer meiner Bekannten meinte indes, „sie seien kokett, die Unbefangenheit fehle, und der Dichter schiene mit jeder Zeile sagen zu wollen: seht mal, wie reizend ich bin". Ich glaube nicht, daß er recht hat, doch läßt sich's hören. Die alte Heyse sagte neulich ganz ernsthaft: ich las Pauls Idyllen heut früh zum siebenten Male; „Ich finde immer neue Schönheiten." Mir fiel dabei Lamartine ein, der von seinem eignen Buch versicherte, es zum vierten Male gelesen zu haben und durch immer neue Gedanken überrascht worden zu sein. Nur die Lumpe sind bescheiden. Man sollte auch das Maul immer voll nehmen.

Und wenn ihr euch nur selbst vertraut,
Vertrauen euch die andern Seelen.

Hie und da lacht einen wohl der eine oder andre aus, aber das darf nicht genieren.

Ich brauch' Ihnen wohl nicht zu sagen, daß das Vorstehende nicht gegen Paul gerichtet ist, den ich in gleichem Maße liebe und verehre. Vielleicht aber ist es gegen die Anbetung gerichtet, die jetzt hier und dort etabliert wird.

Zu Ihrer Erbauung leg' ich Ihnen ein Stück Brief bei, worin die Argo besprochen wird. Der Verfasser ist mein Schwager, ein gescheiter, vielseitig gebildeter Arzt[2]). Partei

[1]) In Paul Heyses Buch: Hermen. Dichtungen (Berlin 1854). Th. F. besprach das Werk im Literaturblatt 1854 S. 93 f.

[2]) Dr. Hermann Müller, Oberstabsarzt, ein Halbbruder von Frau Emilie Fontane.

für mich nimmt er, wie Sie sehn werden, gar nicht; denn er übergeht alle meine Beiträge mit Ausnahme seines einen Lieblingsstückes. Was ergibt sich daraus? Wer überhaupt ein Talent hat und berechtigt ist zu schreiben, der schreibe flott und unbeirrt drauflos. Er wird immer Personen, und zwar Leute von Bildung finden, die sich daran erfreun. —

Meine Londoner Briefe[1]) werden hoffentlich in vier bis sechs Wochen erscheinen. Einzelnes darin wird Ihnen sicherlich gefallen. Vielleicht wäre es gut, Sie vertagten Ihre Rezension über mich bis zum Erscheinen jenes Buchs, das eine Menge Anknüpfungspunkte zur Besprechung des ganzen Kerls bieten wird.

Leben Sie wohl, empfehlen Sie mich Ihrer lieben Frau und verleben Sie mindestens einen schönen zweiten Feiertag.

Wie immer Ihr Th. Fontane

An Theodor Storm.

29) Kränzlin, b. Neu-Ruppin, d. 20. Juni 1854.

Lieber Storm.

Die schönsten Grüße mit der schlechtesten Feder von der Welt. Warum ich Ihrer freundlichen Einladung auf Sonntag nicht Folge leisten konnte, hat Ihnen schon der Poststempel gesagt. Ich bin seit zehn Tagen hier auf dem Gute eines meiner Freunde[2]) und freue mich der stillen, weichen Luft, die sich mir — Sie wissen, ich bin nicht eben sentimental — mitunter wie Balsam ans Herz legt. Man lernt nicht viel dabei, aber man düngt sozusagen seine Seele wieder, daß sie wieder fähig wird, ein Samenkorn aufgehn zu lassen. Potsdam ist schön, aber Sie haben mit Ihrer Betrachtung über die

[1]) Das 1854 in Dessau erschienene Buch „Ein Sommer in London". Vgl. Bd. 3, S. 281 ff.

[2]) Hermann Scherz. Vgl. S. 53.

Natur als Kunstprodukt nur allzu recht, und ich begreif' es, daß Sie sich nach einem vollen Zuge Husumer Seeluft oder nach den Thymianhügeln von Segeberg sehnen, die mir durch die duftenden Rutschpartien Ihrer sicherlich schönen Schwägerinnen ewig unvergeßlich bleiben werden.

Über Pauls in der Tat wunderschöne Idyllen[1]) (so schön, daß man eigentlich auch mit dem besten Tadel nicht recht gegen an kann) sprechen wir hoffentlich recht bald einmal am Stormschen Teetisch oder auf einem Spaziergang durch Sanssouci. Ihre Ausstellungen sind derart, daß ich sie begreifen kann und die Möglichkeit absehe, sie von andern geteilt zu sehn. Weiter aber möcht' ich nicht gehn, und während ich Ihre Auffassung hinsichtlich der Mariuccia und des braunen Onkels als eine berechtigte gelten lasse, muß ich doch gleichzeitig bekennen, daß ich au fond der entgegengesetzten Meinung bin. Wir werden ja sehn; ich fühle, daß sich viel pro und contra sagen läßt.

Ob es die Argo zu einem zweiten Jahrgang bringen wird, steht noch dahin. Ich erwarte jeden Tag einen Brief von Katz[2]), der mir dessen Entschließung mitteilen soll. Es wäre immerhin schade, wenn wieder ein Unternehmen einschlafen sollte, das wohl verdiente, an Stelle Gruppescher Musenalmanache

[1]) Vgl. S. 96.

[2]) In Dessau, Verleger des ersten Bandes. In der Tat erschien von der „Argo" zunächst keine Fortsetzung. Erst 1857 kam das Jahrbuch in veränderter Gestalt unter der Leitung von Kugler, Hosemann und Lepel, zum Teil auch Friedrich Eggers in Breslau heraus. Auch jetzt erlebte es nur drei Jahrgänge. Von O. F. Gruppe (1804—1876) erschien ein Musenalmanach von 1851—1856. Robert Heller (1814 bis 1871), ein Schriftsteller, der zuletzt Redakteur des Feuilletons der „Hamburger Nachrichten" war, gründete 1838 „Die Rosen", Zeitschrift für die gebildete Welt, und gab von 1842—47 „Perlen", ein Jahrbuch, heraus. Übrigens existierte ein Taschenbuch „Rosen und Vergißmeinnicht", an dem Heller mitarbeitete, wie denn „Vergißmeinnicht" für Almanache sehr beliebt war. Es gab welche von Clamer, C. Spindler, C. Herloßsohn u. a.

und Hellerscher „Vergißmeinnichte“ seinen Platz zu behaupten. Ich selbst würde freilich nur auf dem Titelblatte zu finden sein. Hat sich denn Mommsen[1]) eigentlich über seine Geneigtheit zur Mitarbeiterschaft ausgesprochen? Theodor Mommsen geht von Zürich nach Breslau, wie ich vor drei Tagen in der Vossischen las. Ich ging am liebsten nach Mexiko oder würde Pfeifenträger bei Omer Pascha[2]), denn es behagt mir die Pfennigwirtschaft eines deutschen Zeitungs- und Balladenschreibers ganz und gar nicht mehr. Der Bibelspruch: Sehet die Lilien auf dem Felde an usw. bewahrheitet sich zwar an mir jeden Tag, denn der himmlische Vater ernähret mich wirklich; aber „fragt mich nur nicht wie“ schließt Heine sein Lied und ich diesen Brief.

Tausend Grüße Ihnen und Ihrer lieben Frau von Ihrem

Th. Fontane

An Theodor Storm.

30) Berlin, d. 25. Juli 1854.

(Historischer Kalender: Idstedt.

Lieber Storm.

„Mich schuf aus gröbrem Stoffe die Natur!“ Ich kann Ihnen nicht leugnen, daß ich mich heut früh nach Eintreffen Ihres Briefes bei apart guter Laune befunden habe. Schon dafür bin ich Ihnen dankbar; aber auch dafür, daß Sie mir Gelegenheit geben, Ihnen und Ihrer lieben Frau meine freundschaftliche Hochachtung zu versichern und mein Bedauern darüber auszudrücken, daß im Übermut ausgesprochene Worte Sie beide verletzt und irre an mir gemacht haben. „Man soll

[1]) Theodor Mommsens Bruder Tycho (1819—1900), klassischer Philologe, Übersetzer und Shakespeareforscher. An dem „Liederbuch dreier Freunde“ war er mit vierzehn Gedichten beteiligt.

[2]) Türkischer General, Renegat aus Kroatien, tat sich in den fünfziger Jahren in den Kämpfen gegen Bosnien, die Herzegowina und Montenegro als Befehlshaber hervor.

nicht Anstoß geben", ist eine jener Regeln, mit denen auch ich es halte, wiewohl ich im allgemeinen einer von der Opposition bin und die Ausnahmen liebe. Seien Sie versichert, daß ich hinfort mehr auf meiner Hut sein und Bemerkungen verschlucken werde, von denen ich jetzt weiß, wie Sie sich dagegen verhalten.

Nach dieser gründlichen Revozierung und Abbitte (der eine wahre Gedächtniskasteiung vorausgegangen ist, um die corpora delicti noch wieder ausfindig zu machen) bitt' ich es mir nicht als norddeutsche Dickköpfigkeit auszulegen, wenn ich bei aller Nachgiebigkeit im Einzelfall doch aufs bestimmteste erkläre, gerade so bleiben zu wollen, wie ich bin, und mir nicht einen Charakter wegdisputieren oder wegradschlagen zu lassen, der seine sittliche Berechtigung hat trotz einem. Ich habe nicht Lust, hier den deutschen Biedermann par excellence zu spielen, aber ich darf mit gutem Gewissen behaupten, daß ich von Natur offen, ehrlich, unverstellt und ein lebhaftes, unterm Einfluß der Minute stehendes Menschenkind bin. Ich hab' es noch immer nicht gelernt, mich im Zaume zu halten. Ich lache und weine noch im Theater, wenn die Situation komisch oder rührend ist. Ich bin noch so dumm (wenn meine Frau — schon wieder! — nicht dazwischenkommt), meinen letzten Groschen zu teilen, und ich platze auch mit einer Zweideutigkeit heraus, wenn mir gerade danach zumute ist. Ich habe hinsichtlich meiner Taten und Worte eine große Unbekümmertheit, und von meinen Worten möcht' ich gelegentlich sagen: sie haben mich. Wenn ich nun so die Menschen um mich her ansehe, kann ich aus ihnen nicht abnehmen, daß ich gut täte, meinen alten Adam auszuziehen und mir den modernen anständigen Menschen zuzulegen. Ich weiß, was es mit dieser Anständigkeit auf sich hat. Ich halte Ihnen gegenüber mit der Bemerkung nicht zurück, daß ich auf meine Anständigkeit geradezu poche, daß ich den Plunder des sogenannten An-

stands je nach Laune verachte oder verlache, und daß alles was ich tun kann, einzig darin besteht, mich im Verkehr mit den Menschen zu akkommodieren. Dies wird Frau Klara Kugle, gegenüber (die mir durch Eggers sagen ließ: ich dürfe nicht mehr über meine Frau und meine Ehe — die übrigens beide gar nicht so übel sind — wie bisher sprechen) hinfort der Fall sein. Ein gleiches gilt von heut ab von der Familie Storm. Sollte aber meine Natur stärker sein als meine Vorsätze, und sollten immer wieder Verstöße mit drunterlaufen, so würde mir nichts andres übrigbleiben, als mich aus Kreisen zu verbannen, für die ich zu roh und ungeschliffen bin. Mein lieber Storm, ich denke so: man soll jede an sich berechtigte Natur (und als solche werden Sie die meinige wohl anerkennen) gelten und gewähren lassen und selbst vor gewissen Konsequenzen solcher Natur nicht erschrecken. Es gibt notorische und fragliche Unanständigkeiten. Jene werd' ich nie begehn, diese sehr oft. Glauben Sie doch nicht, daß um die letztern irgendwer glücklich herumkomme. Grete Heyse ist außer sich, daß Bodenstedt von „ihrem kleinen Leibchen" gesprochen hat, und doch sagte Paul Heyse in einer Damengesellschaft bei Merckels von einer Dame: das Frauenzimmer ist ja nur Kopf und Popo. Einzelne Ihrer schönsten Liebesgedichte werden unanständig gefunden, und ein leises Entsetzen, das noch immer vibriert, lief durch das ganze Königreich Kugler und die angrenzenden Ortschaften, als Sie von Frau Klara ein Zimmer verlangten, um „Ihrer Frau die Milch abzunehmen". Man hat das sehr unanständig gefunden; ich find' es ganz gemütlich. Sie wollen daraus ersehn, daß, wie in tausend Dingen des Lebens, so auch hier man mit sich selbst im reinen sein und hinterher sich aus der Auffassung der Menschen nicht allzuviel machen muß. Man wird je nach den Personen, mit denen man verkehrt, sein gesellschaftliches Betragen in Einklang mit deren Wünschen und Anschauungen zu bringen haben, aber im letzten wird man

bleiben, wie man ist, bevor einem nicht das Einsehn kommt, daß dies „Sein" eigentlich nichts taugt [1]).

Ob die Argo erscheint, entscheidet sich in den nächsten Tagen. Ich soll an Schindler[2]) schreiben. Auf Ihre neue Arbeit bin ich sehr gespannt. Gebe Gott, daß Potsdam mit Husum konkurrieren kann. Lassen Sie mich's recht bald lesen.

Was Paul Heyses Bemerkung über mich angeht, so teilt sie das Schicksal der meisten Bemerkungen dieses „neusten Lieblings der Grazien" — sie ist frappant, aber nicht wahr. Vielleicht schauspielere ich nur P. Heysen gegenüber ein wenig, indem ich fast mit allzuviel Emphase den Trompeter seines Ruhmes mache. Er erschwert mir's nämlich dadurch, daß er mich ziemlich unumwunden für einen Menschen von mäßigen Gaben[3]) (des Herzens wie Geistes) hält, und es bedarf freilich mitunter einer Kraftanstrengung, um mich dadurch nicht beirren zu lassen. Auf dieſem Gebiete liegt mein Anstand; ich weiß, daß er seltener ist als die anerzogene gute Lebensart.

Ihr Th. Fontane

An Theodor Storm.

31) Sonnabendnachmittag. (Undatiert c. August 1854).

Lieber Storm.

Soeben erhalt' ich Ihren Brief, dessen kapitaler Anfang mir große Schmerzen gemacht hat. Ich mußte nämlich über das Eggersſche reſpektive Witwe Randowſche[4]) Folterbett

---

[1]) In seinen Kinderjahren (vgl. Bd. 1, S. 158f.) bemerkt Th. F., daß er die Neigung, mit Damen in diffizile Debatten einzutreten, von seinem Vater geerbt habe.

[2]) Der Verleger des von Eggers herausgegebenen „Deutschen Kunstblattes".

[3]) Vgl. dagegen Heyses Gedicht zu Th. F.s 70. Geburtstag in den „Neuen Gedichten". 2. Auflage. (Berlin 1897) S. 283.

[4]) Wirtin von Friedrich Eggers. Vgl. Ludwig Pietsch, Wie ich Schriftsteller geworden bin. 2. Aufl. (Berlin 1898) Bd. 1 S. 150 und A. Wilbrandt, Aus der Werdezeit (Stuttgart 1907) S. 118.

herzlich lachen und habe doch ein so furchtbar verschwollenes Gesicht, daß das nur unter großen „Wehtagen" (haben Sie das Wort auch im Holsteinschen?) möglich war. Mein Junge hat mit seinem Jodschnupfen (den der Doktor als eine selten ausgebildete Spezies bewundert) beide Herrn Eltern angesteckt, und während die an und für sich schöne Nase meiner Frau wie ein türkischer Bund glüht, liegt meine Oberlippe wie ein Saucischen überm Gebiß. Auf Reisen gehn verbietet sich unter diesen Umständen, selbst wenn die Verlockung so groß ist wie diesmal.

Von Schindler erhalt' ich, gleichzeitig mit Ihrem Briefe, einige gute Nachrichten hinsichtlich der Argo. Ich würde den Brief beipacken, wenn ich nicht ersähe, daß Sie unsern Heinrich morgen erwarten. Katz scheint (unsre Exemplare vielleicht nicht einmal eingerechnet) 450 verkauft zu haben. In diesem Falle würden die Argonauten schließlich noch ein gutes Geschäft machen, da schon zweihundert Exemplare die Kosten (350 Taler) decken.

Was den streitigen Punkt zwischen uns angeht, so brenn' ich eigentlich darauf, mit Ihnen darüber zu sprechen. Ich geb' Ihnen gern zu, daß solche Reden nicht „keusch" sind, aber sie sind nicht „unanständig". Vielleicht führt unsre Unterhaltung zu folgendem Kompromiß: es hängt alles von dem Ohr ab, das hört. Die Jungfräulichkeit wird beleidigt, aber die alleranständigsten Frauen haben ihre Freude dran.

Ich kann Ihnen die Beispiele zu Dutzenden geben. Andrerseits geb' ich Ihnen zu, daß Berlin und der märkische Sand die wahre hohe Schule der Zweideutigkeit ist, und daß, was andren Orts Anstoß erregt, hier mit herzlichem Lachen aufgenommen wird. Ländlich sittlich — oder auch unsittlich. Es liegt Stoff für eine lange und, wie ich glaube, interessante und nicht unfruchtbare Unterhaltung vor. Am liebsten hätt'

ich sie in Gesellschaft des Chevalier[1]) geführt, der bei aller Ausgelassenheit einen feinen Sinn und ein treffendes Urteil hat.

Ich lese jetzt Grimms Märchen und Ihre schleswig-holsteinschen Sagen usw. Fix und fertiger Stoff ist eigentlich wenig da und in diesem Falle meist schon benutzt (wie z. B. das Mütterchen von Husum, König Erich und Herzog Abel, die nächtliche Trauung usw.), aber statt dessen find' ich kleine, feine, im einzelnen wieder verwendbare Züge die Hülle und Fülle. Ihnen speziell muß ich sagen, daß Sie sich eben wieder als Poet bewährt haben, und Ihre Mitteilungen immer, der Sache wie der Form nach, die besten sind.

Entschuldigen Sie mich bei Ihrer lieben Frau nochmals und seien Sie und die Ihrigen herzlich gegrüßt von der verschwollenen Familie Fontane

Briefe aus den Jahren 1855—1858.

Nach der Rückkehr von seinem ersten Londoner Aufenthalte im November 1852 hatte Fontane seine frühere Stellung in der Redaktion der „Preußischen Zeitung" wieder angetreten, in welcher ihm nunmehr vorzugsweise die Berichte über die politischen Ereignisse in England anvertraut waren. Daneben entfaltete er nicht nur eine rege Tätigkeit als Mitarbeiter einiger anderer Zeitungen, sondern erteilte auch Privatunterricht in der englischen Sprache, in Literatur, Geschichte, Geographie usw. und hielt vor einigen ausgewählten Kreisen der Berliner Gesellschaft Vorlesungen aus dem Gebiete der Literatur- und Weltgeschichte. Der Entschluß der preußischen Regierung, zur Unterstützung ihrer Politik eine „Deutsch-Englische Korrespondenz" zu begründen, führte ihn im Herbst 1855 aufs neue nach London, wo er — zunächst als Herausgeber dieser Korrespondenz und nach deren Eingehen als Mitarbeiter der zu der preußischen Regierung in Beziehung stehenden englischen Zeitungen — mit kurzen Unterbrechungen bis zum Januar 1859 verblieb. Während dieser Zeit lieferte er zugleich fortlaufende Beiträge sowohl für die ministeriellen Organe, die „Preußische Zeitung" und „Die Zeit", wie auch für die

[1]) Ellora-Name für Karl Zöllner.

„Kreuzzeitung", die „Vossische Zeitung", das „Kunstblatt" u. a. Der wertvollste Teil dieser Aufsätze ist von ihm zu dem Buche: „Aus England. Studien und Briefe über Londoner Theater, Kunst und Presse." (1860) vereinigt worden.

An Theodor Storm.

32) Berlin, d. 16. Juni 1855.

Lieber Storm.

Herzlichen Glückwunsch zur glücklich eingetroffenen Lisbeth. Noch dazu ein Sonntagskind! Das wird die famosen Gespenstergeschichten des Papa dermaleinst nicht nur erzählen können, sondern neue erleben, zu Trost und Freude eines Th. Storm der Zukunft. Vor allem wünsch' ich dem kleinen Wesen, daß es in der Liebe glücklicher sein möge als die arme Elisabeth[1]), der zu Ehren es doch wohl „Lisbeth" getauft werden soll. Sollte sich aber das Unwünschenswerte doch ereignen, so bitt' ich wenigstens um Immenseeverklärung der lamentablen Geschichte.

Ihre Wage also schwankt zwischen Perleberg und Prenzlau! Gott, wohin führen nicht alles die Wege eines deutschen Dichters! Prenzlau böte vielleicht Stoff und ist eine reiche, behäbige Stadt, aber es erscheint mir wie ein Omen, daß Sie es mit einem tz schreiben. Das kann Ihnen ein Prenzlauer nie vergeben.

Ich komme gewiß noch mal zu Ihnen herüber, aber vermutlich allein und erst nach vier Wochen. (Ich trinke jetzt Brunnen.) Wenn Sie glauben, daß ich, infolge unsres Briefwechsels vom vorigen Sommer, noch einen kleinen Groll gegen Sie im Pökel habe, so halten Sie mich für einen größeren Esel, als unbedingt nötig ist.

Wenn ich Sie sehe, wollen wir über Freytags Roman plaudern. Ich halte es für kein geniales Produkt, aber mit für das Beste, was ein Nichtgenie unter Benutzung (nicht Nachahmung) großer Vorbilder zu leisten imstande ist. Wir sind

[1]) In Storms Novelle „Immensee".

hier durchweg entzückt; auch der nicht leicht zu befriedigende Paul Heyse lobt durch ein eichenes Brett. Können Sie mir nicht auf einen Tag die Gutzkowsche Kritik über „Soll und Haben" schicken[1])? Ich würde Ihnen dafür sehr dankbar sein!

In den Pfingstfeiertagen (auf einer Reise, und zwar im Städtchen Luckenwalde) wurde meine Frau von einem Siebenmonatskinde entbunden; — es ist heut vor acht Tagen wieder gestorben. Es sah natürlich noch „unterirdischer" aus als der Kleine[2]), den Sie im vor'gen Jahr unter die „Unterirdischen" rangierten.

Meine Frau ist noch sehr angegriffen, erholt sich aber doch allmählich, wie's scheint.

Die herzlichsten Grüße an Sie und Ihre liebe Frau und die Versicherung unveränderter Freundschaft von Ihrem

Th. Fontane

An Emilie Fontane.

33) London, d. 11. September 1855.

Meine liebe Herzens-Mila.

Ich habe eben acht Seiten (als Anfang eines Briefes) an Dr. Metzel[3]) geschrieben und bin dadurch teils müde geworden, teils mit meiner Zeit in die Brüche geraten. So werden denn meine Mitteilungen spärlicher ausfallen, als meine Absicht war.

Der Anfang meiner Reise war recht hübsch. Mir gegenüber im Kupee saß Frau O., eine reiche Jüdin aus Hamburg,

---

[1]) „Unterhaltungen am häuslichen Herd" (Leipzig 1855) Bd. 3, Nr. 35, S. 558f. Th. F. schrieb selbst eine Rezension über den Roman, die nach seinem Tagebuch am 5. Juli beendet war und am 26. Juli im Eggersschen Literaturblatt erschien.

[2]) S. oben S. 92.

[3]) Geh. Rat Dr. Metzel, der spätere langjährige Bureaudirektor des preußischen Herrenhauses, war als damaliger Direktor des „literarischen Bureaus" des Staatsministeriums der unmittelbare Vorgesetzte Fontanes.

die mich ganz gut unterhielt und nur in den letzten Stunden etwas unbequem wurde, weil gewisse Muskeln ihres Organismus nicht mehr luftdicht schlossen. In Hamburg verzieh ich ihr diese kleine Schwäche wieder, weil ich nie in meinem Leben so etwas von zärtlichem Empfang gesehn habe. Ihre Kinder waren auf dem Perron, und, während der Zug noch lief, schrie sie schon: meine süße Mathilde, meine einzige Mathilde, mein zuckersüßes Kind usw. Die ganze Nachkommenschaft, männlich und weiblich, trabte neben dem Zuge her, und von Zeit zu Zeit klemmten sich zwei Lippen mit Todesverachtung durch den Fensterspalt und erhaschten einen Kuß von der unermüdlich mit ihren Lippen im Anschlag liegenden, vor Freude zitternden Mama. Es war lächerlich, aber doch hübsch. Das Beste ist heutzutage überhaupt lächerlich. — Der Rest der Kupeebesatzung bestand aus einer dänischen Familie und einem schwedischen jungen Ehepaar. Was dies letztere angeht, so könnte man von demselben sagen: es leistete in ehelicher Zärtlichkeit dasselbe, was die O. in Mutterliebe prästierte. Ich muß Dir bekennen, daß mir ein paarmal bange wurde und der Gedanke in mir aufstieg: wie nun, wenn Du der Zeuge einer alleräußersten Szene wirst? Ich blieb im Zweifel, ob ich für diesen Fall die Notfahne heraushalten oder mein Haupt im Schoß der alten O. verbergen sollte. — Von der dänischen Familie ist weiter nichts zu sagen, als daß der Alte sehr häßlich und die Alte sehr böse aussah; — die Tochter war blond, verschämt und strickte Filet.

Hamburg gefiel mir wieder sehr; die Stadt hat etwas Reiches, Vornehmes, Gediegenes und läßt einem Zeit, sich umzusehn, während man hier in London ein gut Teil Dinge gar nicht kennenlernen kann, weil man 150 mal überfahren sein würde in jenen fünf Minuten, die etwa dazu gehören, eine Haus- oder Kirchenfassade Revue passieren zu lassen. Um neun Uhr begab ich mich aus der Stadt an den Hafen, aber

erst nach Mitternacht waren wir an Bord: Allerlei Gentlemen, insbesondere Kaufleute, Damen, Hunde, acht Ochsen und ein schleswig-holsteinischer Offizier, der in die englische Fremdenlegion einzutreten beabsichtigte. Es ist schade, daß ich auch nicht im entferntesten Zeit habe, alle die Szenen und Schnurren aufzuzeichnen, die mit seiner Hilfe den Anfang und das Ende unsrer Überfahrt (in Elbe und Themse) durchaus interessant machten.

London ist wegen der Siegesnachrichten aus der Krim in großer Aufregung, die sich einem natürlich mehr oder minder mitteilt. — Gestern nachmittag besuchte ich (es war mein erster Gang) Tavistock-Square. Es berührte mich doch eigentümlich, als ich den Ahornbaum wiedersah, unter dem ich so oft gesessen, nach Highgate hinuntergeblickt und an die Heimat gedacht hatte. Die Jalousien (wie immer, wenn die Familie out of town ist) waren heruntergelassen; alles zu, alles verschlossen, nur das Fenster, drei Treppen hoch, stand halb auf, dasselbe, an dem ich so viele Briefe wie diesen, auch immer in Hast und Eile, auch immer mit schlechten Federn und auch immer an einem schändlichen, sechs Zoll breiten Tischchen geschrieben habe. Vieles hat sich seitdem geändert, mit Dankbarkeit füg' ich hinzu — gebessert, und nicht eben die kleinste Ursache dieses glücklichen Wechsels erblick' ich darin, daß wir zwei Hauptpersonen uns endlich in Wahrheit nähergekommen sind. Mög' es so bleiben, das wünscht von Herzen Dein Theodor

An Emilie Fontane.

34) London, d. 14. September 1855.

Meine liebe, gute Mila.

Ich kann in gar keiner besseren Stimmung an Dich schreiben; ich bin nämlich ein bißchen fißlich und lache in einem fort. Was doch ein Glas Grog alles machen kann, und noch dazu

aus dem philiströsesten Menschen von der Welt! Denn im Grunde bin ich doch nur ein Philister. — Mein augenblicklicher Zustand, der eigentlich mehr auf Boxen, Tanzen, Kopfstehen usw. aus ist als auf Briefe schreiben, hat folgende Entstehungsgeschichte: Ich habe mich gestern im Prinzeßtheater (König Heinrich VIII. [Shakespeare] wurde gegeben) etwas erkältet und kam vor einer Stunde, nachdem ich an Mr. Hudson und Mr. Schweitzer[1]) geschrieben, auf den glücklichen Gedanken, Grog zu trinken. Der Oberkellner, ein kapitaler Kerl, meinte, er wolle mir ein Glas mit einem Segensspruch (der sein Privateigentum sei) zusammengießen — vor solchem gefeiten Grog risse jeder Schnupfen aus wie Schafleder. Natürlich bat ich ihn, das Seine zu tun, aber der ganze Segensspruch scheint in nichts anderm als in einer doppelten Ladung Rum bestanden zu haben, und so schreit' ich denn auf dem schlüpfrigen Pfade der Besoffenheit der Genesung entgegen. O, dieser himmlische Zustand! Was wäre mir jetzt nicht alles gleichgültig? Ob ich hier eine neue Zeitung begründe oder wieder für die harmlose Westfälische von Berlin aus korrespondiere, ob ich ein berühmter Mann werde oder im großen Haufen rettungslos verlorengehe, ob ich Manteuffeln befriedige oder zur Verzweiflung bringe, ist mir alles ganz gleichgültig, und es ist in der Tat der größte Beweis meiner Liebe zu Dir, daß ich selbst in diesem meinem seligen Zustand noch eine besondere Freude an Dir habe und wohl wünschte, Du säßest vor mir und könntest Dich über diese harmlose, leider flüchtige Ausgelassenheit Deines endesunterzeichneten Mannes ärgern oder freuen, oder beides zugleich. Was macht mein kleines Georgechen? Bewundern ihn die Leute in seinem schottischen Kittel, oder ist er so ungezogen, daß alle Bewunderung aufhört?

[1]) Apotheker Schweitzer, ein Bekannter Fontanes aus früheren Tagen, war schon während dessen ersten Aufenthaltes in England sein zuverlässigster Anhalt gewesen.

Ich denke oft an Euch, auch nüchtern, und mit herzlicher Freude, und bin ordentlich überrascht, daß Du mir doch mehr fehlst als der Junge. Du wirst an dieser Stelle vielleicht weinen und ausrufen: „Wenn er nüchtern ist, sagt er mir so etwas nie!" Aber finde darin Deinen Trost, daß in der Unbewachtheit des Rausches der eigentliche Mensch erst zutage tritt, und freue Dich über diese Geständnisse, selbst wenn sie Dir Tränen kosten. Nun aber sei es genug. Die Tischglocke (die hier in einem großen kupfernen mexikanischen Schilde besteht, dessen Töne immer an den 1. Akt von Ferdinand Cortez erinnern) wird bald rufen, und so sei denn abgebrochen, um auf dem nächsten Bogen einer nüchternen Betrachtung Raum zu lassen. Leb' wohl für heut; Dein Theodor

An Emilie Fontane.

35) London, d. 4. Oktober 1855.

Meine liebe Frau.

Heut früh erhielt ich Deinen liebenswürdigen Brief, für den ich Dir herzlich danke. Dieser Dank ist um so aufrichtiger und lebhafter, als das Ausbleiben jeder Mitteilung aus der Heimat einer Zersplitterung meiner Dankeskräfte nur allzu glücklich vorgebeugt hat.

Vier Wochen in Berlin, wenn man Frau und Kind um sich her hat und seinen Geschäften nachgeht, vergehn jedem im Nu, und nur der freiwillig Exilierte, der den ganzen Tag auf einem kleinen Rohrstuhl sitzt, der keinen Kaffee und keinen Schlafrock hat, der sich langweilt und sich noch viel mehr langweilen würde, wenn er sich nicht auch zugleich ein bißchen ängstigte — nur solch Verbannter findet, daß vier Wochen eine sehr lange Zeit sind.

Ich habe auch diesmal wieder kein besonderes Glück in England. Versteh' mich recht, ich hab' auch kein Unglück; aber jene glücklichen Ohngefährs, jene prächtigen Minuten, wo

einem die Götter mal in guter Laune was in den Schoß werfen — mit einem Wort, die berühmten „gebratenen Tauben" bleiben aus. Nach mehr als einer Seite hin bin ich allerdings auf wirkliches Pech gestoßen. Es fing damit an, daß James Hudson meinen Brief nicht beantwortete; es setzte sich fort, indem James Morris von Preßangelegenheiten nichts wußte und wenig Neigung zeigte, mit Aufopferung eines Vormittags sich die erforderliche Kenntnis anzuschaffen; es erhielt sich auf seiner Höhe, als gewiegte englische Literaten, an die ich mich wandte, mir erklärten: „sie wüßten in diesen Dingen nicht aus und ein", und es scheint sich auch jetzt noch nicht erschöpft zu haben, da z. B. Max Müller[1]) in Oxford keine Miene macht, mir auf einen Brief zu antworten, den ich ihm am Sonntag geschrieben habe. — Nach andrer Seite hin kann ich mich über meinen diesmaligen Aufenthalt in London nicht beklagen. Die zwei alten Jungfern, bei denen ich wohne, sind eigentlich liebenswürdig, und auch die drei alten abgetakelten 74er, die außerdem noch hier vor Anker liegen, sind gar nicht so übel. Sie ärgern mich wenigstens nicht, und das ist schon viel. — Außerdem ist Schweitzers Anwesenheit von großem Nutzen für mich. Ich habe doch Sonntags einen Menschen, mit dem ich ein Wort sprechen, und in dessen Gesellschaft ich Tee trinken kann. Aus demselben Grunde ist mir auch Morris wichtig. Er beutet mich zwar aus und setzt mir nicht einmal eine Tasse Tee vor; trotzdem muß ich froh sein, ihn zu haben, denn er ist freundlich und fein gebildet.

Küsse mir unsern lieben Jungen, schreibe bald und sei tausendmal geküßt von Deinem

Theodor

---

[1]) Dr. Max Müller, der berühmte Oxforder Professor, ein Freund Fontanes aus dessen Leipziger Tagen. Man vgl. Bd. 2, S. 109ff.

36) London, d. 12. Oktober 1855.

Meine liebe Frau.

Die letzten Mußestunden, die ich in Campden House Road finde, sollen Dir und der Beantwortung Deines gestern erhaltenen, liebenswürdigen Briefes gehören. Morgen (Sonnabend, den 13.), verlaß ich diese meine Sommerwohnung und ziehe nach 23 New Ormond Street in die Nähe der City. Die Geschichte meiner Übersiedlung ist folgende: Der Weg von hier in die Stadt war mir immer unbequem und kostspielig; ich hatte gewöhnlich einen Schilling, oft auch zwei pro Tag an den Omnibuskutscher zu zahlen, eine kleine Summe, die ich mir ganz und gar ersparen kann. Außerdem entbehr' ich von Anfang an in meinem Zimmer der so sehr geliebten Bequemlichkeit. Als Schlafzimmer ist es reizend: geräumig, freundlich, sauber und mit einem wahren Prachtbett ausgerüstet; aber ich friere den ganzen Tag, weil sich nicht gut ein Feuer machen läßt, und vermisse vor allem ein Sofa, ein gepolstertes Brett, auf dem ich mich strecken kann. Dennoch hätt' ich hier noch wochenlang ausgehalten, wenn ich mich nicht über eine 70jährige Mitbewohnerin des Hauses weidlich geärgert hätte. Diese alte Dame ist in ihrer Art gar nicht übel und überragt die übrige Gesellschaft an Geist, Witz und Kenntnis. Da sie aber die Schwester eines Admirals und die Tante eines Kapitäns in der Armee ist, so hat sie die bekannte englisch-Repräsentationskrankheit und verlangt die Rücksichtsnahmen eines geschlossenen aristokratischen Zirkels. So brummelte sie denn auch letzten Sonnabend, als ich mich zum Frühstück einfand, verständlich vor sich hin: no shaving! (nicht rasiert!), was mich schändlich ärgerte. Zugegeben, daß sie recht gehabt hätte, sich über mein nicht ganz glattes Kinn zu beschweren, so ist es doch sicherlich auch nicht fein, solche Bemerkung vernehmlich zu äußern, und vor allem will man für sein schweres Geld dieser

Art von Gêne und Kontrolle nicht unterworfen sein. Auch hilft es einem nicht, wenn man solche Reprimande als die natürliche Strafe eines kleinen Verstoßes hinnimmt; denn man wird immer aufs neue verstoßen. Die Engländer sind von der absoluten Vortrefflichkeit ihrer Sitte und ihres Tuns durchdrungen, und jede Abweichung davon, selbst die berechtigste, erscheint ihnen als ungentlemanlike. Diese Borniertheit auf die Dauer zu ertragen, ist unmöglich, und es bleibt einem nichts anders übrig, als ihr zu entfliehn. Man muß es ihnen lassen, daß sie uns in aristokratischen Formen weit voraus sind, aber in jener schönen Toleranz, die den wahren Adel charakterisiert, sind sie um ebensoviel hinter uns zurück. Wir können von ihnen lernen, aber ich denke, sie noch mehr von uns.

In meinem Groll ging ich in die Stadt und mietete mir die angegebene Wohnung in einer Gegend zweiten Ranges, bei einer Frau dritten Ranges, was alles recht gut wäre, wenn nur das Sofa nicht vierten und das Bett sogar fünften Ranges wäre. Sie haben hier unglückliche weiße Bettdecken, als eine Art Zierstück, um die wollene Decke darunter zu verbergen, aber das Zierstück zeichnet sich immer durch seine Isabellfarbe aus und erheischt die Toleranz eines Kontinentalen, um darunter zu kriechen. Dennoch freu' ich mich auf den Tausch, der mir bevorsteht; in eine „Familie" begeb' ich mich nicht wieder.

Am Dienstag erhielt ich ganz unerwarteterweise einen Besuch von meinem Freunde Dr. Müller. Mein an ihn gerichteter Brief war ihm nach Dresden nachgeschickt worden, wo er vier oder sechs Wochen bei seiner Mutter gewesen war. Noch ein andrer deutscher Gelehrter war in seiner Begleitung. Wir plauderten zehn Minuten und fuhren dann in die Stadt. Im Theater war nicht viel los, und so entschlossen wir uns,

einige echt englische Kneipen von zweifelhaftem Ruf zu besuchen. Es war sehr interessant.

Die große Frage: Bleiben oder nicht? ist noch immer nicht entschieden. Das ganze Unternehmen steht mal wieder auf der Kippe, ja (im Vertrauen gesagt) es muß auf der Kippe stehen, weil es von Anfang an verkehrt angefangen worden ist. Alle Chancen waren und sind gegen mich. Wie ich vor kurzem hier erfahren habe (und ich halte die Angabe eher für richtig als falsch), werden von der bereits existierenden „Korrespondenz" nur 40 Exemplare täglich abgesetzt. Vierzig Abonnenten muß ich aber gerade haben, um die Kosten (versteht sich Gehalt und alles) gedeckt zu sehn. Ich müßte also den Leuten ihre sämtlichen Abonnenten abjagen. Wie ist das möglich? Beide Männer (Schlesinger und Kauffmann) sind gescheit, schriftstellerisch gewandt, umsichtig, seit sechs oder sieben Jahren hier, des Englischen völlig mächtig und mit vielen hundert Leuten liiert. Wie kann ich dagegen aufkommen? Wenn sie hundert Abonnenten hätten, so könnt' ich ihnen zwanzig abjagen, weil man annehmen kann, der fünfte Mensch ist immer unzufrieden mit dem, was er hat, und wünscht, sich zu verändern. Aber der fünfte Mensch von vierzig gibt nur acht, und ich glaube in der Tat nicht, daß ich mehr in mein Lager herüberziehn werde. Die Regierung muß entschlossen sein, es jahrelang durchzusetzen; dann ist vielleicht was zu machen, aber in sechs Wochen kann ich meine bevorzugten Gegner nicht stürzen. Ist man in Berlin aber schlaff oder eigensinnig oder verstimmt oder unbefriedigt — nun, so muß ich's ertragen, wie ich schon soviel ertragen habe. Eine lächerliche Niederlage ist und bleibt es; darüber bin ich mir völlig klar. Mir bleibt aber das Bewußtsein, den besten Willen gehabt und meine Schuldigkeit getan zu haben. Dein

Theodor

37) London, d. 31. Oktober 1855.
23. New Ormond Street
Queens Square.

Vielgeliebter Rütli.

Wenn du noch am Leben bist, so erfahre zunächst, daß auch ich mich noch des himmlischen Lichtes freue, freilich nur insoweit, als ein respektabler Londonnebel das zuläßt, und als überhaupt noch von Freude die Rede sein kann, wenn ein Rütlione ohne Rütli ist. Die Würfel — um eine Wendung von entsprechend historischer Wichtigkeit zu gebrauchen — sind gefallen, und der Rubikon ist überschritten. „Ich bleibe hier," schreit Ferdinand Cortez, wenn ich nicht irre, und nur insoweit unterscheid' ich mich von ihm, als ich an guter Stelle gelernt habe, „daß Vorsicht des Mutes besserer Teil ist", und infolge davon mit mir einig geworden bin, die Schiffe nicht zu verbrennen. Ja, ich denke sogar, um der Neuzeit wie billig Rechnung zu tragen, eine regelmäßige Dampfschiffahrtsverbindung zwischen Ormond Street und der Heimat einzurichten, und nirgends wird der rascheste und beste meiner Steamer lieber anlaufen als an den Werften, wo der Rütli seine Pfeife dampft und Werg zupft und fesssitzt wie Pech, zum Schrecken aller wartenden Ehefrauen. Die Heimat mit der Fremde zu vertauschen (und wenn's auch eigene Wahl wäre; unsere Wahl ist oft nur Zwang) ist immer hart. Aber es ist doppelt hart in den Fest- und Freudewochen, die die Grenznachbarn des alten und neuen Jahres sind. Am 14. November beginnt für mich der Reigen mit dem Geburtstag meiner Frau, und er schließt ab mit dem 19. Januar, dem Geburtstag meines geliebten und verehrten Lessing[1]). Und dazwischen liegt Weihnachten im Kranz dreier Stiftungsfeste: Tunnel, Rütli und Ellora. Mit meinen Gedanken werde ich an jedem dieser

[1]) Franz Kugler.

Tage bei Ihnen sein, an dem einen oder andern wohl auch mit einigen Zeilen. Nun aber sei es mir vergönnt, das Rütlikollektivum aufzugeben und jeden einzelnen insbesondere zu begrüßen. Ich wähle die Reihenfolge, die unter uns gilt.

Lieber Anakreon[1]). Brav so! Stolz lieb' ich den Rostocker. Ich habe Dir Briefe geschickt in allen Formen, druckbare selbst (wofern Du sie dafür hältst), und sehe noch immer einer Zeile entgegen, die wenigstens den Empfang konstatiert. Doch sollt' ich Dir zürnen? Wer weiß, welcher Leibschwabe[2]) Dir eben jetzt Deine Stunden stiehlt, und wie würd' ich den Antrag zu stellen wagen, dies altehrwürdige Institut um meinetwillen aufzugeben! Aber weg den Scherz. Ernsteres nimmt Deine Zeit gefangen, und ich sehe Dich im Geiste neue Bäume pflanzen für die Zukunft. Laß mich die Namen der neuen Vereine wissen[3]), mit deren Gründung Du für diesen Winter beschäftigt bist, und, wenn das Register zu lang wird, so nenne wenigstens die wichtigsten. — Aber sag' an, bist Du nicht eigentlich die Steigerung eines Don Juan! Du zeugst die Vereine, gibst Dich mit ihnen ab und läßt sie laufen. Wann wird ein Leporello Dir die gebührende Arie singen? Mitunter ist mir bang um Dich; aber wenn Deine Taten auf der berühmten Wage Franz Moors gewogen werden, wird eine Stimme (vielleicht Lepels, der dann gut situiert ist) durch die Himmel schallen: „Rütligründer", und bei dem Wort wird es wie ein Zentner in die gute Schale fallen, und alle Deine Vereinsmissetat wird leicht befunden werden — wie ein lyrisches Gedicht.

---

[1]) Friedrich Eggers.

[2]) Friedrich Eggers protegierte junge Leute, mit denen er sich gern umgab. Darüber sowie über die Benennung dieser Gefolgschaft vgl. Wilhelm Lübkes „Lebenserinnerungen" (Berlin 1891) S. 155.

[3]) Vgl. dazu Bd. 2, S. 208 f. Auch die „Ellora" war von Eggers gegründet.

Lieber Immermann[1]). Seit ich Sie nicht sah, sind Sie im Gebirge gewesen und ich auf See. Sie haben Bergluft geatmet, und ich bin seekrank geworden. So hat jeder sein Vergnügen. Ich kann nicht leugnen, daß das Ihrige mindestens so viel höher steht als die Koppe über dem Meeresspiegel. Kann es auch anders sein? Wer unter uns wäre ein feinerer Epikureer als unser Immermann? Ach, ebenjetzt tritt „Onkel Friedrich" vor mein begehrliches Auge und meldet, daß angerichtet sei. Wir sind unsrer sechs und schreiten paarweis in die Efeustube. Die Kanarienvögel nebenan schauen neugierig zu; selbst der Fuchs spitzt die Ohren. Immermann, in männlicher Selbstverleugnung, kehrt seinen Rücken dem Spiegel zu. Neben ihm zur Linken sitzt seine junge Frau in gelber Seide (es ist ihr ein und alles), die das Gelübde geleistet hat, bei Immermann immer ohnmächtig zu werden. Sie neigt sich eben zu ihrem zweiten Nachbar[2]), dessen bewunderter Kopf auf allen Wandgemälden Kaulbachs prangt und über dessen Toilette und Farbenzusammenstellung die Ansichten immer noch in Zwiespalt sind. Er trägt heute die zweite Garnitur: blauer Frack, orange Weste, grüne Krawatte. Die saphirne Tuchnadel fehlt; er ist augenblicklich nicht in ihrem Besitz. Wunderbare Worte fließen von seinen Lippen. Der Name Pepita[3]) kehrt oftmals wieder; er sah sie gestern zum siebenten Male, und zwar mit vier Mann Bedeckung, um sie ungestörter genießen zu können. Man schenkt nichtsdestoweniger seinen Worten eine nur geteilte Aufmerksamkeit, und seine Nachbarin bittet ihn „einschenkend". Zur Linken des bärtigen Schwärmers

[1]) Wilhelm v. Merckel.

[2]) Friedrich Eggers. Vgl. Bd. 2, S. 208 ff. Sein klassisch schöner Kopf wurde von Kaulbach als Modell für den Perikles auf dem Gemälde „Die Blüte Griechenlands" verwandt.

[3]) Die spanische Tänzerin Pepita de Oliva erregte damals und später bei einem Gastspiel im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater ungewöhnlichen Enthusiasmus.

sitzt die Wirtin des Hauses, auf ihrem Gesicht den Ausdruck der Freude und Herzensgüte. Sie erhebt sich eben, um ihrem zweiten Nachbar die letzten Klöße aus der Suppe zu fischen, denn sie ist gut und kennt die Schwächen seines Herzens. Ach, dieser Nachbar, wie lange hat er keinen Schwemmkloß gesehen, und wie ewig lange ist es, seit er den Lockenwald von Fräulein Klara zum letzten Male an seiner Seite sah! Stunden vergehen im traulichen Gespräch. Endlich kommen die kleinen Gläser mit der ovalen Öffnung, und der Ungar gibt dem Feste die Weihe. Immermann aber steht in Blüte nun wie das Fest selbst, und nachdem er die Ritter vom Geist alle neun (Bände) in den Sand geworfen hat, äußert er seinen Schmerz über das Nichterscheinen des zweiten Argo-Jahrgangs. Trostworte fallen links und rechts; umsonst — bis „Onkel Friedrich" den Kaffee bringt und unterm blauen Dampf der Zigarren alle Sorgen zu Rauch und Asche werden. Liebe, kleine Immermannsche Diners, was gäb' ich nicht darum, wenn ich eins davon in London hätte!

Lieber Lessing[1]). Du bist nun zurück von Deinem großväterlichen Geschäft und gehörst wieder der Baugeschichte. Der November ist da. Die Bäume sind entblättert, auch der Nußbaum im Garten. Ich habe Dich nicht mehr um die Kaffeestunde dort zu suchen. Alles still, nur der Wind ist laut und erzählt viel, aber nichts von der Literatur. Tod und Winter sind gekommen, und nur in Hansens[2]) Macierstall ist es nach wie vor lebendig. Wenn ich Dich finden wollte, so muß ich die berühmte breite Freitreppe des Kuglerschen Hauses hinauf, von der man eigentlich bedauern muß, daß sie keine Gelegenheit hat, ihrem eigentlichen Berufe nachzukommen[3]). Sie ist wie

[1]) Franz Kugler.

[2]) Kuglers Sohn. Vgl. über ihn Paul Heyses „Jugenderinnerungen und Bekenntnisse". 3. Auflage (Berlin 1900) S. 315 f. und Adolf Wilbrandt, „Aus der Werdezeit" (Stuttgart 1907).

[3]) Das Haus Friedrichstraße 242 schildert Th. F. Bd. 2, S. 202.

erfunden für alle jene Schuldner, die das Bedürfnis fühlen, ihre Gläubiger die Treppe hinunterzuwerfen. Im Besitz solcher Treppe braucht man sie nur ihrem Schicksal zu überlassen. Aber da hab' ich Dich. Du reitest auf dem Schreibsessel und siehst mich verklärt an; denn Du hast eben gefunden, daß die untere Hälfte der Memnonssäule um 15 000 Jahre älter ist, als man gewöhnlich annimmt; ja, daß die unterste Schrift aus einer Zeit herrühren dürfte, wo das Krokodil noch eine dunkle Idee der Schöpfung war und statt seiner hundert Fuß lange Hydrarosse am Nilufer Zeck spielten. Aber da klopft Frau Klara zum Tee; und nachdem Du im Wippstuhl weiter gedacht und geträumt hast, erhebst Du Dich endlich wie ein Sieger und singst mit einem Nachdruck, den heute nur der Eingeweihteste versteht: „Ich fühle so frisch mich, so jung!" Bleib es! Das wünsch' ich Dir und uns von ganzem Herzen.

Lieber Metastasio[1]). Das große Haus, der parkettierte Fußboden und eine Galerie von Ölgemälden an den Wänden — da kratzt sich mein bißchen Humor verlegen hinter den Ohren (auch dieser Dativ beunruhigt mich) und murmelt vor sich hin: Take care, mit Schulräten ist schlecht Kirschen pflücken. Aber sind Sie denn wirklich Schulrat? Sind Sie nicht vielmehr Metastasio, und muß ich Ihnen nicht erzählen, daß ich bei einem alten Antiquar in der Oxfordstraße Tag um Tag Metastasios sämtliche Werke ausgestellt finde? Ich kann natürlich niemals dran vorübergehn, ohne Ihrer zu gedenken, und wenn Sie nicht bereits im Besitz alles dessen sind, womit Ihr Taufpate Welt und Bühne beschenkt hat, so möcht' ich wohl einmal Veranlassung nehmen, mich für die Bücher zu revanchieren, die ich Ihrer Freundschaft verdanke. — Ich würde Sie länger festhalten, aber der Zeiger setzt eben ein — im nächsten Augenblick wird es acht schlagen — und die Geographische[2]) wartet

[1]) Schulrat Borxmann.

[2]) Geographische Gesellschaft, deren Mitglied Borxmann war.

nicht. Dr. Barth ist ohnehin zurückgekehrt und darf nicht versäumt werden. Er hat in Timbuktu und in Sanssouci an königlicher Tafel gesessen. Solche Leute sieht man nicht alle Tage. Eilen Sie; au revoir!

Lieber Rubens[3]).

Auf der Nogat grünen Wiesen
Steht ein Schloß in Preußenland,
Das die frommen deutschen Riesen
Einst „Marienburg" genannt.
Mancher gelb-grün-rote Kleister
Klebt das Bild dort auf den Stuck.
Endlich, endlich kam ein Meister,
Und das war ein großes Gluck.

Ach, ich kenn' ihn nicht, den Alten,
Den mit Schild und Speer und Schwert
Und mit langen Mantelfalten
Meister Menzel dort verklärt.
Ach, ich würde gerne fragen,
Ist es Albrecht, Salza, Plau?
Doch — kein Buch, um aufzuschlagen,
Und ich kenn' sie nicht genau.

„Nun adieu, du alter Remter,
A présent il faut que j'aille!"
In die Tuilerien kömmt er
Und vor allem nach Versailles.
Ach, er sieht sehr schöne Rahmen,
Schöne Bilder auch dazu,
Vernet und sein eigner Name
Stoßen an auf du und du.

Daß ich, wie's (Ihre Erlaubnis dazu vorausgesetzt) eigentlich meine Absicht war, nicht dazu gekommen bin, mit Ihnen in Paris Bilder zu verschlingen, werd' ich ewig bedauern. Leben Sie wohl und zeigen Sie der Welt bald wieder einmal, was eine Harke ist.

---

[3]) Adolf Menzel.

Schenkendorf![1]) Liebster, ältester, ungetreuester. Es ist schändlich, daß Du um Heisings willen meiner ganz und gar vergißt. Man soll, um die Lehre von den Verhältnissen zu ergründen, nicht alte, zu Recht bestehende Verhältnisse ignorieren oder ganz vergessen. Und selbst wenn „Herodes" an aller dieser Vernachlässigung schuld sein sollte, so bitt' ich Dich doch, zu bedenken, daß ich keiner von denen bin, die in Deinem ersten Akt bereits gemördert werden und keine weiteren Ansprüche auf Berücksichtigung haben. Geh in Dich, schreibe, schreibe viel, schreibe nett und vergegenwärtige Dir, daß ich einen Ozean von Tinte bereits ex officio konsumiert habe. Die gewöhnlichen Schreibgesetze dürfen unter uns nicht gelten, und das Kerbholz alter Kaffeeschwestern wirst Du doch zwischen uns nicht einführen wollen. Also!

Und soll ich nun auch, um vollständig zu sein, der auswärtigen, korrespondierenden Mitglieder gedenken? So schick' ich zunächst nach München die herzlichsten Grüße an Jung Hölty[2]), den Vater und Dichter, der immer nur wie Banquos Geist im Rütli saß; versteht sich, ein lachender Banquo mit Grübchen um den Mund und nicht wie Stawinsky[3]) mit sieben Heftpflastern im Gesicht. Und nun Tannhäuser![4]) Tannhäuser, wo bist du? Ach, wenn er im Venusberg säße (für den er, glaub' ich, eine leise Vorliebe hat), ich wüßt ihn nicht schwerer zu finden als in diesem Augenblick. Ich irre durch die Straßen Perlebergs und finde ihn nicht. Ich frage in Prenzlau — man kennt ihn nicht. Und man würd' ihn doch kennen, wenn er da wäre! Wer würde Storm en nicht kennen?! Ihn, den Schleswig-Holsteiner, den norddeutschen Mörike, den Sänger von Bulemanns Haus, den Vater mehrerer selbständiger Kin-

---

[1]) Bernhard v. Lepel.
[2]) Paul Heyse.
[3]) Kgl. Schauspieler.
[4]) Theodor Storm.

der? — Wo er aber auch weilen mag, ein Vivat für seine Lyrik und den Wunsch, daß im märkischen Sande die Blume weiterblühen möge, die unterm Windhauch der Nordsee so spärlich, aber ebendarum um so kostbarer gedieh! Lafontaine

An Emilie Fontane.

38) London, d. 10. November 1855.

Meine liebe Frau.

Es waltet schon seit mehreren Wochen ein eigner Unstern über meinen Briefen an Dich; entweder hab' ich nur eben noch Zeit, einen Zettel zu schreiben, oder gar Unwohlsein plagt mich und nimmt mir die rechte Schreibestimmung. Heut ist es nun gar beides; ich bin noch immer nicht gesund und habe zweitens bei einem Towerbesuch einige Stunden verprudelt. Die Wahrheit zu gestehn, kam mir der ganze Towerbesuch etwas verquer, da sowohl meine dicke Backe als auch die übermorgen erscheinende erste Probe-„Korrespondenz" meinen Gedanken eine Richtung gibt, die wenig zu der Stimmung paßt, die mich sonst wohl angesichts der „weißen Steine", drauf das Haupt Anna Bulens fiel, zu beschleichen pflegt. Sie blieb auch diesmal aus. Auf der andern Seite wär' es ungezogen gewesen, Dr. Wentzel[1]), der infolge meiner Krankheit noch blutwenig von mir gehabt, seinen Wunsch abschlagen zu wollen; dieser Wunsch lief nun aber mal auf meine Begleitung hinaus.

Nächsten Mittwoch ist Dein Geburtstag. Was ich Dir zu diesem Tage zu sagen habe, ist etwa das: daß ich mich von Herzen freue, Dich zu besitzen, daß ich den 16. Oktober 1850 nicht zu den Unglückstagen meines Lebens rechne, daß ich Dir und mir Freude an unserm Kinde wünsche, daß ich Dich bis

[1]) Dr. Wentzel war vom „literarischen Bureau" als Mitarbeiter Fontanes bei Begründung der „Deutsch-Englischen Korrespondenz" bestallt worden. Nach dem Eingehen dieses Unternehmens wurde er nach Berlin zurückberufen und übernahm dort die Redaktion der „Zeit".

zu unserm endlichen Wiedersehn in Geduld auszuharren bitte, und daß ich Dir, je älter wir werden, immer mehr meine Liebe zu Dir zu betätigen hoffe. Ich wünsche von Herzen, daß Du den Tag heiter und vergnügt verbringen mögest. Mutters Herzlichkeit und guter Wille werden Dir gewiß einen Festtag bereiten. Wenn ich bis dahin wohl bin, werd' ich es wie T.s machen, die bekanntlich immer die Gesundheit wassertrinkender Anverwandten in Wein oder Bowle ausbringen. Sei geküßt von Deinem Th. Fontane

An Emilie Fontane.

39) London, d. 17. November 1855 (Café Divan).

Meine liebe Frau.

Die Zeilen sollen nicht viel andres als meine Freude über Deinen heut erhaltenen Brief und die Mitteilung enthalten, daß ich wieder ziemlich auf den Beinen bin. Ich sage „ziemlich", weil mir immer noch ein Rest von Erkältung in den Gliedern sitzt, ein böser Feind, den ich im Laufe dieses Winters auch schwerlich ganz loswerden werde. Ich habe soeben unten bei Simpson im Zug gegessen, und während ich eine Treppe hoch diese Zeilen schreibe, sitz' ich wieder im Zug. Wenn ich zu Hause bin, muß ich im Zuge arbeiten und mich anziehn und im Zuge schlafen. Die Engländer nennen das „Ventilation"; was sie „Zug" nennen, deckt die Dächer ab und würde in der ganzen übrigen Welt Sturmwind heißen. Hätt' ich die kalten Bäder, so möcht' es gehn; aber ohne diese ist es für mich sensiblen Menschen eine harte Nuß. Was mich rettet, ist der Pelz. Mag seine Entstehungsgeschichte in Dunkel gehüllt sein wie die Geburt aller großen Erscheinungen — gleichviel er ist da und er beglückt. Oft seh' ich ihn wehmütig an und gedenke des hartgeschmähten Lepel, der nun mal ein Sohn der Charitas und ein Jünger der Musen, aber freilich kein Liebling der Grazien ist. Beiläufig bemerkt, macht der Pelz hier völliges Furore,

hier, wo sonst nichts Aufsehn zu erregen vermag. Ich könnte hier die erste Zeitung der Welt redigieren und niemand würde mich kennen; ich könnte mir brennende Räucherkerzchen so lange in die Nase stecken, bis ich tot wäre, und nichts würde mein Lohn sein als ein Leitartikel in der Times; aber diesem Pelz kann London auf die Dauer nicht widerstehn, und bald wird the foreigner with the fur (der Fremde mit dem Pelz) zwischen Queens Square und Strand eine gekannte Größe sein. Who is your tailor (Wer ist Ihr Schneider?) brüllte mir neulich ein Cabkutscher nach, und im allgemeinen hält man mich für einen im Bomarsund gefangengenommenen russischen Offizier, der jetzt Erlaubnis erhalten hat, sich London anzusehn.

Ob es Dir möglich sein wird, diesen Brief zu entziffern, mögen die Götter wissen. Nun, Du hast ja Zeit. Schreibe bald wieder Deinem Theodor

An Emilie Fontane.

40) London, d. 2. Januar 1856.

Meine liebe Frau.

Für Deinen liebenswürdigen Geburtstagsbrief dank' ich Dir von ganzem Herzen. Die Feier des Tages begann diesmal gleich nach Mitternacht. Als wir gegen 1 Uhr zu Hause ankamen, sagt' ich: so wär' ich denn also 36. Wentzel ging dann ins Nebenzimmer, putzte sein Geschenk, zwei niedliche Blumenvasen, mit Holly (Stechpalme) aus, steckte zu den zwei Lichtern noch zwei andre an und baute mir Deinen Brief auf. Ich war in bester Laune und betrachtete es als ein gutes Omen, so heiter und glücklich in mein neues Lebensjahr zu treten. Am andern Nachmittag fuhren wir nach Hampstead und kneipten Natur. Es war ein apart schöner Tag, die Landschaft — trotz des Winters — reizend, und dazu ein prächtiger Sonnenuntergang. Im übrigen passierte nichts Besonderes, und der

Tag war gerade so intensiv langweilig wie alle andern. Am Silvesterabend kamen wir mit Punsch und Humor ins neue Jahr. Der erste Januar dagegen war ein ganz erbärmlicher Tag, so einer, wo einem alles verquer geht, wo man das Tintenfaß statt der Sandbüchse aufs Papier streut, wo man 20 Schwefelhölzer braucht, eh' eins brennt, und einem ein Schnitt mit dem Rasiermesser so sicher ist wie Amen in der Kirche. Wenn sich die andern Tage des Jahres nicht besser anlassen, so hast Du wenig Liebenswürdigkeit von mir zu gewärtigen. Und doch hab' ich vor, so liebenswürdig wie möglich zu sein.

Das wichtigste für uns ist Dein Besuch bei Metzel. Ich muß wissen, woran ich bin. Ich will mich nicht übereilen und durch deutliche Sprache, die ich allenfalls zu führen verstehe, nichts verderben; aber ebenso gewiß will ich dies Hundeleben nicht länger führen, wenn ich nicht weiß, zu welchem Zweck ich es führe. Für Erfolge unsres Unternehmens kann ich nicht einstehn. Will man aber, gleichviel ob „Erfolge" da sind oder nicht, die Geschichte fortsetzen, so stell' ich die Bedingung, daß man mich wenigstens drei Jahre hier beläßt. In drei Jahren kann ich hier trotz der entsetzlichsten Plackerei so viel lernen, wie ich zu lernen vorhabe; aber ein Jahr ist nichts und die Zeit in bezug auf mich rein vergeudet. Und ich wiederhole es: ich bin nicht dazu angetan, das bloße Werkzeug, vielleicht der Dupe andrer Leute zu sein.

Lebe sehr wohl. Dein Theodor

An Emilie Fontane.

41) London, d. 3. Januar 1856.

Meine liebe Frau.

Es ist bekannt, daß, wenn man bei allen Heiligen schwört: „Nie einen Kümmel mehr", man sich am andern Tage in Nordhäuser Korn betrinkt. Junge Sprödchen, die alles hassen, was fünftehalb Haare unter der Nase hat, verloben sich an dem-

selben Tage, wo sie ihren Haß vor versammeltem Volke ausgesprochen haben, und wer sich rühmt, nie ein Glas zerschlagen zu haben, stolpert sicherlich zwei Stunden später in einen Wandspiegel.

Wenn Du meinen beiliegenden Brief von gestern abend gelesen haben wirst, so wirst Du wissen, was diese Einleitung besagen will. Ich habe es gestern abgeschworen, mich ein Jahr lang (wenn es nur ein Jahr sein soll) hier festnageln zu lassen, und bin nun doch froh darüber, daß die Nägel eingeklopft werden.

Leider muß ich hinzusetzen, daß ich gestern — nach menschlicher Berechnung — mehr recht gehabt habe als heute. Ihr werdet in einem Jahre kein Englisch lernen, und aus mir wird auch nicht der perfekte Englishman werden, der ich werden möchte und werden muß, wenn die 16 Monate (vom September v. Jahres an) nicht wieder, wie soviele Jahre meines Lebens, weggeschmissen sein sollen. Etwas Politik, etwas London, etwas Englisch — nutzt mir nichts; an halben und viertel Dingen hab' ich genug in mir, und das Leben erheischt von uns, daß wir etwas Ganzes sind.

Auf der andern Seite steht die süße Hoffnung, deren Stimme nie schweigt. Ich denke, nimm erst ein Jahr, die andern finden sich vielleicht. Einigen Segen wird mir solch ein Jahr ohnehin wohl bringen. Verdirb es nicht mit Deinen Vorgesetzten! ruft mir eine zweite vernünftige Stimme zu. Und zuletzt kann ich nicht ganz leugnen, daß mir das Zurückmüssen — wenn sich auch nach einigen Monaten das Bittere ins Süße verwandelt hätte — höchst peinlich gewesen wäre. So will ich mir denn das schöne Glas Wein, das Du mir in Deinem Briefe so freudig und vertrauensvoll reichst, nicht durch Sorgen und allerhand Mäkeleien selbst verderben. Und so sei mir denn von ganzem Herzen hier willkommen! Du wirst Dich oft nach Deutschland zurücksehnen, und Deine Begeisterung wird oft unter den Nullpunkt sinken, aber Du wirst auch viel Großes und lauter Neues, Überraschendes kennen-

lernen, und das ist am Ende auch etwas. Heut abend noch werd' ich wegen einer Wohnung Schritte tun.

Küsse unsern Jungen von Deinem Theodor

An die Ellora.

42) London, d. 14. Februar 1856.
(St. Valentines Tag.)

Lieben Brüder in Ellora.

Heut ist St. Valentines Tag, wo man sich in England Neujahrswünsche schenkt. Könnt ihr euch etwas Tolleres denken! So ist diese stolze Nation in allem um vierundvierzig Tage zurück. Sie selber behauptet freilich, sie sei um zehn und einen halben Monat voraus, was sich auch hören läßt. So kommt man aus dem Zwiespalt nicht heraus, wer größer sei: Deutschland oder England. Die Angelsachsen haben wir mit ihnen gemein, und statt Shakespeare haben wir Hermann den Cherusker[1]) und den Fechter von Ravenna.

Dove hat mir sagen lassen, ich möchte nicht länger als zwei Jahre in London bleiben; jeder Deutsche, der diesen Rat verachte, werde entweder dumm oder verrückt. Der Mensch schmeichelt sich immer, und so nehm' ich das Mildere an, das zugleich meinen natürlichen Anlagen am meisten entspricht. So arbeitet man denn hier wie ein Arsenikarbeiter oder ein Mitglied der Aufkäufergilde, die da wissen: mit Fünfundvierzig ist es vorbei. Ich bin jetzt sechsunddreißig. Also mit Achtunddreißig ist es vorbei. Adieu dann Balladen und stolze Mitarbeiterschaft am Literaturblatt. Dann ist die Zeit da, wo ich in jeder Debatte unterliege, gleichviel ob ich mit Lazarus oder Blesson[2]) kämpfe. Es gäbe ein Rettungsmittel — Flucht. Aber ihr kennt den Traumzustand, wo man fliehen will vor einem langen, langen

[1]) Vielleicht ist ein so betiteltes Drama von Hans Koester gemeint.

[2]) Moritz Lazarus (1824—1903), der bekannte Philosoph, Mitglied des Tunnels und des Rütli. Major Blesson, ebenfalls Mitglied des Tunnels. Vgl. Bd. 2, S. 177.

Messer und doch wie angewurzelt steht. Ihr habt von dem Vöglein gehört, das in den Zauberkreis der Schlange gebannt ist. Ich werde hier verwunschen bleiben, bis eine deutsche Prinzessin, die ich noch nicht näher bezeichnen kann (vielleicht werd' ich Balladenvorleser bei der Fürstin von Schwarzburg-Rudolstadt), mich aus diesem Zauberschlaf weckt.

Bleibt das aber alles aus, und sollen mir zuliebe keine Wunder mehr geschehn, nun, so lebt ja die Ellora noch. Ihr sammelt (reich seid ihr ja alle), delegiert einen und laßt mich holen. Dann in der ersten Elloraſitzung wäscht mich Irus[1]) mit seiner Lauge, Dick[2]) macht alles geschmeidig, und dann kommt der Chevalier[3]), krempelt sich die Rockärmel auf wie ein Accoucheur, greift tief ins Innerste hinein, packt den Spleen und reißt ihn ritsch, ratsch mit einem Zuge zum Leibe heraus. Dann Tee und ein quatre-mains, und alles ist wieder gut. —

Bis zu dieser Operation und drüber hinaus immer Euer Bruder in Ellora Lafontaine genannt Noel[4]).

38 Berners Street
Oxford Street.

An Emilie Fontane (Mutter).

43) London, d. 14. März 1856.

Meine liebe, gute Mama[5]).

Zunächst bitt' ich Dich, Sommerfeldt[6]) und Frau, oder aber Jenny und ihren Mann zu grüßen und beiden in meinem

---

[1]) Der Kunsthistoriker Wilhelm Lübke.

[2]) Richard Lucae, Architekt. Vgl. Bd. 2, S. 213 ff.

[3]) Karl Zöllner.

[4]) Noel war Th. F.s Elloraname. Es wurde damit auf sein „Nölen" (niederdeutsch = langsam sein) angespielt. Vgl. das Gedicht „Fritz Katzfuß".

[5]) Ende Januar 1856 war Frau Fontane mit ihrem Söhnchen George und ihrer jüngsten Schwägerin Elise Fontane nach London gekommen, wo sie bis Mitte Mai verweilten.

[6]) Apotheker Hermann Sommerfeldt (damals in Letschin, später in Berlin), der Gatte von Fontanes ältester Schwester Jenny.

Namen für ihre letzten Zeilen bestens zu danken. Aus Lieschens Briefen wirst Du das Wesentliche ersehn, was seit vier Wochen hier vorgekommen ist. Ich war unwohl (überarbeitet und Brustschmerzen infolge davon) und Emilie ist es jetzt. Sie hat sich gründlich erkältet, um so gründlicher, als Du ihren Eigensinn kennst, wenn man ihr irgendeinen vernünftigen Rat gibt. Heute schickt' ich zu Morris; es ist nicht bedenklich, und nach 14 Tagen, denk' ich, wird sie nicht nur wiederhergestellt sein, sondern, was auch von Wichtigkeit ist, die Dinge hier mit freundlicherem Auge ansehn. Im allgemeinen muß ich sie loben; hundert Frauen würden sich viel schlimmer benehmen und ihrem Mann jeden Tag versichern: sie könnten hier nicht leben; es gäbe hier keinen Weißkohl, und die Kartoffeln konsumierten zuviel Butter.

Daß Lieschen mitgekommen ist, ist in der Tat ein großes Glück; — es würde sonst gar nicht gehn. Ihre Ruhe resp. ihre Pomade ist hier durchaus angebracht; auch hat sie wohl jenen Fontaneschen Charakter, der sich in alles findet, in Klugheit und Dummheit, in Noblesse und Gewöhnlichkeit, in Freundschaft und Gleichgültigkeit, vorausgesetzt, daß er selber nicht malträtiert wird und genug zu essen hat. Ich habe auch viel davon und ertrage drum die Trennung von meinen Berliner Freunden, die ich herzlich und aufrichtig liebe, viel leichter als Emilie.

Auch über Lieschens Wesen und Benehmen will ich mir erlauben, Dir ein Wort zu sagen. Vielleicht, daß Du es für richtig hältst und eine Art Gebrauch davon machst. Ich glaube nämlich, daß sie zu den Naturen gehört, die man völlig sich selber überlassen muß. Sie ist dickköpfig, rechthaberisch und kann nicht den kleinsten Tadel ertragen. Das ist ihre Natur so. Darunter versteh' ich: sie ist, sich selber und ihrem bessern Einsehn zum Trotz, leicht gereizt und braucht Zeit, ihren augenblicklich aufsteigenden Ärger durch ihr Rechtsbewußtsein zu

überwinden. Solche Naturen muß man nicht ziehn wollen, und selbst die Autorität der Eltern scheitert daran. Umgekehrt, überläßt man sie sich selbst, so entwickeln sich alle jene Eigenschaften, die Dickköpfe zu haben pflegen. Sie erfassen das eine oder andre mit Eifer und lassen nicht eher los, als bis sie's überwunden haben. Sind sie vier Wochen lang faul, so lasse man sie faul sein; sie werden dafür in den nächsten vier Wochen desto fleißiger sein. Verwahrloste Menschen gibt es wenige, und gute Kräfte liegen in jedem von uns. Diese guten Kräfte werden Herren über unsre Schwächen und schlechten Eigenschaften, wenn die letzteren nicht durch Dinge, die von außen herantreten, künstlich gesteigert werden. Strenge ist gut und Tadel ist gut; aber es gibt Naturen, die beides nicht ertragen können und die der steten Aufmunterung und selbst übertriebener Anerkennung bedürfen. Was sind unsre Grundfehler, immer vorausgesetzt, daß wir nicht von Natur bösartig sind? Wir sind faul, bequem, begierig, rechthaberisch. Den einen kuriert man mit Maulschellen und er küßt einem nachher dankbar die Hand. Bon. Der andre kann diese Kur und alles, was ihr ähnlich sieht, nicht ertragen. Da muß man Zeit, Leben, Verhältnisse wirken lassen, und sie wirken allemal. Wer sich nie gewaschen hat, wird sich waschen, wenn seine Eitelkeit oder sein Talent ihn in eine Gesellschaft führt, wo es Mode ist, sich zu waschen; wer nie zur rechten Zeit aufsteht, wird die Stunde nicht verschlafen, wenn er vorhat, in die Sächsische Schweiz zu reisen; wer nie eine Handarbeit gemacht hat, wird eine Börse zusammenprudeln, wenn der berühmte Liebesfrühling kommt, und wer nie Strümpfe gestrickt hat, wird sie stricken, wenn zwei kleine Jungens da sind, die Strümpfe gebrauchen. Ich könnte Dir an meinem eignen Leben am besten dartun, wie Rechtsbewußtsein, Pflichtgefühl, Eitelkeit, Ehrgeiz, einzelne (aber sehr wenige) Neigungen in Kunst und Wissenschaft durchaus reformierend auf meine

ganze Natur eingewirkt und mich aller Faulheit usw. zum Trotz schließlich — mit der gewöhnlichen Elle gemessen — zu einem passablen Menschen gemacht haben. Wie mir aber, so ergeht es der Mehrzahl aller Menschen. Ich war auch außer mir, als ich einen Säbel und einen — Ochsenziemer zu gleicher Zeit geschenkt erhielt, und eine ähnliche Independenz steckt wohl in uns allen.

Wenn Du Liesen ruhig gewähren läßt, bild' ich mir nicht ein, daß sie plötzlich viel fleißiger und liebevoller sein wird! Aber sicherlich auch nicht weniger, und wenn man dasselbe Resultat ohne Schelte haben kann, warum nicht? Nimm dies nicht als Klugschmuserei auf. Am allerwenigsten bilde Dir ein, daß Lieschen geklagt hätte; das liegt gar nicht in ihrem Charakter. Ich schreibe es nur, weil ich au fond gegen Lieschen eingenommen gewesen bin und jetzt erprobt zu haben glaube, wie man verfahren muß, um ganz gut mit ihr fertig zu werden. Und nun leb' wohl. Wie immer

Dein Theodor

Sonnabend. Ich schrieb den Brief gestern abend; in der Nacht kamen mir allerhand Bedenken, ob ich ihn abschicken solle. Emilie las ihn eben durch und meinte: Du würdest die gute Absicht nicht verkennen. Das laß mich denn hoffen. Auch glaub' ich, daß man in einem gewissen Alter solche Fragen mit seinen eigenen Eltern besprechen darf. Dein

Theodor

An Friedrich Eggers.

44) London, d. 25. April 1856.
23 Chepstow Place
Westbourne Grove, Bayswater.

Mein lieber Eggers.

Der große Gesandtschaftsbriefbeutel mag noch durch ein Briefchen mehr und Du durch die Lektüre desselben beschwert werden. Deine Mitteilungen über die letzte Tunnelkonkurrenz

haben mich wieder ganz in das Treiben und all die kleinen Kämpfe und großen Aufregungen hineinversetzt, die das Leben bei uns so reizvoll machen. Ich wünsche aufrichtig, nach Jahren wieder unter den Kämpfenden zu sein; aber ich muß doch gleichzeitig bekennen, daß ich es eher für eine gnädige, segensreiche Schickung als für ein Unglück ansehe, daß ich auf so lange Zeit außerhalb dieser Aktionen gestellt bin. Als ich noch direkt unter euch war, sah ich meine damals doch auch nur literarische Beschäftigung mit der Politik schon als ein besonderes Glück an, als ein frisches, stärkendes Bad, als ein Schutzmittel gegen alle Einseitigkeit und die bei uns so häufige Überschätzung der Kunst auf Kosten des Lebens. Hier hab' ich nun das Leben; die Dinge selbst, nicht mehr bloß ihre Beschreibung. Ihr Zeitungsschatten tritt an mich heran, und jede Stunde belehrt den armen Balladenmacher, daß jenseits des Berges auch Leute wohnen.

Genug davon. Mahne doch bei Kuglers, daß wir von Pauls neusten Sachen das eine oder andre erhalten. Ich bin jetzt hier (um Deine Frage zu beantworten) eine Art Berichterstatter und Korrespondent. Die Sache klingt pomphafter, als sie ist. Auch korrespondier' ich für eine Monatsschrift, die hundeschlecht bezahlt; aber eine große Zeitung, der mit täglichen Mitteilungen gedient wäre, fehlt mir noch immer. Es ist schon Mitternacht, und ich bin müde, sonst wollt' ich Dir auseinandersetzen, welches Huhn mit goldenen Eiern die Redaktionen in mir kaufen könnten; aber sie sind dumm und geben mir nichts zu essen, und so leg' ich lieber gar nicht. Tausend Grüße an alle Freunde. Dein Th. Fontane

An Emilie Fontane.

45) London, d. 20. Mai 1856.

Meine liebe Frau.

Gott sei Dank, daß das Wasser hinter Euch liegt. Ihr werdet's wohl so bald nicht wieder passieren! Gebe Dir Gott

eine weitere glückliche Reise und vor allem einen frohen Empfang. Ich denke, man wird Dich nicht im Stich lassen und den Mut und die Vernunft anerkennen, die wir an den Tag gelegt haben. Verzweifle nur nicht gleich, wenn Dir irgendein Blick mißfällt oder irgendein Wort minder freundlich an Dein Ohr schlägt, als Du es glaubst erwarten zu dürfen. Ich bin nach der Seite hin ohne Sorge; das Glück kann man nicht zwingen, aber die Liebe und Anerkennung der Menschen kann man sich erobern, und was wir davon hatten, haben wir nicht verwirkt.

Am Sonntag aß ich bei Schweitzer. Wir gingen zu ihm, ohne den weiten Weg über mehr als 20 Worte zu sprechen. Er war ganz mürbe und ich, im Verhältnis zu dem armen Teufel, eine lustige Figur. Bei Tisch holte er eine Flasche Marsala, die ihm sein Vetter geschickt hatte. Beim dritten Glase wurde ihm besser, und er erklärte mit gerötetet Nase, daß es doch für alles ein Heilmittel gäbe. Seine ganze Unterhaltung bezeichne ich am besten, wenn ich sie eine ununterbrochene Reihenfolge versteckter Liebeserklärungen (nicht gegen mich) nenne. Zuletzt bracht' ich ihn wieder in Ordnung, und er sprach wie ein vernünftiger Mensch. Mich würde sein Zustand mehr zum Mitleid stimmen, wenn ich nicht wüßte, daß er in solchen Anfällen Routine hat, und daß sein Leiden nur so lange dauert, bis eine andre reine Flamme in ihm glüht.

Gestern, wie Du durch Direktor Metzel bereits erfahren haben wirst, hab' ich an dem ziemlich fleischlosen Knochen der Sonnabendfestlichkeit[1]) zu nagen gehabt. Es ist langweilig und eigentlich unter meiner Würde. Wer sich überzeugen will, daß ich ein Fest beschreiben kann, der lese meinen „Ball in Paris" und lasse mich dann in Ruh. Ich fühle, daß ich mehr Poet als Bedienter bin. Auch Spaltenfüllen ist nicht mein eigentlicher Beruf.

[1]) Ein von dem preußischen Gesandten, Grafen Bernstorff, veranstaltetes Fest.

In 23 New-Ormond Street ist alles beim alten. Beide Zimmer haben sich eher etwas verschönt, oder ich finde sie erträglicher, weil sich mein Auge an diese englischen Räuberhöhlen mehr gewöhnt hat. Schlimm ist's, daß ich mich vor allem ekle und selbst dem Wasser, mit dem ich Gläser und Tassen zuvor säubere, nicht recht traue. Gestern bei Simpson war auch alles schlecht. Ich freue mich auf Paris, auf seine Galerien und — seine Küche. Doch das bleibt vorläufig noch unter uns. Hier dauernd zu leben, scheint mir mehr und mehr unmöglich. Ein Dutzend der verschiedensten Dinge wirken zusammen und körperliche Ursachen kaum minder als geistige. Ich wäre unglücklich, wenn ich noch fünf Jahre lang zwischen beef und mutton abwechseln müßte. Du Glückliche, die Du nun wieder weiße Rüben hast und reellen Kalbsbraten und gelegentlich ein Glas Wein.

Laß bald von Dir hören und sei der steten Liebe versichert
Deines Theodor

An Emilie Fontane.

46) London, d. 2. Juni 1856.

Meine liebe Frau.

Ich habe heute früh Deinen Brief erhalten, der sehr lieb und gut und vernünftig ist. Ich bedaure, daß ich nicht ausführlicher darauf antworten kann.

Man wünscht entschieden, daß ich bleibe; ja, man wünscht es so entschieden, daß man mir in gewissem Sinne droht, und zwar dadurch und insoweit, daß man mir keine verbesserte Lage bei meiner Rückkehr in Aussicht stellt. Mit großen Herren ist schlecht Kirschen essen, und der arme Teufel muß sich zuletzt drein finden. Es ist auf der andern Seite auch kein Zweifel, daß man die besten Absichten dabei hat und mir Gelegenheit geben will, mich so tüchtig und brauchbar zu machen, wie nur möglich. Das dürfen wir nicht vergessen.

So denn als Trennung bis Weihnachten. Laß uns das zunächst festhalten. Wird noch mehr gefordert, so haben wir wenigstens ein vier- bis sechswöchentliches Wiedersehn in Aussicht. Das Traurigste ist und bleibt, daß Du wieder einer schweren Zeit entgegengehst, ohne mich zur Seite zu haben. Suche Dich darin mit Ergebung zu finden und vertraue auf Gott und gute Menschen. Gib Dir Mühe, es von der leichten Seite zu nehmen; man kann sich selber zureden und sich das Unplausibelste plausibel machen. Sage Dir, daß es gut für mich sei, nicht direkt die Junggesellenschaft mit der Wochenstube zu vertauschen; male Dir aus, wie nett es sein kann, wenn ich zur Taufe komme; rufe Verstand und Phantasie zur Hilfe gegen das Gefühl. Unser Leben soll nun mal anders sein wie das andrer Leute, und in letzter Instanz ist es gut, daß es kein Alltagsleben ist.

Grüße und Küsse Dir und dem boy von Deinem

Theodor

An Emilie Fontane.

47) London, d. 5. Juli 1856.

Meine liebe Frau.

Über Deinen heut früh erhaltenen Brief hab' ich eine rechte Freude gehabt. Das Unwohlsein des Kindes ist, denk' ich, von keinem Belang. Solch Fieber jagt andre Krankheiten fort; nur muß es sorglich traktiert werden, d. h. Rückfälle dürfen nicht vorkommen.

Daß Du an Deiner Wohnung Freude hast, freut mich mit, und daß Du wohl und munter und vertrauensvoll bist, freut mich noch viel, viel mehr. Alle Duckmäuserei und Kopfhängerei ist mir verhaßt; einen respektablen, ordentlichen Schmerz weiß ich zu achten, aber jeder Schmerz, der doch zuletzt nichts andres ist wie Verstimmung und der jede Minute in Heiterkeit umschlagen kann, ist mir mindestens langweilig. Ich wünsche recht sehr, daß Du ein gesundes Kind zur Welt bringst; das Ge-

schlecht ist, vorläufig, gleichgültig, und alles wird dankbar akzeptiert. Nur keine allzu elenden Würmerchen; es ist eine Art Ehrensache. Also nimm Dich zusammen und tu das Deine. Man schreibt mir sonst auf den Grabstein: seine Balladen waren strammer als seine Kinder.

Morgen (Sonntag) reis' ich nach Canterbury, einmal, um Canterbury zu sehen, und zweitens, um meinem guten B. auf 24 Stunden zu entfliehn. Es gibt doch wenig Menschen, mit denen man es aushalten kann. Ein guter Kerl, aber total schiefgewickelt. Ein bißchen Talent wie Bärme im Leibe und doch klitschig geblieben.

Laß bald wieder von Dir hören, halte Dich tapfer, küsse den Jungen, grüße Merckels und sei geküßt von Deinem

Theodor

An Emilie Fontane.

48) London, d. 15. Juli 1856.

Meine liebe Frau.

Am Sonnabendabend kam ich von einem Ausfluge nach Minster nach London zurück, und zwar im schönsten Fieber von der Welt. Auf dem Tisch lag ein Brief von Metzel. Ich dachte, er würde mich kurieren. Ich ärgerte mich aber (zum Teil, wie ich gern zugebe, eine Folge meines fieberhaften Zustandes) furchtbar über den ganzen Brief, selbst über die Stellen, die es gut mit mir meinen, und ganz besonders über die unerhörte Knauserei im Geldpunkt, die so weit geht, daß, wenn es sich um die Zurückerstattung von ausgelegtem Gelde handelt, mir ganz ruhig der Bescheid gegeben wird: man wolle sehen. Das ewige Gelderbitten ginge nicht; man hoffe indes, daß sich die Sache werde arrangieren lassen. Mir schwindeln die Sinne dabei; ich versteh' das nicht, will es auch nicht lernen. Was ich dabei fühle, ist nur immer wieder das eine: der preußische Staat hat so lange ohne literarische Kommandite in England

bestanden, daß er vermutlich auch ferner ohne eine solche fertig werden kann. Wenn er aber (und ich will ihm das hoch anrechnen) anders über die Sache denkt, wenn er hier einen Agenten mit offnen Augen und Ohren wünscht, so muß er den Agenten danach behandeln. Wenn das arme Luder aber (als wie icke) immer nur daran zu denken hat, ob er auch Geld genug behält, sich die Stiebeln besohlen und die Flanelljacken waschen zu lassen, so ist es mit allem freien Geist, mit aller wahren Beobachtungsmöglichkeit vorbei, und das ganze Filial ist keinen Schuß Pulver wert.

Heut hatt' ich einen Brief vom Alten. Mich rühren immer seine 7 Sgr., die er spendiert. Doch glaub' ich, halb schreibt er aus Liebe und halb, um dem dummen Volk in Freienwalde zu zeigen, daß er mit London in Korrespondenz steht. Die Aufschrift ist nämlich heut mit Riesenbuchstaben gemacht.

Viele Grüße an meine gute Mama und Lieschen, wenn sie gerade in Berlin sein sollten. — Von einem Fall, den ich in Margate getan, hab' ich mich wieder erholt, wiewohl der halbe Arm braun und blau ist. Aber Fieber hab' ich noch immer und möchte jedem die Zunge 'rausblöken. Dein

Theodor

An Emilie Fontane.

49) London, d. 19. Juli 1856.

Meine liebe Frau.

Mein gestern geschriebener Brief an Dr. Metzel schließt folgendermaßen ab:

„Ich habe zugesagt, bis Neujahr hier zu bleiben, und gleichviel ob mit, ob ohne Schulden, ob unter anständiger Existenz oder unter Entsagung — ich werde mein Wort halten. Aber wenn dann nicht Rat geschafft wird, so kann ich keine weitere Veranlassung haben, um jahraus, jahrein entfernt von Heimat, Frau, Kind und Freunden zu leben und — mutton

chops zu essen. Wenn die Fonds nicht reichen, nun so lasse man die Filiale wieder eingehn. Es gäbe noch ein andres Mittel, mich, unter den äußersten Entbehrungen selbst, hier zu fesseln. Man zeige mir eine bestimmte Aussicht, man sage mir: „Das ist dein Lohn"; aber unter Sorgen hier leben, um mit Sorgen schließlich in die Heimat zurückzukehren, ist wenig verführerisch. Ich fürchte nicht, daß sie das alles unbillig finden werden. Das Kurze vom Langen ist: ich halte hier aus; wenn man aber will, daß ich länger hier bleiben soll, so tue man auch etwas, entweder um mir das Leben hier erträglich zu machen oder um mich durch die Aussicht auf eine Zukunft die Gegenwart und ihre Entbehrungen vergessen zu lassen."

Ich darf wohl sagen, daß ich ein gutes Recht habe, so zu sprechen. Die poplige Unteroffizierswirtschaft der preußischen Verwaltung ist einfach lächerlich. Wollen sie einen Menschen, der nun mal ein Offizier ist, in ihrer Beamtenarmee verwenden, so sollen sie ihn nicht traktieren wie einen Gefreiten. Diese Impotenz aller Maßregeln, dies Wollen und nicht Können, dies Bestreben, einen literarischen Gesandtschaftsattaché aus mir zu machen und mich zu bezahlen wie einen Gesandtschaftsbedienten — das alles widert mich an. Es hilft mir nichts, daß 1200 Taler in Berlin viel Geld sind; hier ist es wenig. — Wenn Gott mich gesund erhält (dies ist das Allerwichtigste), so ist mir vor meiner Zukunft nicht bange. Wenn ich tüchtig arbeiten will, so tüchtig, wie ich es hier muß, so komm' ich auch in der Heimat erträglich durch. Literaturmachen ist mir ein Greuel, aber Stundengeben in Dingen, die ich verstehe, ist mir eine Freude. Unter „Literaturmachen" versteh' ich natürlich bloß das Schreiben fürs tägliche Brot und das 'Rumhökern mit so und soviel Manuskripten unterm Arm. Mein gesunder Sinn lehnt sich auf gegen diese Schmadderei.

An Mutter und Lieschen die herzlichsten Grüße. Dein

Theodor

An Emilie Fontane.

50) London, d. 28. Juli 1856.

Meine liebe Frau.

Heut früh erhielt ich Deine freundlichen Zeilen vom Sonnabend. Daß sie einigen Krieg und Streit enthalten, schadet nichts, wenigstens nicht die Mitteilung davon; denn ich mute Dir nicht zu, mir immer Rosen und Lavendel zu schicken.

Du hast einen großen Fehler in Deinem Charakter, der mir in bezug auf *meine* Person nachgerade lächerlich geworden ist, der aber von andern (die das nicht voll so oft durchgemacht haben) nicht ebenso humoristisch getragen werden kann — das ist das äußerste Schwanken in Deinen Gefühlen *für* und in Deinen Ansichten *über* andre Menschen. So lange Leute Dich gleichmäßig freundlich behandeln, geht alles seinen guten Weg; sowie Du aber mal einen Tadel, ein hartes Wort, einen abschlägigen Bescheid, eine kleine Zurücksetzung oder zufällige Vernachlässigung hinnehmen sollst, so ist es vorbei. Ich muß auch hier wieder sagen, daß das eine allgemeine menschliche Eigenschaft ist und daß ich selber ein gut Teil davon habe. Aber während andre Menschen (wenn sie Bildung und Einsicht genug besitzen) ihrem Ärger den Zügel anlegen und ihn bemeistern, läßt Du ihm völlig freien Lauf, und wer heute noch ein Engel war, kann morgen in Deinen Augen ein Teufel sein. Was Dir fehlt, ist eine billige und gerechte Erwägung der Erscheinungen und Nachsicht und Duldsamkeit. Halte immer fest, daß wir alle selten hinter unserm Rücken gelobt werden; und wenn uns solch Tadel später zu Ohren kommt, so müssen wir ihn tragen können. Die beste Antwort ist die, daß man nichts von den Eigenschaften zeigt, die einem vorgeworfen werden.

Alle Menschen, die nicht fest sind in ihrem Gefühl und ihrem Urteil über andre, werden nur selten *schwach* genannt (wiewohl es in den meisten Fällen Schwäche ist), sondern

falsch. Mit falschen Menschen hat aber niemand gern was zu tun, und wenn sie nicht anderweite glänzende Eigenschaften haben, die solchen moralischen Fehler vergessen lassen, so geht man ihnen aus dem Wege. Ich glaube, daß Du diesem harten Urteil vielfach ausgesetzt gewesen bist, und doch hab' ich persönlich die Überzeugung, daß Du weniger falsch bist als die große Mehrzahl der Menschen. Gerade wenn Du falsch wärest, würdest Du Deine Empfindungen mehr verstecken; aber das Hin- und Herschwanken zwischen Liebe und Haß, zwischen Lob und Tadel gilt nun mal für Falschheit und nicht für Unbeständigkeit. — Doch nun sei es genug davon.

Was Du mir über Papa mitteilst, ist nicht erbaulich. Doch hab' ich mich schon daran gewöhnt, alle Nachrichten aus jenem Quartier mit Vorsicht aufzunehmen. Laß ihn noch ein paar tausend Taler verkräschen, wenn's ihm Spaß macht. Laß den alten Herrn seine zehn Jahre noch leben, und wenn er Appetit auf holländische Sauce hat, so gib ihm noch ein Eidotter extra. Alles, was die Leute gegen ihn beibringen, ist doch zum größten Teil nur Klugschmuserei.

Gestern war ich also auf Picknick. Wieder im Hampton-Court, auf derselben Wiese, an derselben Stelle. Mein Körper war noch mal jugendlich; ich lief mit Schweitzer um die Wette, sprang und kletterte wesentlich besser und warf ihn beim zweiten Ringen (trotz aller seiner Künste) zum Jubel der Versammlung hin. Ich merkte deutlich, daß ich au fond viel stärker war; denn ich purzelte das erste Mal nur durch eins seiner Kunststücke und, weil ich die Attacke machte; das zweite Mal war ich bereits halb erschöpft und warf ihn doch ohne besondre Anstrengung. Es ist eigentlich nicht Eitelkeit, daß ich Dir das schreibe, sondern eine Art kindliche Freude darüber, daß die alten Gebeine immer noch halten, und daß man es selbst mit dem jungen Volke siegreich aufnehmen kann. Geisteskraft ist gut, aber Körperkraft ist auch nicht übel. Als ich zu Hause

kam, war ich noch zwei Stunden bei Wilmots, die, glaub ich, die Hoffnung unterhalten, die „Gemeinde" durch einen „foreigner" zu erweitern. Der foreigner ist aber wie ein Aal und hat andre Majestäten gesehn; auch das Baptistentum wird ihn schwerlich bekehren. Mir gegenüber saß eine Miß White, eine junge Dame von 22, die als Missionärin nach Ostindien geht, bildschön, wahrhaftig wie ein Engel, und die unaffektierte Vornehmheit einer Fürstin. Ich weiß nicht, wo sie's hernehmen. Wenn ich an die Gräfin H. denke! himmlischer Vater — der reine Nähspuz dagegen. Es hilft alles nichts, nicht die einzelnen Menschen und nicht ihr Geist, aber die ganze Rasse ist uns leidlich überlegen. Es ist ein feinerer Schlag Menschen. Miß White geht vermutlich nur nach Indien, um nach 14 Tagen verheiratet zu sein; das soll nämlich jedesmal stattfinden. — Küsse den boy und sei geküßt von Deinem

Theodor

An Emilie Fontane.

51) London, d. 2. August 1856.

Meine liebe Frau.

Ich sitze hier in der prallen Vormittagssonne und koche ganz leise wie ein Topf am Feuer. Es ist unmöglich, „bei die Hitze" lange Briefe zu schreiben.

Daß mit Mutter wieder das alte gute Einvernehmen hergestellt ist, freut mich aufrichtig. Glaube mir, es ist besser. Erinnere Dich namentlich auch daran, daß sie in verzwickten Situationen immer Dir und nicht mir zur Seite gestanden hat. Du kannst Dich also über schwiegermütterliche Parteilichkeit und Ungerechtigkeit im allgemeinen nicht beklagen. In betreff einer Amme kann ich von hier aus wirklich keinen Rat geben. Alle Ammen sind greulich, aber notwendig. Darin liegt ohngefähr mein Rat, d. h. nimm eine und bezwinge Deine Abneigung in dem Gefühl, daß solche lebendige Milch-

quelle nötig ist. Fühlst Du vorher, daß Du das nicht kannst, so nimm lieber keine. Sonst entsteht Ärger, Du wirst krank, die Amme auch und schließlich auch das Kind. Nur so viel sei schon heute gesagt: laß Dich nicht durch Ökonomie und Geldrücksichten abhalten, eine Amme zu nehmen. Es muß beschafft werden, und soviel werd' ich doch wohl von hier aus zuverdienen.

Das Fortepiano kaufe ja; es ist ja halb geschenkt, und wenn wir, was Gott verhüten wolle, in Not kommen sollten, können wir eine ähnliche Summe immer wieder erhalten. Übe Dir doch die Freischütz-Ouvertüre ein. Ich hörte sie am Mittwochabend in Surrey-Gardens, wohin ich einsam hinausgefahren war. Es ist eine Musik, als ob Himmel, Erde und Hölle miteinander sprächen. Ich weiß nicht, ob ich diesen Satz aufgeschnappt und mich seiner bloß wieder erinnert habe oder ob ich in dem Augenblick es so empfand. Es ist großartig. Daran, daß ich anfange, an Musik Gefallen zu finden, merk' ich deutlich, daß ich alt werde. „Geist" hat seine angestaunte Rolle ausgespielt, und „Zeist" kann mir völlig gestohlen werden. Musik und die schönen Linien einer Statue fangen an, mir wohl zu tun; die Sinne werden feiner, und die erste Regel des Genusses lautet: nur keine Anstrengung. In der Jugend ist das alles anders.

Über meinen Simpson hab' ich mich geärgert, weil der alte Kerl mich mit einer gewissen Absichtlichkeit vernachlässigt. Für einzelne Menschen muß ich in meinem Wesen etwas Unleidliches haben. Viele, glaub' ich, halten mich für hochfahrend, und das bin ich doch eigentlich nicht. Ich will als ein Gentleman gelten und behandelt sein; das ist alles, was ich fordere. Diese Eß- und Tischfrage ist für mich sehr wichtig, ohngefähr wie die Dienstmädchenfrage für eine Hausfrau. Man kann drei Tage lang schlecht essen, aber fünf Monate lang, das geht nicht; dem ist mein Magen nicht mehr ge-

wachsen. Fahr' ich nach Piccadilly oder Regent-Street, so ist es noch teurer, macht Fahrkosten und liegt außerhalb meines Wegs; denn ich muß des Lesens halber in den Diwan zurück. — Es ist ein schnurriges Leben, das ich hier führe — beneidenswert und trostlos zugleich. Wenn es hinter mir liegt, werd' ich an seine großen Vorzüge mit Sehnsucht zurückdenken, aber in der Gegenwart fehlt ihm doch das Beste: Frau, Kind, Heimat, geistige Gemeinschaft und die Achtung und Anerkennung, die man sich in der Heimat erworben hat. Solange man reist, entbehrt man das alles nicht, wenn man aber in der Fremde lebt, fühlt man beständig diesen Mangel. Geld ist das einzige erträgliche Rettungsmittel, und das hab' ich nicht. Mitunter bin ich wütend darüber. Man könnte mir antworten: Freund, wo ist die Grenze? Darauf erwidre ich einfach: Lothar Bucher[1]) erhält 2000 Taler, jedes Feuilleton extra bezahlt und z. B. während seines vorjährigen Aufenthalts in Paris noch einen Zulage-Napoleon d'or pro Tag. Ich gebe gern zu, daß Bucher in seiner Art ein ausgezeichneter Mensch ist, und daß ich ihm auf den meisten Gebieten nicht das Wasser reiche. Aber diese größere oder geringere Verdienstlichkeit hat mit der Geldfrage nichts zu schaffen. Man gibt ihm soviel, weil er soviel braucht, und wenn die Regierung hier eine Art Trutz-Bucher haben oder heranbilden will, so muß sie ihn nicht schlechter bezahlen. Kurz gesagt, anstatt hier wie ein Gentleman leben zu können (was ich müßte, wenn ich meine Aufgabe in Wahrheit erfüllen wollte), leb' ich wie ein armer deutscher Literat, mit klumpigen Stiefeln, altmodischem, etwas abgeschabtem Frack und gar keinen oder schmutzigen Handschuhen. Daß mir persönlich an solchem Bettel nichts liegt, weißt Du; ich weiß aber, daß, um in der Gesellschaft zu leben,

[1]) Damals Korrespondent der Berliner „Nationalzeitung" in London.

man gewissen Vorschriften und Forderungen auch in bezug auf seinen äußern Menschen nachkommen muß, und das kann ich nicht. Man nennt uns hier ohnehin „dirty Germans"; bis zu einem gewissen Grade haben sie recht.

Küsse den Süßen und sei herzlich geküßt von Deinem

Theodor

An Friedrich Eggers.

52) London, d. 18. August 1856.
92 Guilfort Street.

Lieber Eggers.

Meine Frau schreibt mir, daß Du das Einsenden eines Korrekturbogens mit der Douglasballade für überflüssig hieltest. Das sieht Dir ähnlich. Weil ich es wünsche, deshalb steifst Du Dich darauf, es nicht zu tun. Du magst mir glauben, daß ich hier sehr tief empfinde, wie wenig an einer Ballade gelegen ist, und daß die Welt, die soviel andres hat, sämtliche Fontanesche Balladen entbehren kann. Das ist richtig; aber wenn man mal vor dem Publikum erscheint, so darf man sich nicht im Einklang mit dieser Indifferenz präsentieren und die Worte an der Stirn tragen: „Es ist alles ganz gleich; vergessen wird es doch!"

Der Einwand, der durch Campe[1]) gemacht wurde, daß man etwas zu lange in Ungewißheit über die besondre Situation (als Verbannter) Archibald Douglas' bleibe, ist richtig, und ich muß demgemäß die Überschrift einrichten: sie muß bereits Auskunft geben. Das kann ich aber nur, wenn ich das Gedicht habe. Ich hab' es hier weder, noch weiß ich es völlig auswendig. Außerdem, denk' ich, hat jeder ein Recht, sich einen Korrekturbogen auszubitten, vorausgesetzt, daß er bereit ist, die Kosten zu tragen. Ich denke daher, Du wirst mir einen Bogen schicken. Ich werde sonst auch kräpsch. Leb' wohl!

Dein Th. Fontane

[1]) Tunnelname von Louis Schneider.

An Emilie Fontane.

53) Paris[1]), d. 14. Oktober 1856. Hotel du Louvre.

Meine liebe Frau.

Seit heut' früh fünf Uhr bin ich hier. Das Großartigste, was ich von Paris bis jetzt gesehn habe, ist das Hotel, in dem ich wohne. Im übrigen läßt sich mein Entzücken halten. Etwas mag an meiner Stimmung liegen, aber nicht alles. Es kommt mir alles so räuberhaft vor; eine Unmasse konfiszierter Gesichter, und bei aller Pracht und Schönheit doch auch furchtbar viel Plunder. — Mein Entzücken wird schwerlich sehr wachsen. Die Größe der Stadt imponiert mir nicht, denn gegen London ist es ein Quark; die Kinkerlitzchen und „geschmackvollen Arrangements" aber lieb' ich nicht, wenn sie nicht mehr sind als Schein. Für 20 Francs kann ich nicht essen, einmal weil ich das Geld nicht dazu habe, und zweitens, weil es allein nicht schmeckt; und was nun gar die Kneipenwirtschaften und das geputzte Elend angeht, so hab' ich ein Grauen davor und wollte, ich hätte die pflichtschuldige Besichtigung dieser Sehenswürdigkeiten hinter mir. So bleiben denn nur die Kunstschätze, und von ihnen hoff' ich das Beste. Es ist sehr unwahrscheinlich, daß ich 14 Tage hier bleibe, länger gewiß nicht.

Tausend herzliche Grüße Euch allen von Eurem

Theodor

An Emilie Fontane.

54) Paris, d. 16. Oktober 1856.

Meine liebe Frau.

Heut, an unserm Hochzeitstage, muß ich doch ein paar Zeilen schreiben; ich versäume auch nicht viel, denn eigentlich

[1]) Fontane hatte im August 1856 den von ihm für die preußische Politik gewonnenen Eigentümer des „Morning Chronicle", Mr. Glover, auf einer Reise nach Berlin begleitet und sich dort eines zweimonatlichen Urlaubes erfreut. Die Rückreise erfolgte in Gesellschaft des Direktors Dr. Metzel über Süddeutschland (Bamberg, Nürnberg, München, Ulm, Stuttgart, Mannheim) und Paris.

ennuyier' ich mich. Um nicht ungerecht zu sein: die Schuld liegt an mir und nicht an Paris. Die Stadt — wie ich mich nun im Laufe von drei Tagen überzeugt habe — ist beides, schön und großartig, aber bleibt — und das ist ihr einziger Fehler — an Großartigkeit und meinem Geschmacke nach auch an Schönheit, doch hinter London zurück. Überall, das sei wiederholt hervorgehoben, bemerk' ich etwas Diebshöhlenhaftes, oder im günstigsten Fall einen prahlenden, aber verdächtigen Lappen, der die Lücke oder den Schmutz nur so obenhin verbirgt. Vielleicht finde ich London nur deshalb schöner, weil es interessanter ist. Der Montblanc ist nicht absolut schöner als die Müggelberge; er ist nur imposanter und dadurch schöner. Als ich vor $4^1/_2$ Jahr nach London ging, hatt' ich dort auch nichts und war noch dazu unendlich viel bedrückter als jetzt. Nichtsdestoweniger hatt' ich Momente äußerster Befriedigung, wenn ich meine oft beschriebenen Themse- oder Omnibusfahrten machte. Wär' ich damals statt nach London nach Paris gegangen, so würde der Eindruck ziemlich derselbe gewesen sein; aber das ist nun doch mal nicht geschehn, und London hat die Fettaugen meiner Begeisterung abgeschöpft. Wer zuerst kommt, mahlt zuerst.

Paris hat auch gar nicht die Absicht, an Großartigkeit des Lebens und Treibens mit London zu konkurrieren. Es will vor allem bilden, belehren, unterhalten. Ich bin fest überzeugt, daß es darin, besonders was das „Plaisir" angeht, London unendlich überlegen ist, aber ich bin nicht in der Lage, von dieser Überlegenheit zu profitieren. Ob die hiesigen Museen und Galerien besser sind als die englischen, ist, beiläufig bemerkt, noch sehr die Frage. Aber zugegeben, daß sie's sind, so gehört doch ein monatelanger Aufenthalt dazu, um diese Vorzüge völlig als solche zu erkennen und zu würdigen. Diese Galerien sind mein Trost, aber sie können doch nicht alles tun. Nun kommt die Hauptsache: das Vergnügen, die Unterhaltung.

Ja, du lieber Himmel! Wenn ich 20 Jahre wäre und ein junger Graf (oder ein brillant bezahlter Kommis, was so ziemlich dasselbe ist) und eine Grisette hielte und eine Loge im Theater hätte und leichten Sinnes wäre und Schulden machte und gut französisch spräche — ei, da möchte das ein kostbares Leben sein, ein Leben, an das man noch mit Freuden zurückdenkt, wenn man die Gicht hat und mit dem Kopfe wackelt. Aber aus einem Kaffeehaus ins andere fallen und immer wieder schwarzen Kaffee trinken und „Constitutionel" buchstabieren, das ist doch wirklich ein erbärmliches Vergnügen und mehr eine Arbeit als ein Genuß. Um sich hier zu amüsieren, bedarf es gewisser guter und schlechter Eigenschaften, die ich beide nicht habe. Zunächst muß man französisch können, und das ist die eine große Tugend, die ich nicht habe. Außerdem muß man Libertin sein, Hasard spielen, Mädchen nachlaufen, Rendezvous verabreden, türkischen Tabak rauchen, das Billardqueue zu handhaben wissen usw. Wer von alledem nichts hat und weiß, der ist ein verlorenes Subjekt und tut gut, seine Koffer zu packen, wenn er sich den Schwindel angesehn und seine Kunstvisiten im Louvre und in Versailles beendigt hat. Ich gehe erst wieder hierher, wenn ich genug französisch weiß, um an dem geistigen Leben und Treiben einigermaßen teilnehmen zu können, und dann geh' ich nicht allein her, sondern in Gesellschaft, und zwar, so Gott will, mit Dir.

Diesen Brief, sei so gut, an Papa zu schicken. Schreib' ihm dabei, er sollte noch einen eignen Brief empfangen; ich trüge indes Sorge, daß mein nächster an ihn gerichteter Brief weniger ausführlich werden könnte, und so läge mir daran, daß ihm die heute deponierte Weisheit nicht entginge. In der Tat kann ich schwerlich was anders oder gar Neues schreiben, und bringt man dieselbe Ware zum zweiten Male zu Markte, so ist sie durch langes Stehn eher schlechter als besser geworden.

Nun leb' mir sehr schön wohl; tausend Küsse Euch allen: Mama, Lieschen, dem boy und Dir von Eurem

Theodor

An Louis Henry Fontane.

55) Paris, d. 19. Oktober 1856.

Mein lieber, guter Papa.

Emilie hat Dir hoffentlich meinen letzten Brief zur Durchsicht geschickt, und Du weißt beim Eintreffen dieser Zeilen bereits, daß ich die große Frage „London oder Paris" zugunsten Londons beantworte. Es ist schwer zu sagen „warum". Diese lange Linie vom Louvre bis zum Arc de l'Etoile ist schön und groß und hat in London nicht ihresgleichen; die Boulevards, das Palais Royal und die neue Rue Rivoli (wo man, ohngefähr so lang wie unsre Linden sind, unter Arkaden geht) sind einzig in ihrer Art; und die Plätze sind teils größer, teils schöner, teils interessanter, als sie London aufzuweisen hat. Aber all das kann meine Totalansicht nicht umstoßen. Wer mit einem Dampfer von Hamburg kommt und die Themse erst bis zur Londonbrücke, dann bis zur Westminsterabtei und den neuen Parlamentshäusern hinauffährt, der hat mehr gesehn, als ganz Paris ihm bieten kann. Paris ist ein vergrößertes Berlin, London ist eben London und ist mit gar nichts andrem zu vergleichen. Paris ist eine sehr große Stadt, London aber ist eine Riesenstadt, d. h. sie macht den Eindruck, als sei sie nicht von schwachen Menschen, sondern von einem ausgestorbenen Geschlecht gebaut, dessen kleinste Leute alle sechs Fuß maßen.

Begibt man sich in die Straßen, so fällt einem, je nach dem Stadtteil, den man passiert, entweder die Schlichtheit und Anspruchslosigkeit oder die Gediegenheit und der immense Reichtum auf. Paris macht im Verhältnis dazu einen dürftigen, gezierten Eindruck, was der Berliner „poplig" nennt. Man sieht viele Tausende von blitzenden Läden, aber man hat keine Courage,

irgendwas darin zu kaufen, weil man die Reellität der Leute bezweifelt. Es kommt einem vor, als sei alles auf Beschwatzung und Verführung abgesehn. Die Läden haben die Form einer länglichen Wurst und sind auch wirklich nicht viel größer; Gas und Spiegelscheiben tun das Beste. Dahinter ist noch ein Käfterchen von der Größe einer Nußschale; das ist das Familienzimmer. So leben viele, viele Tausende. Manchem mag das gefallen, aber mir wird nicht wohl dabei. Wenn ich nun London dagegen nehme. Ja, da passier' ich halbe Meilen lange Strecken, in denen man gar nichts sieht, aber das schadet auch nichts. In den östlichen Vorstädten wohnen Hunderttausende von armen Leuten; sie sind nichts, sie haben nichts, aber sie wollen auch nichts scheinen. Man nimmt gar keinen Eindruck mit heim, weder einen schlechten noch einen guten; man weiß einfach, man hat eine halbe Stunde lang in einem Armenviertel zugebracht. Nur Schnapskneipen (und das ist allerdings ein Übelstand) hat man bemerkt. Kommt man nun aber nach der City, welche Gediegenheit da in dem ganzen Stadtteil, der die St. Paulskirche umgibt! Die Kaufläden strotzen von Warenreichtum. Und nun im Westend, in Oxfordstreet und Regent-Street! Alles funkelt von Gold und Silber, von Samt und Seide, und es funkelt so, daß man gleich merkt: ha ha, hier ist was dahinter. Kommt man dann in die wahrhaft noblen Quartiere, in das Westend des Westends, so fällt die Buntheit der Läden fort, aber endlos ziehen sich nun die Wohnungen der reichen Leute hin. Man kann von diesen Wohnungen nicht behaupten, daß sie im einzelnen besonders schön oder besonders imposant seien, aber ihr gemeinschaftliches Auftreten (20, 40, selbst 100 solcher Wohnungen bilden oft ein riesiges Ganze, das nun aussieht etwa wie das Berliner Schloß, nur oft noch mal so groß) erzeugt in dem Vorübergehenden die Vorstellung, daß er eine endlose Stadt von Palästen passiere. Ja „endlos", und das ist die

zweite Seite, wodurch diese westlichen Stadtteile Londons wirken. Man stutzt schon, wenn man stundenlang die Quartiere armer Menschen durchwandert; aber daß dies London auch Stadtteile hat, wo man stundenlang an den Palästen steinreicher Leute vorüberschreiten muß, das ist mehr als alles andre angetan, einem eine Vorstellung von der Macht dieser Stadt und Englands überhaupt zu geben. Dergleichen hat Paris nicht. Gediegner Reichtum tritt hier sporadisch auf, etwa wie bei uns. In London ist er, innerhalb gewisser Gesellschaftsschichten, Regel.

Nun leb' mir wohl, mein lieber Papa und gedenke in alter Liebe Deines Theodor

Nachschrift.

Wie es mir immer geht, wenn ich ein Urteil ausgesprochen habe, so auch diesmal — kaum steht es da, so fang' ich an, die Richtigkeit zu bezweifeln. Gestern, nachdem ich den vorstehenden Brief an Dich geschrieben hatte, begab ich mich wieder (aus purer Langeweile) auf die Boulevards. Es war Sonntag und das Leben auf den Straßen doppelt rege und lebendig. Die Boulevards mit ihrem Lichtermeer und der dichtgedrängten Menschenmasse gaben ein täuschend ähnliches Bild von unsern „Linden", wenn Königs Geburtstag ist und Illumination und Feuerwerk. Was wir alle Jahr an Licht und Menschen mal zusammensehn, das sieht man hier alle Tage; außerdem sind die Boulevards von der Madeleinekirche bis zum Bastilleplatz viermal so lang als unsre Linden. Auch London hat, in bezug auf das Café- und Kneipenleben, nichts entfernt Ähnliches aufzuweisen. Bis gestern kannt' ich nur die Kneipenmasse als solche und war durch die Menge, die Überzahl derselben eher verstimmt als befriedigt. Ich dachte bei mir: sechs ordentliche Restaurants wären besser als diese 300, unter denen die meisten nichts taugen. Gestern bin ich nun aber dahintergekommen, daß diese Lokale doch größer, reicher, gediegner sind, als ich's bis dahin geglaubt hatte. Die Zimmer

ziehen sich oft durch zwei, drei Etagen, und man muß überall gewesen sein, um über solch Etablissement ein richtiges Urteil zu fällen. Ich aß gestern im Café Riche, einem der besten Restaurants am Boulevard des Italiens, und muß einräumen, daß alles vortrefflich war — schmackhaft, kräftig und reiche Auswahl. Das Fehlen der letzteren ist der große Übelstand der englischen Küche — immer und ewig dasselbe. Teuer ist es natürlich über die Maßen, und selbst die Londoner Preise verschwinden dagegen. Ich hatte, Suppe, Filet, Fisch, Huhn und eine halbe Flasche Bordeaux; ich bezahlte dafür elf Franken, also ca. drei Reichstaler.

Ich schreibe Dir das so ausführlich, weil Dich all so was interessiert; — ich schreib' es aber hauptsächlich, um daran die Bemerkung zu knüpfen, wie mir nun allgemach klar wird, daß die Fremden und die Engländer selbst das Pariser Leben dem Londoner so unendlich vorziehen. Gestern war Sonntag; wenn ich einen englischen Sonntag dagegen halte: welche furchtbare Öde und Langeweile! Auf den Boulevards aber lachten und scherzten gestern viele Tausende; vor den blitzenden Cafés saß man im Freien und dampfte die Zigarre und spielte Domino; drinnen klapperten unaufhörlich die Kaffeetassen und oben hörte man die Billardbälle hin- und herfahren und das dixhuit à quarante des Kellners. Ich persönlich mache mir nicht viel aus diesem Schwindel, aber es gibt doch ein hübsches Bild, und ich lerne begreifen, daß andre dafür schwärmen können.

An Emilie Fontane.

56) Paris, d. 21. Oktober 1856.

Meine liebe Frau.

Habe Dank für Dein gestern erhaltenes Briefchen. Was Du mir über Lübke und Roquette[1]) schreibst, ist mir eine

[1]) Wilhelm Lübke, der sich damals verlobt hatte, und Otto Roquette gehörten zu dem in der „Ellora" vereinigten näheren Freundeskreise Fontanes.

große Freude gewesen. Bitte, laß Lübke das gelegentlich wissen. So kommen sie alle unter Dach und Fach, und nur der alte Friede[1]) irrt noch immer umher.

Er hat sich dem Kunstblatt ergeben,
Das kostet ihm das Leben.

Außerdem leidet er am Rostocker Patriotismus. Als Mensch und Preuße wär' es ihm besser geglückt.

Sehr freu' ich mich, daß Menzels Bild[2]) Furore macht. Hab' ich mich doch also nicht geirrt. Ich sagte ihm gleich: Lieber Menzel, ich gratuliere! Daß es übrigens dem Publikum gefallen würde, war mir noch durchaus nicht sicher. Laß ihn direkt oder indirekt wissen, daß mir erst in Versailles klar geworden wäre, wie gut und wie bedeutend sein Bild sei. Es gibt nur zwei Arten, diese Dinge zu traktieren, entweder ganz im großen historischen Stil oder aber mit Humor. Das erstere tut Gros, das andre tut Menzel. Die Schlacht bei Eylau (im Louvre) und die Schlacht bei Abukir (in Versailles) sprechen für das eine, Hochkirch spricht für das andre. Vernet ist doch eigentlich nur eine genialere Ausgabe unsres Professor Krüger. Die Mehrzahl seiner Sachen sind geradezu langweilig und beweisen wieder, daß es die bloße Virtuosität nicht tut, und daß alle fabrikmäßige Schmiererei sich rächt, sie geschehe nun mit der Feder oder mit dem Pinsel.

Wenn Du diese Zeilen erhältst, treff' ich, so Gott will, gerade in London ein. Den Jardin d'Hiver, (der erst morgen abend, gerade wenn ich abreise, eröffnet wird) muß ich bei der Gelegenheit schießen lassen, doch liegt mir blitzwenig daran. Mit allem übrigen bin ich so ziemlich fertig, und wenn ich's auch nicht wäre, so mag ich doch um irgendeinen alten Palast nicht noch einen oder zwei Tage länger hier bleiben. Ich habe

---

[1]) „Friede" ist der vertrauliche Name für Friedrich Eggers.
[2]) Es handelt sich um Adolf Menzels großes Bild: Der „Überfall bei Hochkirch."

jetzt völlig, was ich haben wollte — ein Bild von Paris; außerdem eine für mich ausreichende Kenntnis seiner Galerien.

Mit herzlichen Küssen an Euch alle Dein Theodor

An Emilie Fontane.

57) London, d. 1. November 1856.

Meine liebe Frau.

Habe Dank für Deine eben erhaltenen freundlichen Zeilen. Sie haben mich insofern enttäuscht, als ich eigentlich gedacht hatte: es sei da. Der nächste Brief wird wohl Mutters oder Lieschens Handschrift auf der Adresse tragen; gebe Gott, daß sein Inhalt ein freudiger ist. Vielleicht wird das Kind am 4. November geboren; das ist der langerwartete Tag, wo in Nordamerika die Präsidentenwahl stattfindet. Wenn es ein Junge ist, wollen wir ihm den Namen des Siegers als Vornamen geben; oder vielleicht ist es nobler und humaner, das Gemüt des Besiegten durch solche Huldigung wieder aufzurichten. Theodor Buchanan Fontane, wie hübsch das klingt! Ja, die Sache geht noch weiter; es paßt auch, wenn es ein Mädchen ist: der eine Kandidat heißt „Fillimore", das klingt ganz weiblich und hübsch dazu und erinnert an die reizende „Fennimore" in einem Roman der guten Paalzow. Was es also auch sein mag, für aparte Namen ist wenigstens gesorgt.

Wollte Gott, daß für alles andre ebensogut gesorgt wäre. Das bringt mich mit einem tüchtigen Sprunge von der poetischen Paalzow direkt auf den prosaischen Geldpunkt. Es steht bedenklich damit, weil ich in den nächsten zwei Monaten größere Ausgaben habe, während die Einnahmen oder richtiger die Besitzstände unverhältnismäßig gering sind. Ich muß durchaus einen dicken Rock haben; in meinem dünnen Pelisser hab' ich so jämmerlich gefroren, daß ich mich erkältet habe, und den Pelz kann ich aus allen möglichen Gründen nicht mehr tragen. Ich stehle mich mit ihm nur in der Schummerstunde durch die

Straßen und bin jeden Abend einsam zu Hause, weil ich in diesem altdeutschen Ratsherrnaufzug weder Klub noch Meeting noch Theater besuchen kann. Und ein klein bißchen Zerstreuung täte mir so wohl.

Not brauchen wir trotz der augenblicklichen Verlegenheit nicht zu fürchten. Zunächst gibt es vom 1. Januar ab mehr Gehalt. Dazu kommen die Zeitungseinnahmen. Aufsätze, die ich von hier aus schreibe, werden immer ihren Abnehmer finden. Nur leugne ich nicht, daß ich zum Aufsatzschreiben weniger Neigung habe als zum sogenannten „Korrespondieren". Früher war es gerade umgekehrt. Dieser Wechsel meines Geschmacks hat, glaub' ich, bloß im Geldpunkt seinen Grund. Ein Aufsatz, wenn er irgendwelchen neuen Gedanken enthält, will hin und her erwogen sein und kostet unverhältnismäßig viel Zeit und Mühe; ein Korrespondenzartikel ist verhältnismäßig leicht geschrieben. Man berichtet entweder eine neue Tatsache, oder man zieht Schlüsse aus gegebenen Fakten; beides macht sich rascher und ist drum profitabler. Dazu kommt noch, daß der Zeitungsbedarf ungleich größer ist als der schönwissenschaftliche; eine Zeitung, in ihrem politischen Teil, kann täglich einen Artikel von mir bringen, in ihrem Feuilleton höchstens wöchentlich einmal.

Über Dein Kommen im Mai, so Gott will, schreib' ich das nächste Mal. Ich freu' mich sehr darauf und bange doch fast ebenso davor. Es ist hier langweilig und wird es immer bleiben. Die Engländer selber finden es, und wie soll es nun gar erst einem Fremden ergehn, der (wie Du) nicht einmal die Times versteht und Zweifel unterhält über die unbedingte Berechtigung des leg of mutton. — Und nun sei Gott mit Dir und gebe Dir ohne viel Angst und Schmerzen ein gesundes Kind, aber nur eins, wenn ich bitten darf. Lebt alle wohl. Viel tausend Grüße und Glückwünsche von Deinem

Theodor

An die Angehörigen.

58) London, d. 5. November 1856.

Meine liebe Frau, meine liebe Mama,
mein liebes Lieschen.

Habt alle Dank! Eure Anstrengungen sind zwar verschieden gewesen, aber nichtsdestoweniger Dank für Euch alle, für Kind, Hilfe und Brief. Nehme sich jeder davon, was ihm zukommt. Daß es vorüber ist, preis' ich aus ganzer Seele mit, denn ich bin diesmal halb mit entbunden worden. Man wird immer feiger, und der jugendliche Leichtsinn, der einen glauben läßt: „Ei was, es stirbt sich nicht so leicht", geht immer mehr verloren.

Also doch wieder ein Junge[1])! Es scheint, daß wir auf Mädchen Verzicht leisten müssen, und wir wollen uns auch weiter keine Mühe drum geben; das weibliche Geschlecht verdient es nicht einmal. In zehn Tagen wissen wir, ob wir ihn Buchanan oder Fillimore nennen; er ist zwar einen Tag zu früh geboren, aber das schadet nichts.

Wenn Du nur mehr Regelmäßigkeit in die Sache brächtest! Erst mit dem Kopf zuerst, dann mit den Beinen, nun gar mit dem Allerwertsten; wohin soll das schließlich noch führen?!

Ich bin sehr froh, daß ihr so rasch eine Amme bekommen habt. Gebe Gott, daß sie gut einschlägt und daß das Kind gedeiht. Eine Schönheit scheint es wieder nicht zu sein, wenigstens kann ich mir nicht denken, daß Schönheit und „Ähnlichkeit mit Wentzel" nebeneinander bestehen können.

Du, liebe Mama, sei nur recht streng und achte darauf, daß Emilie den Schlachtenruhm der Entbindung nicht wieder durch Torheit und irgendwelche Übereilung einbüßt. Du, teure Gattin, geselle zu allen Deinen Tugenden auch die der

---

[1]) Theodor Fontane, später Wirkl. Geh. Kriegsrat und Intendant des XI. Armeekorps in Kassel. (Seit 1907 vortragender Rat im Kriegsministerium).

Vorsicht und des Gehorsams. Lebt alle wohl! Für Dich, liebe Frau, noch tausend aparte Wünsche. Gott lenke alles zum besten! Euer Theodor

An Emilie Fontane.

59) London, d. 12. Dezember 1856.

Meine liebe Frau.

Von meinem Unwohlsein will ich nicht weiter sprechen; Schweitzer sagte mir gestern, ihm sei ganz ähnlich zumute gewesen, es läge gewiß an der Witterung, die jetzt wieder so mild ist, als wäre Frühling vor der Tür. Ich will auf verschiedne Punkte Deines Briefes in aller Kürze antworten. — Daß es Mutter Kummer so schlecht geht, tut mir leid, doch glaub' ich, daß es ein Stück verdiente Strafe ist. Du weißt, daß ich den Alten nie geliebt habe, es ist aber doch die Frage, ob dies äußerste Maß von Härte und Lieblosigkeit, und zwar durch Jahre hin, nicht des Guten etwas zuviel war. Oder ich will lieber so sagen: wenn er diese Strafe verdiente, so war doch die Strafe selbst wieder eine Schuld, die neue Strafe nach sich zieht.

Für George halte Dir doch ja Pastillen im Hause. „Abführen" ist dreiviertel aller Heilkunde, und jede Krankheit tritt milder auf, wenn man ihr von Anfang an mit Offenheit entgegentritt.

Von mir selber habe ich absolut gar nichts zu melden; ich war sehr verstimmt und ungeduldig in den letzten Tagen — das ist alles! Niemand macht sich eine Vorstellung von der äußersten Einfachheit und Schlichtheit meines Lebens hier. Ich würd' es auch faktisch nicht ertragen können, wenn diese Art zu leben nicht einigermaßen zu meinen Neigungen stimmte; ein andrer Mensch von gleichen Ansprüchen und gleicher Verwöhntheit könnt' es nicht aushalten. Aber das Leben, das mir mitunter als Ideal einer Existenz vorgeschwebt hat, hab'

ich eigentlich hier: still sitzen, wenig Störung, schreiben, lesen und Kaffee trinken. Ich brauche nicht zu sagen, daß mir's nicht genügt, daß ich denn doch noch mehr gebrauche, aber eine große Vorliebe für ein uniformes Abwickeln meiner Tage steckt allerdings in mir, und dieser deutsche Studiercharakter rettet mich hier vor äußerster Unbefriedigtheit und wachsendem Trübsinn.

Anfang April will ich Urlaub nehmen. Ich bleibe dann wieder vier oder fünf Wochen und reise entweder mit Euch zusammen oder reise vorauf, um alles hier instand zu setzen.

Schlägt man mir den Urlaub ab, schlägt man mir eine Reise- oder Übersiedlungsunterstützung ebenfalls ab und vermeidet man nach wie vor (gleichviel ob, weil man nicht will oder weil man nicht kann), mir für die Zukunft eine feste Zusage zu machen, so erklär' ich ihnen, daß ich nicht länger Lust hätte, meine Gegenwart einer völlig unsichern, durch nichts garantierten Zukunft zum Opfer zu bringen, und bleibe ohne weitres in Berlin oder reise hin, wenn diese Unterhandlungen von hier aus geführt werden sollten. Ich habe dann zunächst gar nichts. Aber das schadet nichts. Gott und Menschen werden mich nicht verlassen; denn ich habe das Beste gewollt, und jedes reelle Streben findet seinen bescheidnen Lohn. — Das wäre alles. In der nächsten Woche mehr. Küsse die Kinder und sei geküßt von Deinem Theodor

An Henriette v. Merckel.

60) London, d. 12. Dezember 1856.

92 Guilford Street

Hochgeehrte gnädige Frau.

Aus einem Briefe meiner Frau hatt' ich ersehn, daß Sie am 30. total verschnupft in der Kirche gewesen waren und der Tauffeierlichkeit[1]) sowie der „lobenden Erwähnung des ab-

[1]) Taufe Theodor Fontanes des jüngern, später Wirklicher Geheimer Kriegsrat und vortragender Rat in Berlin.

wesenden Vaters" beigewohnt hatten. Ich dachte nicht anders, als daß der Kirchgang Sie vollends krank gemacht haben müßte, und war drum doppelt angenehm durch Ihre freundlichen Zeilen vom 2. d. M. überrascht. Die frommen Leute haben immer recht: „Kirchengehn schadet nicht." Daß Ihr Patchen gedeiht, hör' ich zu meiner größten Freude. Mög' er Ihnen an Herzensgüte ähnlich werden! Das ist mein großer Wunsch.

Die Argos sind also überreicht. Sie liegen seit gestern oder vorgestern in ihrer ganzen Stattlichkeit auf dem runden Tisch des gräflichen[1]) Empfangszimmers, und als ich ihrer ansichtig wurde, kamen mir die vergoldeten Deckel vor wie stattliche Leichensteine, unter denen der Inhalt für immer begraben ruht. Sie kennen ja solche Empfangszimmertische. Sehn sie nicht aus wie Kirchhöfe, sind sie's nicht? Dann und wann tritt ein einsamer Wanderer heran, liest: „Argo, belletristisches Jahrbuch, geboren 1854, gestorben in demselben Jahre", und er tritt schmunzelnd beiseit' und denkt: sei ihm die Erde leicht. Was ist ihm Hekuba? Was ist ihm Argo? Sein gleichgültiges Herz hat keine Ahnung davon, daß Immermann diesen Toten drei Jahre lang betrauert hat. — Sie wollen aber wissen, was der Gesandte gesagt hat Ja, das weiß nur Gott und die Gräfin. Ich weiß es nicht. Der Gesandte dankte mir, während sein Auge auf die Thüringerin von Eduard Meyerheim[2]) fiel, und damit ist es aus. Es kann auch nicht anders sein. Die Leute haben keine Zeit, keine Freude dran und kein Verständnis dafür. Die Zeit findet sich, muß sich finden, wenn eine große Lust an solchen Dingen da ist; aber auch nur dann. Da müssen die Nächte zu Hilfe genommen werden, denn der Tag gehört durchaus (wie ich mich überzeugen kann) dem Geschäft und den Mühseligkeiten der Repräsentation. Es

[1]) Graf Bernstorff, Preußischer Gesandter in London.
[2]) Kunstblatt in der „Argo" vom Jahre 1857.

gibt Minister und Diplomaten, die froh sind, sich in das Sanktuarium ihrer Studierstube zurückziehn zu können, die einen scharfen Sinn für die Wissenschaft und einen feinen für die Kunst haben, aber sie sind rar. Was die Seelen der großen Majorität erfüllt, sind ganz andre Dinge: ob das Gut daheim einen Plusertrag liefern wird, ob eine Einladung von der Königin zu erwarten steht oder nicht, ob die Gräfin links oder rechts sitzen wird, ob die englischen Zeitungen nicht endlich Miene machen werden, Count of B. statt bloß Count B. zu drucken u. dgl. m. Ich schreibe das nicht, um es zu verspotten. Es kann nicht anders sein. Diese Dinge sind zum Teil (der Gutsertrag nun schon ganz gewiß) von wirklichem Belang, und es gehört eine aparte geistige Höhe dazu, über diese Dinge fort zu sein oder auch nur andern Dingen ein Recht daneben einzuräumen. Sie sehn, daß die Argos hier keine Chancen haben. Wahrscheinlich ist die Sache ein für allemal tot, oder aber die Gräfin wird mal hinwerfen, daß die Bilder, „ich habe die Namen vergessen", doch ganz allerliebst seien. Ich bin wahrhaftig nicht böse darüber. Es ist noch lange nicht so schlimm wie jene furchtbare Minute, wo mich eine Berliner schöngeistige Dame aufforderte, in ihrem Zirkel meine Novelle: „Tuch und Wolle"[1]) vorzulesen.

In Ihr Lob meines „Letzten York"[2]) stimme ich begreiflicherweise von Herzen ein. Ich zähl' es mit zu meinen besten Gedichten und war in den Grundgedanken so verliebt, daß ich immer wieder an die Arbeit ging und die nicht geringen Schwierigkeiten zu überwinden trachtete. Das ist mir noch nicht ganz gelungen; doch weiß ich jetzt, wo es steckt, und durch Einfügen

[1]) In Wahrheit führt die in der „Argo" von 1854 abgedruckte Novelle den Titel: „Tuch und Locke."

[2]) Frau v. Merckel muß das Gedicht in der Handschrift kennengelernt haben. Gedruckt erschien es erst in der „Argo" von 1858. Hier hat es schon die Gestalt, in der es in den „Gedichten" von 1875 erscheint.

einer Strophe, die allerdings unerläßlich ist, und mit Hilfe einiger kleiner Korrekturen hoff' ich, ein gutes Gedicht herzustellen. Wenn Sie, hochverehrte Frau, an die Besprechung dieser Ballade den Wunsch knüpfen, daß ich hier eines schönen Tages ein Drama schreiben und heimlich und flink, wie mit einer telegraphischen Depesche, bei Ihnen respektive an den Toren des Schauspielhauses anklopfen solle, so zeigt mir das nur, welche heitren Vorstellungen Sie von meinem hiesigen Tun und Treiben, leider irrtümlicherweise, haben. Ich fürchte sehr, daß die Welt um jenes Dutzend Dramen kommen wird, die als mikroskopische Keimchen in mir ruhn. Ich werde wohl immer zu schanzen und zu büffeln haben, und es schadet auch nicht. Sagt doch mein Balladenheld: „Und wie es fällt, so nimmt er's hin"[1]). Sollten mir die Götter indes eine Sinekure mit 1200 Talern für die nächste Zukunft vorbehalten haben, so werd' ich ihnen dankbar sein, aber aller Wahrscheinlichkeit nach auch dann — keine Dramen schreiben. In Zeiten, wo man bei der Polizei anfragen muß, ob sie einem diesen oder jenen alten Markgrafen zu künstlerischer Verarbeitung gestatten und in der dritten Szene des dritten Akts einen halben Freiheitsgedanken erlauben will, in solchen Zeiten, unter der Direktion von Hülsen-Teichmann-Düringer kann man allerdings immer noch ein Shakespeare sein, aber es wird einem doch zu sauer gemacht, besonders in Erwägung des Umstandes, daß man mutmaßlich keiner ist. Es ist das Recht des Genies, jede Schwierigkeit zu überwinden, und es gibt kein Bevormundungssystem, das den göttlichen Funken wie ein Bartholsches Schwefelholz austreten könnte. Wenn der Konstabel vor „sechs Büchern preußischer Geschichte" steht und den nahenden Dramatiker andonnert: „Zaruck," so steht er wenigstens nicht vor den sechstausend Büchern Weltgeschichte, und wer über Stoffmangel klagt, beweist sich von vornherein als Stümper.

[1]) Strophe 2 des „Letzten York".

Das Genie überwindet selbst Teichmann und Düringern, aber — ich bin kein Genie. In Erwägung dessen werde ich einen bescheideneren Kurs innehalten.

Ein paar Worte über meinen Georg[1]), meinen kleinen Liebling, hab' ich mir bis zum Schlusse aufgespart. Ich bin dem Kinde so zugetan, weil die Leute anfangs taten, als sei es eigentlich eine Art Mondkalb, das beklagenswerte Produkt talentvoller Eltern. Wenn Sie den armen Kerl seiner eignen Vergangenheit oder wenigstens seinem damaligen Renommee gegenüberstellen, so ist er eigentlich ein Wunderkind. Daß Sie sich seiner so annehmen, ihn anregen, ihn bei der Ambition fassen, ja sogar ihn durch die Fistel singen lassen, dafür bin ich Ihnen außerordentlich dankbar. Daß er kein Held ist, ist mir — Verzeihung, daß ich hier mit Ihren Erziehungsprinzipien oder wenigstens mit Ihren Wünschen in leisen Konflikt komme — ziemlich gleichgültig. Jener natürliche, originale Mut, der nicht das Produkt noblerer Eigenschaften ist, gilt mir herzlich wenig. Ja, so gern ich die Reinheit seines Vorkommens in Einzelfällen zugebe, im allgemeinen halt' ich ihn für eine bedenkliche, wenig wünschenswerte Eigenschaft. Roheit liegt in der Regel nah. Der Mut, den wir einzig und allein brauchen können, ist das Resultat der Liebe, der Pflicht, des Rechtsgefühls, der Begeisterung und der Ehre. Er ist nicht angeboren, sondern er wird, er wächst. Ich würde es sehr bedauern, wenn der Junge diesen Mut nicht kriegte, aber jedenfalls kann er ihn noch nicht haben. Die Eigenschaften sind noch nicht entwickelt, die ihn erzeugen. Mit Gespenstern, Hunden und Truthähnen hab' ich noch bis diesen Tag nicht gerne was zu tun. Wie kann ich von dem boy verlangen, daß er mit dem Hunde Simson spielt! Jedenfalls wird der Mut, den er bei Ihnen lernt, meine vollste Billigung haben, und wenn Sie mir ihn als Helden präsentieren, akzeptier' ich seine Heldenschaft un-

[1]) Vgl. oben S. 28.

besehn. Sehn Sie, was Sie machen können, und seien Sie auch dafür, wie für hunderterlei andres, der Dankbarkeit gewiß Ihres Th. Fontane

An Emilie Fontane.

61) London, d. 8. Januar 1857.

Meine liebe Frau.

Meine Absicht war, heute ausführlich an Dich und namentlich auch an Merckels zu schreiben; ich hatte aber (seit einer Stunde ist es besser) so heftigen Schwindel, daß ich wie halbbetrunken umherschwankte. In solcher Verfassung zu schreiben und das Blut immer mehr nach dem Kopfe zu pumpen, wäre Torheit gewesen. Ich war gestern beim Gesandten zum Diner; es war recht nett, und die französischen Speisen und deutschen Weine haben mir nicht nur geschmeckt, sondern geradezu wohlgetan. Ich denke nämlich, mein Zustand von heute morgen war wie eine Krisis, und der Rheinwein und Champagner haben dem Ganzen eine Wendung zum Guten gegeben. Das klingt sehr lächerlich, ist aber mein voller Ernst.

Ich habe sehr viel zu tun, mehr als gut ist, und die Neufchateller Frage fängt an, mir langweilig zu werden. Ich fürchte, daß wir uns schließlich doch noch blamieren. Man soll die Freilassung der Gefangenen als unerläßliche Bedingung fordern. Bon, es ist Ehrensache, darauf zu bestehn; den Quark von Kanton aber soll man der Schweiz lassen und froh sein, daß man ihn los ist. Will man auch das nicht, so werden sich alle Mächte von uns abwenden, und wir werden die schönste Schmiere besehn. Wir selber werden das in der Ordnung finden, und das Volk wird nicht Lust haben, seine Knochen für einen Nasenpopel zum Opfer zu bringen. Und das heißt dann die Illoyalität des Liberalismus.

Du fragst, wie mir meine Arbeit zusagt. Ich danke für gütige Nachfrage, und Patient befindet sich den Umständen nach

wohl. Dies ist nicht Spaß, sondern Ernst. Ich bin eigentlich nach der Seite hin ganz befriedigt und lerne endlich einmal das schöne Gefühl kennen, in einem Berufe heimisch zu sein. Das Dichten ist eine herrliche Sache, und ich werde mich nie den Eseln zugesellen, die hinterher das Feld bespotten, auf dem sie Fiasko gemacht haben. Aber nur große dichterische Naturen haben ein Recht, ihr Leben an die Sache zu setzen. Ich bin gewiß eine dichterische Natur, mehr als tausend andre, die sich selber anbeten, aber ich bin keine große und keine reiche Dichternatur. Es drippelt nur so. Der einzelne Tropfen mag ganz gut und klar sein; aber es ist und bleibt nur ein Tropfen, kein Strom, auf dem die Nationen fahren und hineinsehn in die Tiefe und in das himmlische Sonnenlicht, das sich drin spiegelt. Ich bin eine gute Sorte Sonntagsdichter, der sein Pensum Wochenarbeit zu machen und dann einen Reim zu schreiben hat, wenn ihm Gott einen gibt, der aber die Welt weiter nicht kränkt, wenn er's unterläßt. Ich glaube, daß ich über meinen gegenwärtigen Beruf nicht immer so vorteilhaft denken werde wie in diesem Augenblick, aber zunächst wenigstens bin ich zufrieden.

Mög' es Euch allen wohlergehn und Deiner langen Krankheit eine schöne Gesundheit folgen. Küsse die Kinder und sei geküßt von Deinem Theodor

An Wilhelm und Henriette v. Merckel.

62) London, d. 13. Januar 1857.
92 Guilfort Street.

Lieber Immermann.
Hochverehrte gnädige Frau.

Ihr ebenso ausführlicher wie liebenswürdiger Brief, lieber Immermann, fing an mit der Neuenburger Frage, „Neufchâtel question", wie ich zu schreiben gewohnt bin. Ich denke — hoffe wenigstens —, daß beim Eintreffen dieser Zeilen alles

geordnet sein wird. Die letzten Erklärungen der offiziellen Organe, mit denen ich übrigens ganz einverstanden bin, waren wohl nur honoris causa. Es ist nicht unwichtig, daß der Ehren-, Rechts- und Prinzipienpunkt aufrechterhalten wird. Glückt uns das aber, so können wir nicht froh genug sein, den ganzen Quark Neufchatel schließlich noch mit Manier losgeworden zu sein. Die Haltung, die wir während des Konflikts beobachtet haben, wird uns trotz aller Spötteleien Palmerstonscher Blätter doch zur Ehre angerechnet werden. Es müßte denn über Nacht noch eine große Dummheit geschehn. —

Was Sie über unsern lieben Eggers schreiben — verzeihn Sie mir — ist mehr freundlich als zutreffend. Eggers ist mir eine Art Rätsel. Er ist fleißig, ausdauernd, großer Überwindungen und Opfer fähig und im höchsten Maße eigensinnig. Nichtsdestoweniger fehlt ihm Energie, die doch mit allen jenen Eigenschaften nahe verwandt ist. Eggers und ich sind darin vollkommene Gegensätze. Ich hätte nicht die Kraft, im einzelnen auch nur halb das zu leisten, was Eggers unausgesetzt prästiert. Aber ich bin, wenn es nicht arrogant klingt, dreister Entschlüsse fähig und führe sie durch, wenn ich nicht auf halbem Wege erkenne, daß es töricht wäre, weiterzugehn. Denn eigensinnig bin ich nie. Ich vernarre mich in nichts, weder in Menschen noch in Dinge, erwäge jeden Augenblick die Chancen der Situation und handle danach. Von Eggers aber ist der Spruch wahr, den ich vor drei, vier Monaten geschrieben habe:

Er hat sich dem Kunstblatt ergeben;
Das kostet ihm sein Leben.

Er redigiert nämlich nicht sein Blatt wie ein Redakteur, sondern wie ein Perpetuum mobile-Sucher. Sein Blatt absorbiert ihn, und das wäre nicht nötig. Hier ist der Punkt, wo wir auseinandergehn. Es ist nicht die Kunstblattarbeit, die ihn zu nichts kommen läßt, sondern die Kunstblattidee. Die Arbeit ist in zwei, sagen wir in drei Tagen zu machen, aber das ist

auch der höchste Satz. Sehen Sie sich indessen Eggers' Leben an. Er hantelt erst eine Viertelstunde, dann läuft er Dauer, dann macht er Besuche, Gelegenheitsgedichte, Theaterstücke, spielt mit, korrespondiert mit zwanzig Freunden, deren er zweihundert hat, besorgt ewig freundlich und unermüdlich die miserabelsten Kommissionen, verliebt sich, tröstet andre Verliebte, stiftet Gesellschaften, freimaurert, kneipt, beteiligt sich an jeder Konkurrenz mit drei Arbeiten und sorgt für Tante Randow und seinen Leibschwaben[1]). Nun kennen Sie mich lange genug, um zu wissen, daß ich nicht aus Malice oder Überhebung diese lange Liste entworfen habe. Alles von Anfang bis Ende gereicht dem Menschen Eggers zur Ehre und macht ihn zu dem liebenswürdigen Freunde, der er ist, aber Sie sollen mir nur nicht sagen, lieber Immermann, daß er keine Zeit hätte. Er hätte sie, wenn er sie energisch haben wollte. Lübke, der damals gegen Eggers ein kleines Licht war, pumpte sich zwei- oder vier- oder fünfhundert Taler und schrieb derweil sein erstes Buch. Ohne Wagestück geht es nicht. Ich las neulich: „Nur der gewinnt ein Leben, der ein Leben einsetzt," und das ist wahr. — Daß ich auf der andern Seite wünsche, Eggers' Hoffnungen möchten sich bald und ganz erfüllen, das wird durch alles, was ich gesagt habe, nicht ausgeschlossen und auch dadurch nicht, daß ich an die Erfüllungen seiner Hoffnungen nicht glaube. Irr' ich mich aber — geb' es Gott —, so bitt' ich mir nicht die hundertste, sondern als alter Neunundneunziger[2]) die neunundneunzigste Aktie aus, die ich ehrlich bezahlen will, während dann die hundertste von der Gesamtheit bezahlt werden kann.

„König und Magier"[3]). Wenn Sie recht haben, wenn Paul

---

[1]) Vgl. oben S. 102 und S. 116.

[2]) Spitzname für Apotheker, weil sie angeblich 99% aufschlagen.

[3]) Mit dem Untertitel: „Eine chinesische Geschichte" („Argo" von 1857 S. 1f.).

nicht mehr gewollt hat, so ist es gar nischt. Ja es ist dann geradezu mierig, und solchen Fehlgriff kann Paul nicht machen. Das Gedicht ist sehr ungleich, hat schwache Stellen, aber auch hochpoetische und hat mich um deshalb ebenso beschäftigt wie befriedigt. Daß man es sehr leicht lächerlich machen kann, geb' ich zu, und ich könnte mich dafür rächen, daß Paul vor etwa sechs Jahren meine Ballade „Maria und Bothwell" ins Lächerliche gezogen hat. Aber ich bin nicht nachtragend, wenn ich die Dinge auch nicht vergesse.

Nun unser lieber Lepel und sein „Herodes". Möchten doch soviel Lorbeerkränze niederregnen, daß einige Statisten totgeschlagen würden, aber — ich glaub' es nicht. An Feuereifer, der dem armen, äußerlich so kalt erscheinenden Menschen am Leben zehrte, hat es nicht gefehlt, aber jene hohe Flamme der Begeisterung, die eine Nährerin des Lebens ist, hat nicht in ihm geglüht. Und hätte sie geglüht wie ein Vestafeuer, seine Frau wäre alle fünf Minuten hingegangen und hätte es mit den Worten: „Wozu brennt es?" ausgepustet, und der alte Lepel hätte wehmütig lächelnd ein Streichholz nach dem andern genommen und es immer wieder und wieder angesteckt. Aber ein Feuer, das mit Hindernissen brennt, ist kein Vestafeuer mehr. Ach und Lepel knüpft gewiß so große Hoffnungen daran! Metzel[1]) hatte ihm eine Stellung zugedacht. Ich machte den Vermittler. Lepel aber — nachdem er mir im September die Sache sehr dringend ans Herz gelegt hatte — hat abgelehnt. Es ist mir sehr lieb; denn er wäre weder befriedigt worden, noch hätte er, aller Wahrscheinlichkeit nach, befriedigt; aber es zeigt doch, wie er von den alten, süßen Hoffnungen nicht loskann. Ich tadle niemanden deshalb, am allerwenigsten spott' ich darüber. Ich habe, wenn ich diese Dinge sehe, nur ein Gefühl, das Gefühl des innigsten Dankes gegen Gott, der meine Wege so geleitet hat, daß ich aus dem Rayon

[1]) Vgl. S. 106.

des Sirenengesanges glücklich herausgekommen bin. Unter uns ist nur einer, der diese Laufbahn wagen durfte, und er hat sie gewagt — Paul Heyse. Wir andern sind alle darauf angewiesen, uns ehrlich und prosaisch zu quälen und nebenher unsre Verse zu machen. An der Spitze der gute Roquette, dem eigentlich seit lange der Wind ausgegangen ist. Lepel denkt anders über diese Dinge. Er schreibt: „Es wird fortgedichtet." Bon. Mög' es ihn nie gereuen, und mög' er nicht nach zwanzig Jahren auf ein verfehltes und verbittertes Leben zurückblicken. Wenn übrigens Lepel über die Metzelangelegenheit zu niemand von den Freunden gesprochen hat — was ich fast glaube — so bitt' ich, über die Sache keine Silbe verlauten zu lassen. — Mir tut das Herz weh, wenn ich an den guten Kerl denke. Er muß sehr unglücklich sein. Hören Sie, was er mir gestern, als er vom Tode seines Kindes sprach, geschrieben hat: „Bei meiner Frau hatt' ich eine andre Wirkung erwartet — sie ist dieselbe geblieben und lief noch am Sterbetage zu einem Pfaffen, um sich Trost zu holen, den sie bei mir nicht finden zu können meinte; während ich dafür halte, daß außer dem uns durch die Religion bereits bekannten Trost gar kein besondrer zu suchen sei und man am liebsten, wenn man nicht verdreht ist, bei dem verweilen sollte, der mit uns den Schmerz teilt — und das kann der Pfaffe doch nicht so wie ich." So schreibt der fromme Lepel. „Pfaffe" nennt er den Seelsorger seiner Frau. Das ist nicht bloß Bitterkeit, es ist Wut. Was können nicht Frauen aus ihren Männern machen! Und doch denk' ich seit meinem letzten Besuch in Berlin viel anders über diese Frau. „Saul"[1]) wird nun also gegeben; von „Klette", wie die Kreuzzeitung druckte. Möge das Stück, in dem immerhin viel

[1]) Tragödie von Hermann Kette, einem Mitgliede des Tunnels. Er wurde später Präsident der Generalkommission. Das Drama erlebte im Königlichen Schauspielhause drei Aufführungen vom 30. Januar bis 3. Februar 1857.

Talent steckt, wie eine Klette an der Bühne haften. Kette ist eine respektable Kraft, nur zu viel Lichtfreund, um je ein großer Poet zu werden. Wenn man denkt, nun werden sich einem die Geistertiefen erschließen, so tritt statt Himmel und Hölle Kette selber auf die Bühne und sagt wie ein richtiger Berliner: „Jeister wollen Sie sehn? Jo nich, da könnte jeder kommen."

Als ich zuerst von Scherenbergs „Franklin"[1]) hörte, dacht' ich, er würde auch mit einfrieren. Ich höre nun aber so viel Rühmliches über dies lange Gedicht, daß ich schweigen muß. Der Stoff scheint mir sonderbar, doch muß ich zugeben, daß Scherenberg in der Wahl seiner Stoffe sich immer als einen Dichter, und zwar aus dem Vollen, bewiesen hat.

Über Redwitz' „Thomus Morus"[2]) hört' ich neulich eine niedliche Kritik. Bauernfeld habe nach der Aufführung in Wien gesagt: „Herr v. Redwitz schreibt seine Stücke ausgesprochenermaßen für den lieben Gott. Es ist möglich, daß sie dem lieben Gott gefallen, mir gefallen sie nicht."

Auf Storms „Hinzelmeier"[3]) bin ich sehr neugierig. Ich kenn' es größtenteils und fand es damals fein und etwas stormsch, was bei viel Lob einigen Tadel ausdrückt. Hier in England wirkt es vielleicht anders auf mich. Im allgemeinen mach' ich übrigens die Wahrnehmung, daß ich hier weit mehr zum Loben geneigt bin als früher in der Heimat. Es liegt wohl darin, daß die poetischen Dinge mich sozusagen immer frisch vorfinden, was in Berlin, wo man mit Zuckerwerk gefüttert wird, durchaus nicht der Fall war. — Storm hat's in sich. Wollte man ihn nach seinem gesellschaftlichen Auftreten,

[1]) Die Dichtung wurde nicht vollendet und blieb bisher ungedruckt. Vgl. darüber Th. F.s Schrift über Scherenberg. Ges. Werke II, 3, S. 485.

[2]) Historische Tragödie (Mainz 1856).

[3]) Vgl. Paul Schütze, Theodor Storm S. 157. Die Novelle war schon im Jahre 1851 erschienen.

nach all diesen Schönheitsmittelchen taxieren, zu denen er greift, um nur ja immer zu entzücken, so würde man ihn unterschätzen. Wenn ich „Hinzelmeier" gelesen habe, werd' ich an ihn schreiben und danken.

Nun noch ein paar Worte zu Ihnen, gnädige Frau, und meinen schönsten Dank für die Beschreibung der Ellora-Feier. Ja, so was fehlt einem nun hier. Der Ellora-Korporationsgeist, der sich in sovielen Aufmerksamkeiten für die „verhinderten" Noels wieder so glänzend betätigt hat, hat mich gerührt. Wenn ich soviel Freundschaft nur durch irgend etwas erwidern könnte, und wenn es eine neue Sorte „Pomeranzen" oder ein neuer Elefantenorden wäre, aber ich weiß nicht, wo und wie. Ihre Bemerkung über die Redeweise des „Chevalier"[1]) ist sehr zutreffend.. Man weiß nicht, ob man lachen oder weinen soll, und wiedergeben kann man's hinterher nicht, so wenig wie ein Feuerwerk. — Wie wird alles sein, wenn ich nach Jahren zurückkehre! Wird noch eine Ellora, ein Rütli existieren, und wenn sie noch existieren, werd' ich nicht fremd drin geworden sein? Solche Fragen beschäftigen mich dann und wann und ängstigen mich ein wenig. Ich denke dann wohl: vielleicht setzt du ein Leben an den späteren, ruhigen Genuß einer Blume, und wenn du sie endlich hast und dich an ihrem Dufte laben willst, hast du den Stockschnupfen. Was nutzt der Sieg, wenn uns in dem langen Kampf des Lebens die Empfindung für den Lorbeer verlorengegangen ist?

Doch das sind Grillen. Im allgemeinen bin ich guten Muts. Und wie ich die Freundschaft im Herzen bewahren werde, so wird man sie mir bewahren, und Tage voll alter Heiterkeit und vielleicht selbst voll alter Strebelust werden wieder kommen.

Auf daß es so sei, wie immer Ihr

Th. Fontane

---

[1]) Karl Zöllner.

63) London, d. 9. Februar 1857.

Meine liebe Frau.

Wenn Du diese Zeilen erhältst, ist hoffentlich alles wieder in erträglich gutem Geleise. Ich wünsche Dir von Herzen, daß diese dritte Amme eine gute Person sein und die wirklich schwere Zeit endlich ein Ende haben möge, die Du hast durchmachen müssen. Du wirst Dich dann auch bald wieder erholen. Eigentlich ist es doch eine miserable Existenz, und wenn ich mir diesen Jammer so ansehe, so erfüllt er mich neben aufrichtigem, herzlichem Mitleid mit einer Art Ingrimm. Es ist alles so sehr mierig, so niederdrückend. Wenn man in schwere Not kommt, wenn ein Kind auf den Tod liegt, wenn Frau oder Mann sterben, so sind das harte Schläge, schwere Prüfung für die, die es trifft. Aber es ist etwas relativ Erhebendes darin; man fühlt: Das schickt Dir Gott. Wenn man aber dazu verdammt ist, sich mit Ammen und Dienstmädchen, Nachbarn und Hauswirten dreiviertel des Lebens hindurch zu ärgern, so erscheint das nicht wie eine Auferlegung Gottes, sondern wie ein schlechter Spaß Sr. Majestät des Deibels.

Lies aus dem Vorstehenden nicht etwa einen kleinen versteckten Hieb heraus. Im allgemeinen muß ich einräumen, daß Du von der schwarzen Karline an bis herunter zur alten Brocken immer recht gehabt hast. Aber es ist auf der andern Seite allerdings meine Meinung, daß es irgendwo hapern muß, und ich bin mir nur noch nicht klar darüber, ob es in den Verhältnissen oder an den Frauen und ihren Forderungen liegt. Was ich an dieser Stelle sagen will, bezieht sich nicht auf die Vorfälle mit der Amme, die, wie ich nicht bezweifle, ganz gewiß ein Biest gewesen ist. Aber es hat allgemeine Gültigkeit, und ich sprech' es hier aus, weil bis auf einen gewissen Grad das Glück meines Lebens davon abhängt. Ich kann nämlich nicht leugnen, daß mich diese Stänkereien mit ge-

meinem Pack geradezu zur Verzweiflung bringen. Auf Kommando mit Seelenruhe Ohrfeigen austeilen und dann weiter frühstücken, kann ich nicht und werd' es weder noch will ich es lernen. Ich kenne nur einen räsonnablen Weg, und das ist der: ich toleriere, was irgend zu tolerieren ist, und wenn es endlich zuviel wird, sag' ich ohne alle Heftigkeit: „Packen Sie Ihre Sachen und — sich selbst." Ich weiß zwar, daß meine Bitten nichts helfen werden (denn die Menschen bleiben wie sie sind, gleichviel ob man sie bittet oder nicht), aber ich bitte Dich dennoch: mache Dir diese Regel so viel wie möglich zueigen. Daß es schwer ist, sie immer zu befolgen, glaub' ich gern. Andre Leute haben Dienstboten fünf, zehn, fünfzehn Jahr, aber es würde sehr hart sein, auf solche Fälle hinzuverweisen und von Dir dasselbe zu verlangen. Nimm z. B. Kuglers[1]). Ja, zur Frau Geheimrätin geht ein solcher Feger wie die Bombardierschwester gar nicht hin. Solche vornehmen Leute kriegen immer gute Dienstboten; und höheres Lohn, hübsche Geschenke und gute Trinkgelder werden Ursache, daß sie gut bleiben. Wir kriegen nur zweite und dritte Sorte, also entweder eine brauchbare, die liederlich, oder eine tugendhafte, die unbrauchbar ist. Ist sie brauchbar und tugendhaft, so ist sie heftig, und ist sie nicht heftig, so ist sie vergeßlich, dumm oder schmutzig, oder sie ist lecker, frißt Gelee oder klascht auf der Treppe, daß sie magere Bissen kriegt.

So wird es immer sein; die untergeordneten Verhältnisse, in denen man lebt, bringen es so mit sich. Ist man nun eine gewöhnliche Schusternatur, so wird eben gekeift, geohrfeigt, weggejagt. Hat man aber ein Anstandsgefühl, wie es ein Geh. Rat nicht besser haben kann, so ist man in einer schlimmen Lage; denn während man auf Dienstmädchen erster Klasse zugeschnitten ist, kriegt man sie zweiter und dritter Klasse. Was da tun? Da man den Schusterkomment unmöglich einführen

[1]) Über Franz Kugler und seine Familie vgl. Bd. 2, S. 197ff.

kann, muß man sich mit Geduld wappnen, muß man die Situation begreifen lernen und dahinterkommen, daß man diese Mißlichkeiten am leichtesten trägt, wenn man sie scheinbar ignoriert und sich tagtäglich die Worte wiederholt: „Es kann nicht anders sein." Wird's dann zuviel, dann rasch weg damit. Ich habe mich in dieser Kunst des Ertragens hier wieder bewährt. Unendlich vieles könnte besser sein; mein letztes Tischtuch hatt' ich sieben Wochen, und es war schon unsauber, als ich's kriegte, mal fehlt dies, mal das, die ganze Einrichtung ist nur kümmerlich und war es vor vier oder sechs Wochen noch viel mehr. Ein paarmal dacht' ich, es ginge nicht länger, — dennoch hab' ich's ertragen und bin herzlich froh darüber. Ich wiederhole: was irgend zu ertragen ist, das ertrage man eben und tröste sich damit, daß das Kommende leicht möglicherweise schlechter ist. In diesem „Ertragen" bist Du kein Meister. Dein Benehmen gegen W. und was Du bei der Gelegenheit alles von mir forderteſt, hat das am klarsten bewiesen. Du hatteſt ganz recht; es war eine harte Nuß, es war beinah nicht zu ertragen, aber die Besonderheit der Verhältnisse ließ keinen Zweifel darüber, daß es ertragen werden mußte.

Diese lange Auseinandersetzung hat gewiß viel Lächerliches. Aber ich schreibe darüber so breit zu Deinem und meinem Besten. Es ist wahr, daß Dienstleute einem das Leben vergällen können, und so muß man's denn ordentlich studieren, wie es anzufangen ist, daß einem dieser Ärger nicht über den Kopf wächst.

Wenn Du schreibst, es sei recht gut, daß ich diese Misere nicht hätte mit durchmachen müssen, so hast Du — ich sprech' es frei von jedem verächtlichen Motive aus — darin vollständig recht. Helfen hätt' ich wenig können; wahrscheinlich hätt' ich nicht einmal Deinen berechtigten Unwillen gemindert, weil ich nicht leugnen will, daß ein bis zur Schwäche sich steigerndes Billigkeitsgefühl, das auch dem Gegner nie Unrecht tun will, mich zu einer sehr zweifelhaften Stütze in solchen Sachen macht.

Mein Fernsein von allen diesen Vorgängen hat, so Gott will, wenig geschadet, aber, wenn mich nicht alles täuscht und trügt, mir Segen gebracht. Du weißt, daß ich das aufrichtige Streben habe, mir eine bescheidene Position in der Welt zu erringen — eine Stellung, die mich und die Meinigen ernährt. Dazu ist Arbeit, Tätigkeit, Lernen unerläßlich nötig, und zwar rasch und mit Aufgebot aller Kraft, weil ich verhältnismäßig alt bin und keinen Tag mehr zu verlieren habe. Ich glaube, daß ich auch in diesen letzten vier Monaten wieder Fortschritte gemacht und mich dem Ziele nähergebracht habe, das doch das beste von allem bleibt, nämlich dem: nötigenfalls auf eignen Füßen stehn zu können. Das wäre absolut unmöglich gewesen, wenn ich all die Not, Krankheit, Sorge und den Ärger hätte mit durchmachen sollen. Wenn mir von all diesen Sachen, wie ich nicht zweifle, noch ein gut Stück vorbehalten ist, so möcht' ich wohl, die Götter warteten damit so lange, bis ich fest im Sattel sitze und die Sachen durchmachen kann, ohne dadurch geradezu meine ganze Zukunft und Existenz gefährdet zu sehn.

Ich zweifle nicht, daß Du diese Zeilen in demselben freundlichen Sinne aufnehmen wirst, in dem ich sie schreibe.

Mr. Collins (ich schrieb Dir wohl schon von ihm) hat meinen „Sommer in London" entdeckt, den ich natürlich vor dem Auge jedes Engländers verberge, und will ihn, wie ich höre, übersetzen. Hoffentlich ist es nur sein Spaß. Morgen denk' ich ihn zu sprechen.

Gebe Gott Dir nun endlich ruhigere und sonnigere Tage, das ist der aufrichtige Wunsch Deines Theodor.

An Emilie Fontane.

64) London, d. 10. März 1857.

Meine liebe Frau.

Dem Diktierer und Schreiber zunächst meinen Dank. Ich wünsche, daß Dich diese Zeilen wohl antreffen mögen, wohler

als der ist, der sie schreibt. Ich habe mir am Sonnabend, nach länger denn Jahresfrist, die Haare schneiden lassen und habe diesen Verschönerungsakt mit einer Erkältung bezahlen müssen. Das Schicksal neckt einen mitunter auf unglaubliche Weise. Es war schönes, stilles Wetter, als ich um neun Uhr abends mit meiner langen Mähne in den Friseurladen trat, und es war kalt, naß, windig, als ich eine Viertelstunde später mit wenig Haar und viel Pomade aus demselben Laden herauskam. Da kriegt's ich denn. Vielleicht steckte es mir auch schon in den Gliedern. Ich war nämlich am Freitagabend bei Sch. (meinem alten Gegner) zum Tee. Es gab auch Damenunterhaltung. Mit Sch. jüngster Schwägerin (einem hübschen dalbrigen Dinge mit viel mehr Busen als Verstand) behandelte ich die üblichen Themata: Sein und Scheinen, Tugend und Genuß, Lady Rothschilds Hochzeit, Lenaus Gedichte, Krinoline, Unsterblichkeit u. dgl. m. Als es vorbei war, hatt' ich einen Schwindel. Das Sch.sche Ehepaar war sehr freundlich; nichtsdestoweniger gehör' ich nicht dahin. Ich saß da wie eine Taube im Habichtsnest. Da war Dr. Meyen, der vor ohngefähr vier Wochen gesagt hatte: „Ach, was geht mich dieser Regierungs-Schweinhund an!" (Das bin ich nämlich.) Da war Dr. Herzen, von dem man nicht weiß, ob er ein verrückter Sozialist oder ein russischer Spion ist. Da war Dr. Althaus, ein lederner Gothaer, der da glaubt, daß jeder liberale Privatdozent einen kapitalen Minister abgeben würde, und da war — mit dem die Liste schließen soll — ein schieläugiger Jude, der mir auf dem Wege mitteilte: „Ich habe auch das Unglück, ein Preuße zu sein;" worauf ich natürlich antwortete: „Na, das läßt sich tragen."

Heut ist der Geburtstag von Betas[1]) Frau, und morgen ist grand diner bei Mr. Collins. Zu beiden war ich ein-

[1]) Dr. Heinrich Beta, der i. J. 1848 als Flüchtling nach London übergesiedelt war und dort als Schriftsteller lebte, hatte damals Beziehungen zu der preußischen ministeriellen Presse angeknüpft.

geladen, habe aber beiden Leuten abschreiben müssen, da ich mich nicht einer neuen Erkältung aussetzen möchte. Beta und Collins sind eigentlich zwei interessante Gegensätze: Dürftigkeit, Schlafrock, Hemdzipfel, Sauerkraut, burschenschafterliche Reste, wirkliche und eingebildete Ehrlichkeit — das ist Beta; Wohlhabenheit, Eleganz, Form, Portwein, kosmopolitische Gedanken und doch englische Gefühle, etwas Humbug, aber auch kein Pochen auf unbeugsame Gradheit und Erhabenheit — das ist Collins. Die Deutschen sind wirklich besser, aber sie fangen es dumm an und machen sich dadurch lächerlich. Ein Engländer sagt: „Für 300 £ tu ich das" und tut's hinterher. Der Deutsche sagt: „Meine Überzeugung? Nicht für die Welt." Hinterher läßt er mit sich handeln und tut's für zehn Reichstaler. Der Engländer erklärt rund heraus: „Ich bin ein Geldmensch;" wir aber sprechen mit Verachtung vom Gelde und reißen uns nachher um eine Summe, die ein passabler Engländer als Trinkgeld gibt. Wir haben alle den Bettelstolz, solange wir gar nichts haben; sowie wir aber mit dem verführerischen Golde in Berührung kommen, so verlieren wir die Contenance, werden ungeschickt und uns selber untreu. Die Schuld liegt nicht in uns (denn in den Deutschen steckt ein aufrichtiger idealer Zug), sondern in unsrer Armut. Mit Geld verkehren ist eine Kunst wie mit Frauen verkehren; wer es mal nicht hat, der lernt es schwer.

Was ich über Lepel höre, freut mich bis auf einen gewissen Grad. Ich glaube gern, daß er nicht in allen Stücken recht hat und jetzt in seiner Bitterkeit zu weit geht. Aber man hat ihn dahin gebracht. Au fond ist er ein Mensch wie ein Kind, und lange ist er faktisch am Gängelbande gewesen. Es freut mich immer zu beobachten, sei es am einzelnen oder an einem ganzen Volk, daß sich die Menschennatur nicht malträtieren läßt, und daß zuletzt in dem lammfrommsten Gemüte Kräfte wach werden, gute und schlechte, die des Äußersten fähig sind. Wen das

Schicksal so stellt, der ist unglücklich, und ich wünschte meinem alten Lepel wohl, er hätte ein andres Los gezogen; aber ich seh' ihn lieber so, wie ich ihn sehe, als daß ich der Alfanzerei den Triumph gönne, einen vernünftigen Menschen mit ihrem frommen Quark (der nie und nimmer wahre Frömmigkeit ist) vermuckert zu haben.

Ich freu' mich sehr, Dich wieder zu sehn[1]). Sorge nur für klare Augen; das Rattenschwänzchen kannst Du ja unter einer Morgenhaube verstecken. Küsse Lieschen und die Kinder und sei geküßt von Deinem Theodor

An Wilhelm und Henriette v. Merckel.

65) London, d. 23. August 1857.
52 St. Augustine Road, Camden Town.

Lieber Immermann. Sehr verehrte Frau.

Zu was Beßrem könnte man wohl einen englischen Sonntag verwenden als zur Unterhaltung mit fernen, lieben Freunden? Kanzelberedsamkeit oder gar wohl jenes Schmoren in der Sonne, das man Landpartie oder Sonntagsvergnügen nennt, haben mich schon in der Heimat selten aus meinen vier Pfählen gelockt. Wie könnt' es hier anders sein, wo der anglikanische Geistliche sein Exerzitium abliest und die feiste Gottseligkeit des reichgewordenen Speckhökers einen mit Hochachtung vor all den ehrlichen Leuten erfüllt, die Sonntags Vormittag lieber eine Havannazigarre als die Heiligkeit einer englisch-frommen Versammlung riechen? Was die Sonne und das Gebackenwerden angeht, so ist kein Unterschied zwischen Greenwich und Pichelsberg. Nur hat man's billiger bei uns. Fahrt nach Greenwich, mit Frau und George inklusive Mittagbrot, 1 £ St.; Fahrt nach Pichelsberg inklusive Aal und

[1]) Fontane trat Ende März 1857 wiederum eine Urlaubsreise nach Berlin an, um die endgültige Übersiedlung seiner Familie einzuleiten, und kehrte erst Ende April nach London zurück.

Gurkensalat höchstens 1 Taler 17½ Sgr. Das Vergnügen verhält sich zueinander wie die Preise, und doch hab' ich der Verlockung von Pichelsberg jahrelang widerstanden.

Noch einmal, es wird einem leicht, einen englischen Sonntag am Schreibtisch zuzubringen, doppelt leicht, wenn man nach jahrelangem Entbehren aller Häuslichkeit und ihrer selbst nicht von mir bestrittenen Reize mal wieder sein Eigen um sich hat, noch dazu ein Eigen, so hübsch und so komfortabel, wie 52 St. Augustine Road und alles, was es umschließt.

Unser Haus besteht aus drei Etagen, einem Souterrain, einem Hochparterre und einem Eine-Treppehoch. Zwei Fenster Front wie fast alle englischen Häuser. Die Vorderfront des Hauses ist gefällig: flaches Dach, der Abputz von graubrauner Farbe, die Fenster breit mit venezianischen Blenden. Eine zwölf Stufen zählende Sandsteintreppe, zu einem pfeilergetragenen Vorbau führend, aus dem man dann in den Flur (Hochparterre) des Hauses tritt. Vor dem Hause ein kleiner Blumengarten von der Größe einer zweifenstrigen Stube, hinter dem Hause ein Rasenplatz zum Spielen für die Kinder und zum Wäschetrocknen. Das Ganze den einfachern und kleineren jener Sommerwohnungen nicht unähnlich, denen man in der Tiergartenstraße oder auf dem Wege nach Schöneberg zu begegnen pflegt. Der Unterschied zugunsten unsrer Berliner Villen bleibt immer der, daß sie meist einen individuellen Charakter tragen, während englische Vorstadtstraßen aussehn wie eine ausgepackte Schachtel Nürnberger Spielzeug, bevor es bunt angepinselt ist. Alles ganz gleichmäßig; die Häuser nur durch ihre Nummer unterschieden. Bei uns kann ein Mensch auf seine Wohnung stolz sein, ohngefähr so, wie man vor zweihundert Jahren auf Tracht und Kleidung stolz sein konnte. Alles war charakteristisch, der Ausdruck des Individuums. Welcher vernünftige Mensch ist heutzutage noch auf die schwarzen Beinkleider stolz, die er trägt? A. und B.

und E. tragen ganz dieselben. So ist es hier mit den Häusern; wie man Acht- und Zehn- und Sechs-Taler-Hosen hat, so hat man Achtzig- und Sechzig- und Vierzig-£ St.-Häuser. Nicht die einzelnen unterscheiden sich, sondern nur die Gruppen. Wir haben ein mittelgutes (sechzig £ St. mit Abgabe), wie es sich für uns geziemt. Seiner innern Einrichtung nach nähert es sich schon den guten. Das Souterrain besteht aus Küche und Speisezimmer, gewöhnlich breakfast-parlor geheißen. Da nehmen wir unsern Tee und unser Mittagbrot. Es ist bis jetzt noch sehr einfach in seiner Einrichtung, wird sich aber verbessern, sobald sich unsre Kasse einigermaßen erholt hat. Die Küche ist groß und hübsch. Daneben ein kleines Waschhaus; kaltes und warmes Wasser immer zur Hand. Zwei Speisekammern und ein Kohlenkeller beschließen das unterirdische Reich. Das Souterrain hat übrigens besondere Ein- und Ausgänge, so daß Bäcker, Fleischer und alle die andern shopkeeper, die einem hier alles ins Haus bringen, nie die Staatstreppe, die nur für gentlemen ist, betreten dürfen. Das Hochparterre ist der eigentliche Stolz des Hauses. Teppiche überall, eine Flurlampe, die Flurwände wie Stuck, im Hintergrunde eine Gartentür von teils mattem, teils blau und rotem Glase. Dies alles präsentiert sich zuerst, nebst einer teppichbelegten Treppe, die in den ersten Stock führt. Zur Linken des Flures sind die beiden drawing-rooms von großer Eleganz. Die Wände, die breiten wie die schmalen, nach Art eines Bilder- oder Spiegelrahmens hergerichtet. Jedes Feld gleicht einem Trumeau, unten ein Holzpaneel als Träger des Ganzen. Darauf erhebt sich in ganzer Zimmerhöhe ein mehr als handbreiter ponceauroter Rahmen. Dieser Rahmen wieder umschließt die weiß und grüne eigentliche Tapete, die da, wo sie sich dem roten Rahmen nähert, wiederum nach allen Seiten hin mit ausgeschnittenen Blumen reich besetzt ist. Die eigentliche Tapete hat also jedesmal einen doppelten Rahmen, erst den Blumen-

rahmen, dann mehr nach außen hin den ponceaufarbenen. Ich beschreibe dies so ausführlich, weil ich es ganz reizend und nachahmenswert finde. Die englischen drawing-rooms sind zwei Zimmer, die aber in ihrer Zusammengehörigkeit zugleich den Charakter eines Saales haben. Eine torwegartige Tür verbindet beide, und wenn sie offen steht, gleicht das Ganze einem Zimmer. Das Vorderfenster führt auf die Straße, das Hinterfenster auf den Rasenplatz, der sich Garten nennt. Den back-drawing-room hab' ich dadurch entweiht, daß ich ihn seiner repräsentativen Hoheit entkleidet, einen großen, langen Tisch hineingestellt und zu meinem Arbeitszimmer gemacht habe. Es arbeitet sich trefflich darin. Ich hätte nie gedacht, daß ich angesichts solcher Tapete und mit meinen Stiefeln auf einem Teppich, der 20 £ St. kostete, so ungehindert Korrespondenzen schreiben könnte. Ich würde selbst Verse machen können, wenn mir anderweitig meine Mittel solche Extravaganzen noch gestatteten. Die vorerwähnte Treppe führt uns in den ersten Stock, der aus vier Schlafzimmern besteht, zwei großen und zwei kleinen. Das für meine Frau und mich bestimmte ist recht hübsch und macht mit seinem englischen Staatsbett einen guten Eindruck. Das andre große Zimmer bewohnen Rosalie und die Kinder. Betsy, das englische Mädchen, schläft in einem der kleinen Räume. Der vierte und letzte ist eine angehende Fremdenstube, hier spare-room geheißen. Durch ein an der Flurdecke befindliches Loch steigt man mit Hilfe einer Leiter aufs Dach, von dem man eine reizende Aussicht hat. Da haben Sie unsre Wohnung von Kopf bis zu Fuß.

Nachdem ich nun mit meiner Beschreibung fertig bin, fühl' ich, daß einzelnes darin mißverstanden werden und den Anschein gewinnen könnte, als sei ich bei der Einrichtung über ein verständiges Maß hinausgegangen oder, wenn das nicht, als sei ich ein weniges gekitzelt beim Anblick einer blumen-

besetzten Tapete oder einer Glastür mit blau und roten Scheiben. Der Luxus und die Anforderung an eine gewisse elegante Außenseite ist hier ungleich größer als bei uns. Wer anständig wohnen will, muß mindestens so wohnen und eingerichtet sein, wie wir es sind. Verglichen mit Deutschland ist es schön und prächtig, verglichen mit dem hier gang und gäben ist es nur eben anständig. Viele würden selbst das noch bestreiten. Wir haben kein Fortepiano, nur einen einzigen Wandspiegel, keine Damastgardinen, kein Sofa (nur vier Lehnstühle), keinen Kronleuchter, kein Gas, keine Ausschmückungsgegenstände, keine Blumen, keine Schränke und Mahagoniboards, keinen Groom, der in seiner mit Silberknöpfen besetzten Jacke die Tür öffnet, wenn geklingelt wird, und die Visitenkarten in Empfang nimmt. Sie werden herzlich lachen, wenn Sie das lesen: „Fontanes und ein Groom!" Sie haben ganz recht; es ist zum Lachen. Aber hier würde man's umgekehrt ganz in der Ordnung finden, daß ich solchen aufgeputzten Tagedieb im Hause hätte, dessen ganze Funktion darin besteht, Auskunft darüber zu erteilen, ob Mrs. Fontane zu Hause ist oder nicht. Man kann hier natürlich unter höchsten Einschränkungen leben so gut wie bei uns. Von dem Augenblick an aber, wo man respectable people bei sich sehen und vor der Welt einen Gentleman repräsentieren will, ist es mit der Einschränkung und dem Sicheinpferchen in ein enges Stübchen vorbei. Die Art und Weise, wie wir hier leben, ist eine durchaus gebotene und nach englischen Vorstellungen von jeglicher Überhebung weit, weit ab. Es bliebe noch übrig, sich selbst die Frage vorzulegen: Wie wird das alles auf dich wirken? Wird es deinen Sinn auf das Äußerliche und Nebensächliche des Lebens lenken? Wird es dich dir selber untreu machen? Ich antworte darauf mit jener Seelenruhe, wie sie aus der vollsten Überzeugung fließt: nein! Meine Frau und ich, die wir in dieser wie in mancher andern Beziehung von einer gleichen Organi-

sation sind, lachen über das Ganze und werden dermaleinst von diesen Blumentapeten ohne Herzschmerzen Abschied nehmen. Was ich mir in der Welt erobern möchte, das ist eine gesicherte Existenz und die Unabhängigkeit, die daraus fließt. Ob ich mich ihrer auf einem Brüsseler Teppich à 20 £ St. oder auf einer Diele mit Klaffritzen erfreue, ist mir im wesentlichen gleichgültig. Ich bin kein Barbar, und ich ziehe das Feinere und Schönere vor, aber die Feinheit des Geistes und der Empfindung, jene echte Schönheit, die den Menschen und sein Tun adelt, wird mir stets weit über Spiegelscheiben und venezianische Blenden gehn, und ich werde gern wieder in die erste beste Berliner Mansardenwohnung einrücken, wenn mir dadurch die Gelegenheit gegeben wird, unabhängig und ohne Dürftigkeit unter den alten Freunden leben zu können. Daß die Zeit kommen wird, ist meine Freude und meine Zuversicht.

Bis dahin wie heut und immer Ihr Th. Fontane

An Emilie Fontane (Mutter).

66) London, d. 18. September 1857.

Meine liebe, gute Mama.

Diese Zeilen treffen hoffentlich gerade an Deinem Geburtstag bei Dir ein.

Unter den stehenden Gratulationswünschen kehrte (natürlich mit Ausnahme von „Jesundheit und langes Leb'n") keiner regelmäßiger wieder als der, „daß es Dir vergönnt sein möge, Freude an Deinen Kindern zu erleben". Der Wunsch war um so berechtigter und wurde um so aufrichtiger geäußert, als die Chancen auf Erfüllung desselben eigentlich schwach waren. Gott hat es inzwischen gnädig hinausgeführt; in London und in Kriescht[1]) haben die Fontanes satt zu essen, und daß dies die Hauptsache ist — namentlich, wo dieser Zustand der Dinge

[1]) Fontanes jüngerer Bruder Max hatte kurz vorher die Apotheke zu Kriescht (Reg.-Bez. Frankfurt a. O.) gekauft.

durchaus nicht vorausgesetzt wurde — darüber sind die Gelehrten in der Mehrzahl und die Mütter ohne Ausnahme vollkommen einig. So lautet denn heute der Wunsch, „daß es für Dich und uns nicht schlimmer werden möge". Vielleicht arrangiert sich alles noch so glücklich, daß selbst die „Kaffees mit Apfelsinensalat" aufhören, eine Sorge für Dich zu sein. Im übrigen erhalte Gott Dich Dir und uns.

Über unser Leben hat Emilie bereits geschrieben. Es ist (doch bitt' ich, das für Dich zu behalten) durchaus beneidenswert. Die Vorzüge und Reize sind groß, die Sorgen und Unannehmlichkeiten gering. Natürlich werden auch schlimme Tage kommen: die Kinder oder wir selber werden krank werden, ich werde mal Ärger auf der Gesandtschaft haben, man wird mir von Berlin aus mal ein Mißfallen äußern, es wird ein Eßlöffel verlorengehn und ein Dienstmädchen wird mal weggejagt werden — aber ohne solche Zwischenfälle existiert überhaupt kein Leben. Wenn man über eine Lebensstellung, in der man sich befindet, ein Urteil abgeben soll, so hat man eben nur diese selbst und, was unmittelbar damit zusammenhängt, zu beurteilen; und man hat sich die Frage vorzulegen, ob einem der zuerkannte Beruf eine Freude ist oder eine Last, ob er erhebt oder niederdrückt, ob er den Mann ernährt oder ihn hungern läßt, ob er seine Zeit und Kräfte verzehrt oder ihm Muße läßt. Alle diese Fragen hab' ich Ursache, im günstigen Sinne zu beantworten. Selbst die Trennung von der Heimat drückt mich weniger, als man bei meiner Liebe zur Heimat wohl schließen dürfte. Ich bin fest davon durchdrungen, daß die Schul- und Lehrzeit, die ich, noch dazu in an und für sich komfortabler Weise, hier durchzumachen habe, durchaus nötig für mein späteres Leben in der Heimat ist. Dieses klare Einsehn macht es mir leicht, die Schattenseiten, die nicht wegzuleugnende Gemütlichkeitsdürre zu tragen. Ich befinde mich in der Lage eines Menschen, der um sechs Uhr nachmittags Appetit hat, aber

diesen Appetit mit Freuden bis zu hellem Hunger steigen sieht, weil er annehmen darf, daß er um sieben Uhr eine gute Brühsuppe mit mehreren andern Gottesgaben auf seinem Tische vorfinden wird. Emilie schreibt Dir von meiner „nervösen Kränklichkeit", was ein milder Ausdruck für das ist, was man kribblig nennt. Das bin ich nun allerdings; ich kann aber nicht zugeben, daß das in Kränklichkeit seinen Grund habe, eher in Gesundheit, nämlich in jener Gesundheit des Geistes, die immer weiß, was sie will, klare verständige Auffassung liebt und sich in fünf Minuten nicht dreimal widerspricht.

Mit herzlicher Freude geb' ich Emiliens Benehmen das beste Zeugnis; direkt quält sie mich so gut wie gar nicht, und unsre Ehe hat sich nach der Seite hin sehr glücklich gestaltet. Du weißt aber, daß ich sie für witzig, espritvoll, klug und umsichtig gekauft habe. Witzig ist sie wirklich, aber sie ist zu gleicher Zeit in allem, was sie sagt, so hin- und herhuschig, so planlos, so unselbständig, so abhängig vom Moment und von jedem neuen Einfall, der ihr durch den Kopf geht, daß eine Unklarheit entsteht, die mich mitunter aufs höchste ärgert. Ich mag darin oft hart und ungerecht sein, aber der Grund ist au fond schmeichelhaft für Emilie und liegt darin, daß ich von ihren Fakultäten eine zu gute Meinung habe. Die Kinder sind wirklich sehr nett; der Kleine scheint mir, wie Onkel August zu sagen pflegt: „etwas mit dem Dummbeutel gekloppt". George ist Liebling; leider ziert er sich und hat eine völlig diplomatische, um nicht zu sagen intrigante Natur. Ich bin neugierig, was daraus wird. Erziehen läßt sich da nichts; erziehn und doktern heißt in der Regel — verderben. Man steht vor all diesen Dingen wir vor Rätseln und weiß eigentlich gar nichts. — Vom Alten erwart' ich seit Wochen einen Brief; er schreibt aber nicht. — Grüße alle lieben Verwandten nah und fern. Dir und den Geschwistern und Neffen und Nichten die herzlichsten Küsse von Deinem Theodor

67) London, d. 20. September 1857.
52 St. Augustine Road, Camden Town.

Hochverehrte Frau.

Der Gesandte ist seit vier Wochen in Brighton, und Berlin geht auf in Manövern und evangelischer Allianz. So kommt es, daß der Kurierwechsel ins Stocken geraten und nach langer Pause erst gestern wieder ein Feldjäger hier eingetroffen ist. Er brachte die zwei Kisten. Meine Frau wird darüber schreiben; meinerseits aber auch einen herzlichen Dank.

Die „Venezianischen Blenden" haben ganz in der gewünschten Weise gewirkt. Sie sollten durch ihren Namen frappieren, und das haben sie redlich getan. Immermann hat den Nagel auf den Kopf getroffen. Es sind Jalousien, doch glaub' ich wirklich von einer besondern Konstruktion, wie man ihnen vorzugsweise in Venedig begegnet. Sie heißen hier allgemein „venetian blinds". Überhaupt glaub' ich, daß ich durch meine Schilderung die Vorstellung von einem Feenschloß hervorgerufen habe, das doch nicht ganz vorhanden ist. Nur die beiden drawing-rooms sind groß, geschmackvoll und selbst elegant. Flur und Schlafzimmer hübsch. Alles übrige praktisch, wohnlich, ausreichend, aber doch eigentlich puppenstubenhaft. Die Speisekammer hat die Ausdehnung eines Wandschranks (kaum). Der Waschkessel hält die richtige Mitte zwischen einem wirklichen Kessel und einem Fingerhut. Der Garten ist gerade groß genug, um zwei Windeln und ein Taschentuch drin zu trocknen, und das Fremdenzimmer (was aber niemanden abschrecken soll) hat die Dimensionen einer größeren Mausefalle. Auf dem Dach ist es gewiß sehr hübsch, und die Aussicht muß reizend sein, da wir fast auf der Höhe eines Hügels wohnen; aber die Wahrheit zu gestehn, ist noch niemand von uns durch die Luke gekrochen, und ich werde erst heute nachmittag das Wagstück unternehmen, nach Zusammenraffung meines

Mutes, um Ihnen in einem P. S. sagen zu können, wie es denn eigentlich ist. Eines hab' ich übrigens in meiner neulichen Schilderung vergessen und beinah das Beste. Wie die Jäger ihr Zimmer mit Hirschgeweihen und die Indianer ihr Wigwam mit Skalpen ausschmücken, so hängen in unserm Schlafzimmer just über dem Kamin die Orden und Abzeichen des Elloristen. Da ist zunächst der große quiekende Elefant, dann die drei zinnernen, die wie zärtliche Elefantenkälber das stimmbelebte und beleibte Muttertier umdrängen. Ein andrer Orden am scharlachnen Moiréband, den ich vor siebzehn Jahren in Lepels Kasernenstube für geleistete Lyrik empfing, hat sich unter die Abzeichen der Ellora mit eingedrängt. Am Halse des großen Elefanten hängt, wie eine Glocke am Nacken einer Schweizerkuh, die zinnerne Tunnelmedaille, und unmittelbar darunter steht mit gespannten Segeln das Argoboot. Hiermit schließt der poetische Teil der Kaminverzierung ab, und der praktische beginnt. Rechts und links von der Argo stehen zwei Schachteln, die eine mit Insektenpulver, die andre mit Rhabarberpillen.

Sie sprechen Ihre Verwunderung aus, daß die Kreuzzeitung immer nur Schnipselchen von mir bringt. Das hat seinen guten Grund — ich schreibe nur noch Schnipselchen. Die Zeitung hat in der Tat keinen Platz für das Ausland. Sie gibt in der Regel nur eine halbe Spalte, oft nur eine viertel und noch weniger für England her. Ich billige das im Prinzip. Es ist dummes Zeug und geradezu unwürdig, sich um jeden endlosen englischen Vergiftungsprozeß oder um die Parlamentsrede von Mr. Klutterbuck zu bekümmern. Sosehr ich indes das Verfahren der Kreuzzeitung billige, so muß ich doch andrerseits zugestehn, daß einem Korrespondenten seine Arbeit dadurch aufs höchste erschwert wird. Jede eingehende Besprechung ist unmöglich: es fehlt der Zeitung an Raum dafür. Diese Erwägung, auch der Umstand, daß ich gelegentlich völlig verschieden von der Kreuzzeitung über die Dinge

denke, hat es dahin gebracht, daß ich mich meist begnüge, einen pikanten Einfall, ein Witzwort, einen frappanten Vergleich zu Papier zu bringen und nicht an die Behandlung respektive Erschöpfung ernster Dinge gehe, die der Redaktion nur Verlegenheiten bereiten. Ein paarmal hab' ich auf dem Punkt gestanden, das Verhältnis zu lösen. Ich werde jetzt aber aushalten und abwarten, ob umgekehrt die Zeitung mich entläßt. Man ist sehr freundlich gegen mich, und ich habe solche Entlassung vorläufig wohl nicht zu fürchten. Der Grund, warum ich auszuhalten entschlossen bin, ist ein doppelter, vielleicht ein dreifacher. Zunächst brauch' ich das Geld. Zweitens kommt es doch vor, (namentlich wenn ich dies oder das erlebt habe), daß mir diese leichte Behandlungsart am passendsten und angenehmsten erscheint. Drittens weiß ich aus Erfahrung, daß das ernste Sichherumquälen mit den mannigfachsten Fragen zwar erfreut und erhebt, aber auch (wenn die Lösung nicht kommen will) aufs höchste verstimmt, daß man sich verbraucht und wenig Dank davon hat, und, was das schlimmste ist, an Klarheit und Überblick mehr verliert, als man an Kenntnis und Details gewinnt. So werd' ich denn wohl fortfahren, wie die Sache jetzt im Gange ist.

George geht seit acht Tagen in die Schule, und zwar — zu Johannes Ronge[1]). Es kommt wunderbar im Leben. Erst wollt' ich aus guten Gründen von der Sache nichts wissen. Die Sache machte sich aber zuletzt so natürlich, daß es Torheit und Eigensinn gewesen wäre, wenn ich bei meinem ursprünglichen Nein beharrt hätte. George weinte, sooft er von einer englischen Schule hörte, was ich begreiflich fand. Ich ging mit ihm eines Tages spazieren, und zwar durch Clerkenwell, den allertollsten Teil von London. Es war vier Uhr und die Schule

[1]) Freigeistiger Theolog und Begründer des Deutsch-Katholizismus (1816—1887). 1849 war er, steckbrieflich verfolgt, nach London geflüchtet.

gerade aus. Plötzlich stürzten aus einem baufälligen Hause mit zerschlagnen Scheiben dreißig bis vierzig zerlumpte Jungen heraus, warfen sich die zerbrochnen Schiefertafeln an den Kopf, boxten und zausten sich, so daß mein Heldenjunge sprachlos dastand und erst wieder aufatmete, als wir um die nächste Ecke waren. Ich sagte ihm, das sei eine englische Lumpenschule. Er kann das Bild nicht wieder loswerden und glaubt, daß es in jeder englischen Schule ähnlich hergehn müsse. Mich brachte die ganze Sache in wirkliche Verlegenheit. Ronge bot ein Auskunftsmittel. Die Kinder des Dr. Beta[1]), mit denen George ein Herz und eine Seele ist, gehen zu Ronge in die Schule, und die Freundschaft der Kinder untereinander führte es bald dahin, daß George für den Gedanken zu schwärmen begann, auch einer von der Partie zu sein. Ich gab nach, weil ich nichts Beßres wußte. Die Unterrichtsmethode ist die Fröbelsche. Ein sogenannter „Kindergarten" spielt die Hauptrolle, in dem, glaub' ich, viel Rad geschlagen und wenig gelernt wird. Kopfstehn ist die einzige Kopfarbeit. Ich bin nicht traurig darüber. George lernt bei uns vollauf genug, und der „Kindergarten" wird das Gute haben, daß der Junge seine Scheuheit verliert.

Indien, wie Sie bemerken, ist wirklich ein interessantes Kapitel; aber ich kann mich durchaus nicht bis zur Entrüstung erheben und bin sehr froh, daß unsre Regimenter nur Staub zu schlucken, anstatt Hindublut zu trinken haben. Ich lese die Schilderungen, wie man eine stoffreiche Erzählung zu lesen pflegt. Es interessiert halbwege, aber es ist Neuigkeitsfutter, nicht Herzensnahrung. Ich bleibe kühl und nüchtern dabei. In Mecklenburg kam es vor zwanzig Jahren vor, daß sich ein ganzes Dorf gegen den Amtmann verschwor, der ihnen ein Vierteljahrhundert hindurch jede erdenkliche Unbill angetan hatte. Er hieß Haberland und gehörte einer Familie von lauter

[1]) Vgl. S. 174.

kleinen Tyrannen an. Die Bauern zerstörten ihm endlich das Haus, tranken seinen Wein aus, entkleideten ihn und ließen ihn, während sie zechten, immer zehn Minuten lang auf Glas tanzen, gönnten ihm hinterher eine Stunde Ruhe und ließen ihn dann den Tanz aufs neue beginnen. Diese Geschichte hat nie großen Eindruck auf mich gemacht. Warum nicht? Weil sich Schuld und Strafe in ihr neutralisieren und Mitleid und Rechtsgefühl sich so völlig die Wage halten, daß das Gemüt in Ruhe und Balance bleibt. Ganz so ist es mit den Vorgängen in Indien. Man hat ein Volk, das in ähnlicher Weise wie die Italiener Anspruch auf unsre Sympathien, auf Bewunderung ihrer hohen Geistesgaben hat, oft mit Brutalität, immer aber mit stupider Selbstüberschätzung niedergetreten, und ich freue mich stets, wenn in Fällen solcher oder ähnlicher Unbill der Rückschlag kommt, und wenn die getretene Schlange siegreich nach jener Stelle zischt, wo die überlegene, aber rohe Kraft verwundbar geblieben ist. Dies ist auch der Grund, warum ich für die große Epoche des Papsttums schwärme. Wenn ich mal in Banden geschlagen werden soll, so geb' ich der Macht, die eine Kirche über mich hat, vor den Fäusten eines Landsknechts oder irgendwelcher Polizeikreatur den Vorzug. Mein Herz jubelt stets, wenn ein getretenes Volk, Christ oder Heide, seine Bedrücker niederwirft. Ich verkenne auf der andern Seite nicht, daß Männer und Völker ihre großartig mörderischen Missionen haben. Ich sympathisiere mit dem Widerstand der alten Sachsen, aber ich habe gleicherzeit Respekt vor jenem Kaiser Karol, der mit Blut und Feuer taufte. Das war eine Mission. Diese englische Kattunmission aber mit etwas spackem[1]) Christentum und Unzucht und Opiumkisten mag auch ein Werkzeug in der Hand des Höchsten sein, aber ich kann mich ebensowenig dafür begeistern wie für die Taten des Schweinetreibers und

[1]) Niederdeutsch = lahm, müde.

Quartanerhelden Pizarro. Wenn man älter wird, denkt man gering von diesen Schlagetots.

Und nun wie immer der Ihre Th. Fontane

An Wilhelm v. Merckel.

68) London, d. 23. Oktober 1857.

Lieber Immermann.

Als ich vor ohngefähr drei Wochen Ihren lieben Brief erhielt, dacht' ich nicht, daß eine so lange Zeit bis zur Beantwortung vergehen würde. Meine „Briefe aus Manchester“[1]) indes haben mehr Zeit und Arbeit in Anspruch genommen, als ich anfänglich erwartete, und dadurch die laufenden Geschäfte so aufgestaut, daß die Abwicklung der letztern noch eine neue Woche voll Abhaltung zu jenen Arbeitswochen hinzufügte.

Einen Beitrag für die „Argo“ 1859 glaub' ich schon zu haben. Auch kommt wohl im Laufe von sechs oder sieben Monaten dies oder das hinzu. Die Götter begnaden einen wohl mal, auch mitten im Londoner Nebel, mit einem passabeln Einfall und einer mußevollen Stunde. Das bereits fertige Gedicht heißt „Prinz Louis Ferdinand“. Ob es was taugt, müssen andre beurteilen[2]). Auch die Ballade „Lord Athol“[3]) würde dem neuen Jahrgang zu keiner Schande gereichen. Ich fand dies Gedicht neulich in meiner Briefmappe und las es nach dritthalb Jahren wieder zum ersten Male durch. Ich muß sagen, ich find' es nicht schlecht. Die Strophen, die dem eigentlichen Schluß vorausgehn, sind matt, und die Ballade fällt an dieser Stelle ab; sonst aber ist sie weder im Gedanken noch in der Darstellung zu verachten. Natürlich will ich sie durch diese Verteidigungsrede niemand empfohlen und am aller-

[1]) „Aus England“ 1860, S. 101 f.

[2]) Das Gedicht erschien zuerst in der „Argo“ von 1860.

[3]) Sie war, nach dem Tagebuch, am 27.—28. April 1855 gedichtet. Vgl. über sie Bd. 2, S. 187.

wenigsten sie in die „Argo" eingeschmuggelt haben. — Übrigens muß ich doch noch eins erzählen. Neulich kam mir hier ein Jahrgang (ich glaube der letzte) des Düsseldorfer Albums in die Hände. Im Durchblättern ärgerte ich mich. Unter den Bildern waren viele, die denen der „Argo" durchaus ebenbürtig sind. Ich fühlte, daß diese albumhafte Argo doch nichts ist als eine Nachtreterei. Der erste, bilderlose Jahrgang stand auf eignen Füßen. Indessen es war und ist nicht zu ändern, und so sollte man keine Worte mehr darüber verlieren.

An Menzel habe ich vor ohngefähr vier Wochen ein englisches Pennyblatt geschickt, in dem sich sein „Keith" befindet. Hat er's bekommen? Übrigens glaub' ich beinah, daß seine bei Duncker erschienenen zwölf Holzschnittporträts hier mehrfach bestohlen worden sind. Es früge sich, ob er nicht eine Entschädigungsklage daran knüpfen könnte. Die Prozeßkosten würden vielleicht 500 £ St. betragen. Hat er Lust?

Lepels Verstummen ist mir ängstlich. Ich hoffe, daß er jetzt bereits wieder unter Menschen ist und seinen Grübeleien, die immer ein Unglück im Gefolge und immer den Perpetuum mobile-Charakter haben, nicht länger nachhängen kann. Ich vermute, daß er sein Stück zurückgezogen[1]) und eine abermalige Überarbeitung versucht hat. Ist das der Fall, so ist es zum Weinen. Durch solch ängstlich-emsiges Sitzen über der Arbeit, wenn man nicht ein Pappkünstler oder einer jener Unglücklichen ist, die ihr halbes Leben dran setzen, um das Modell des Straßburger Münsters in einen Kirschkern einzusperren, wird nie etwas erreicht und nie etwas gebessert. An glänzenden Einzelheiten fehlt es ja den Lepelschen Arbeiten nie, und es ist absolut gleichgültig, ob er im Aufbau und in der Fügung des Ganzen einzelne Mängel beseitigt und Beßres

[1]) „König Herodes." Vgl. Bd. 2, S. 333 f. Das Drama wurde im Königlichen Schauspielhause dreimal, vom 18. bis 21. Januar 1858, aufgeführt.

an die Stelle setzt. Die Hauptsache ist doch immer der Grundplan, und an diesem kann er wohl herumflicken, aber er kann ihn nicht ändern. Solche Änderung ist in der Regel überhaupt unmöglich. Nur wenn uns Jahre von unsrer eignen Arbeit trennen, nehmen wir ihr gegenüber einen Standpunkt ein, der uns einen freien Überblick über das Ganze gestattet und uns wenigstens die Möglichkeit gewährt, sofort zu erkennen: da steckt der Fehler. Wer aber so nahe steht, daß er die Steine an der Wand oder die Sandkörner im Mörtel zählen kann, der hat diesen freien Überblick nie. Deshalb steht der Aufwand von Kraft und Zeit, den Lepel an seine dramatischen Arbeiten setzt, niemals im richtigen Verhältnis zu dem Geleisteten. Das „die Sache schwer Nehmen" ist zwar immer respektabel, aber auch weiter nichts. Lepel müßte ganz und gar aus dem Geleise herausgerissen werden, in dem er jetzt keucht und karrt. Kampf, Krieg, Urwald, Himalaja oder irgendein heimisches Menschenbeglückungsprojekt müßte seinen Gedanken auf lange Zeit eine andere Richtung geben und seinem Geiste wieder Spannkraft und Frische. Dann könnt' er zu Herodes oder Kambyses oder Nebukadnezar zurückkehren und probieren, was sich machen läßt. Wir fanden heut' in einer unsrer Zeitungen ein Verzeichnis der Stücke, die im Winterhalbjahr auf der Königlichen Bühne als Novitäten aufgeführt werden sollen — Lepels „Herodes" war nicht darunter. Es ist sehr schwer zu sagen, ob man ihm dazu zu gratulieren oder ihn zu beklagen hat. Wenn man annehmen dürfte, es würde gefallen, so läge die Sache sehr einfach. Aber beinah jedermann, Lepel selbst in seiner liebenswürdigen Bescheidenheit, erwartet höchstens die üblichen drei Vorstellungen. Ist das nun ein Glück? Wenn man ein bißchen weiter blickt, gewiß nicht. Solche Viertelerfolge ruinieren das Renommee bei Schauspielern und Publikum. Andrerseits will man nach so vieler Mühe und Arbeit wenigstens ein Resultat sehen. Man will sich von Fräulein Fuhr oder Herrn

Düringer gesprochen hören und am nächsten Tage eine Kleinsche oder Kossaksche Kritik in den Blättern lesen. Man will auch namentlich der ganzen pommerschen Lepelei auf Ehrenwort versichern können, daß Prinz Albrecht (Sohn) bis zum dritten, Graf Dohna oder Gröben bis zum vierten Akt ausgehalten haben, und daß der König gemurmelt hat: „Wäre heute schließlich lieber im ‚Herodes' als in Potsdam und lieber unter Lepels als unter Schönleins[1]) Händen."

Das führt mich denn auf die Tagesfrage. Wie steht es denn eigentlich? Man erfährt hier nichts Sichres und muß immer zwischen den Zeilen lesen. Selbst die körperliche Genesung scheint mir noch keineswegs gesichert, und wenn, wie vermutet, nur diese erfolgen sollte, so wünsch' ich in aller Loyalität und um des Königs und seines historischen Fortlebens willen, daß er sterben möge. Wie aber, wenn es anders beschlossen ist, und wenn uns eine sechs- oder acht- oder selbst zehnjährige Regentschaft, gleichviel in welcher Form, bevorsteht? Es ist nicht unmöglich, daß eine solche dem Lande zum Segen gereichen und eine gedeihliche Fortentwicklung des konstitutionellen Lebens im Gefolge haben könnte, aber es ist auch eben nichts weiter als eine Möglichkeit. Nicht ohne Besorgnis dürfen wir in die Zukunft blicken. Über kurz oder lang kommt doch mal wieder ein großer Krach von Frankreich her, und die Flut wird uns fortreißen wie immer, wenn man bis dahin nicht verstanden hat, die Sicherheitsdämme zu bauen. Ich kann nicht sehn, daß man sich auch nur im leisesten dazu anschickt. Ich kenne nur ein Mittel: strenge Gesetze und gerechte Richter, aber Befreiung von der Polizeijustiz, die wenig besser als Druck und Willkür ist.

Wie immer Ihr Th. Fontane

[1]) J. L. Schönlein (1793—1864), Professor der Medizin an der Berliner Universität und Leibarzt Friedrich Wilhelms IV.

69) An Wilhelm v. Merckel.

London, d. 1. Dezember 1857.
52 St. Augustine Road,
Camden Town.

Lieber Immermann.

Sehr schönen Dank für Ihren langen, lieben Brief. Seine politische, letzte Seite hab' ich gestern als einen Trumpf ausgespielt. Ich hatte mich nicht verrechnet, und die Unterredung wurde dermaßen animiert, daß anderthalb Stunden wie im Umsehn vorüber waren. Ihre Bemerkungen über die Krankheit selbst und die Unwahrscheinlichkeit ihrer Hebung interessierten zunächst lebhaft. Mit Ihrer Ansicht über das Mißliche einer verlängerten Stellvertretung oder gar einer Regentschaft war der Graf [1]) in allen Stücken einverstanden. Er nannte (im Vertrauen gesagt) die ganze Geschichte „mal wieder einen aus Ängstlichkeit und Mangel an Vertrauen begangenen faux pas", und er mag recht haben. Das lebhafteste Interesse erregten Ihre Andeutungen über eine Wilhelmsche und eine Carlsche Partei [2]). Mir persönlich waren die Dinge nicht absolut neu. Ich kenne sogar einige Leute, die stark auf diese Karte gesetzt haben. Der Graf aber schien wenig oder nichts davon zu wissen, und er horchte hoch auf, als ich ihm die Entstehungsgründe und bis zu einem gewissen Grade die Chancen der Carlschen Partei (wobei ich lächerlicherweise immer an den Kommerzienrat Carl und seine „Fraktion" denken muß) auseinandersetzte. Ich kann nicht leugnen, daß ich jetzt, wie aus vielen andern Gründen, auch um der politischen Vorgänge willen gern in Berlin sein möchte. Darunter versteh' ich natürlich nicht: bei Clausing oder Stehely sitzen und den ersten besten Weißbier-

[1]) Der preußische Gesandte Graf Bernstorff.

[2]) Prinz Carl, der zweite Bruder des Prinzregenten, Vater des Prinzen Friedrich Carl. — Der Geheime Kommerzienrat H. C. Carl, Inhaber einer Tuchfabrik, war eine stadtbekannte Berliner Persönlichkeit, über den mancherlei Anekdoten im Umlauf waren.

oder Kaffeephiliſter große Politik machen hören. Nein, an einer der Quellen[1]) möcht' ich ſitzen, und dieſer Wunſch umſchließt inſofern nichts Beſondres und Unerreichbares, als der augenblickliche politiſche Strom, der bei uns fließt, aus vielen Quellen geſpeiſt wird, die untereinander Kenntnis von ſich haben und das „Knabe an der Quelle Spielen" durch ihre Zahl erleichtern, ohne doch den Stoff zu zerſplittern. Oder um ein andres, vielleicht beßres Bild zu nehmen: wir haben jetzt viele Heerlager ſtatt des einen Hoflagers. Dadurch iſt die Zugänglichkeit zu dem großen Geheimnisſchatz gewachſen, ohne daß der Schatz ſelber vermindert worden wäre. Denn eiferſüchtig bewachen ſich die Lager untereinander, und jedes kennt aufs genauſte die Pläne des andern, ſo daß vor einem Zelte ſitzen ſo viel heißt, wie die Geheimniſſe aller Zelte kennen. Daß mich bei Wünſchen, wie ich ſie eben geäußert habe, nicht bloße Neugier leitet, brauch' ich Ihnen nicht lange zu verſichern. Es ſind dies vielmehr Dinge, zu denen mich die Gedoppeltheit meiner Natur mit Kräften, die ſich einander unterſtützen, hindrängt. Poet und Politiker operieren hier Hand in Hand, und wenn ich anfange klar zu ſehn in dem Gewirr der Fäden, weiß ich kaum, was mich mehr erfreut, der dramatiſche Stoff, der da vor mir liegt, oder der Einblick in ein Stück Geſchichte. Einige mögen auch vielleicht glauben, daß ich nur „horchen" will, um nachher das Erhorchte für einen Darlehnkaſſenſchein oder irgendeine Anſtellung als „Oberſter der Eunuchen" an den Mann zu bringen. Dieſen lieben Leuten kann ich dann freilich nicht helfen.

---

[1]) Vielleicht ſchrieb ich all dies nicht, wenn ich nicht in den deutſchen Zeitungen geleſen hätte, daß der arme, blinde Niebuhr jetzt in „Bethanien" ſitzt. Nun wiſſen Sie, wie nah mir Bethanien ſachlich und perſönlich ſteht. Wie beneid' ich meinen Paſtor Schultz um den hiſtoriſchen Stoff, der ihm täglich zufließen muß! Wer wüßte mehr als Niebuhr! Th. F. (Marcus Niebuhr [1817—60], Kabinettsrat Friedrich Wilhelms IV., bekannt als konſervativer Politiker und Gegner des Miniſters Manteuffel.)

Sie halten mich dann — von was Beßrem will ich schweigen — namentlich auch für dümmer, als ich bin, und kennen meinen Charakter ohngefähr so genau wie die Ursachen des Sepoy-Aufstandes[1]).

„Macbeth" scheint sich ja halten zu wollen. Das freut mich um Eggers' und Tauberts[2]) willen aufrichtig, wiewohl ich prinzipiell dabei verharren muß, daß „Macbeth" ins Schauspiel- und nicht ins Opernhaus gehört. Es ist Verfall. Gerade so wie die illustrierten Bücher. Das Sinnenleben kriegt den Geist unter. Man will sehn, hören, schmecken, aber nicht denken. Die Welt will Genuß und Ruhe, nicht Anstrengung. Die Kleinsche Rezension[3]) haben Sie famos charakterisiert, doch ist es vielleicht mehr ein bissiges Zerpflücken und Zerschneiden des Teppichs, als ein Kobold schießen über denselben mit schmutzigen Füßen. Seine Schreibart verletzt wie eine Säge, aber ich möchte sie nicht schmutzig nennen. Das Schlimme ist, daß Klein durchaus nicht an seinem Platze steht. In den weiland Halleschen Jahrbüchern wär' er wie zu Hause gewesen, aber er paßt nicht in das Feuilleton der „Zeit". Die „Zeit" hat sich sehr verbessert, und Metzels Anstrengungen sind durchaus nicht erfolglos geblieben, aber man muß nichtsdestoweniger einräumen, daß sich eine anständig-nüchterne Mittelmäßigkeit, etwas Subalternbeamtenhaftes durch die ganze Zeitung zieht.

---

[1]) Der im Mai 1857 ausgebrochene, damals noch nicht beigelegte Militäraufstand in Ostindien, der schon oben S. 188f. zu Betrachtungen Anlaß gab. Sepoys heißen die eingeborenen Soldaten, die revoltierten.

[2]) Wilhelm Taubert, Kapellmeister am Opernhaus und Komponist. Er war Mitglied des Tunnels. Vgl. Bd. 2, S. 179. Eggers hatte aus dem Shakespearischen Drama ein Libretto gemacht, das von Taubert in Musik gesetzt wurde. Die Oper erlebte viele Aufführungen.

[3]) Julius Leopold Klein (1810—1876), der Verfasser der dreizehnbändigen, unvollendeten „Geschichte des Dramas", war damals Theaterreferent der „Zeit" in Berlin.

Einzelne Bestrebungen, witzig oder geistreich zu sein, lassen dies nur um so klarer erscheinen. In solchem Blatt nun vollführt Klein seine Saltomortales. Ich selbst hab' ihn vor Jahr und Tag dringend an Metzel empfohlen, und meine Empfehlung reut mich nicht. Ja, ich würd' es für bedauerlich halten, wenn er durch einen krassen Philister ohne Geist und Kenntnis abgelöst würde. Nichtsdestoweniger muß ich sagen, daß er ohngefähr die Rolle einer hochmütigen Frau spielt, die beständig über die Tugend andrer Leute Zeter schreit und ganz vergißt, daß es in ihrer eignen Familie: Vater, Mutter, Brüder, Schwestern höchst traurig aussieht. Klein hat bis auf einen gewissen Grad ein Recht zu der Sprache, die er führt. Er hat es nur durchaus nicht an der Stelle und von der Plattform aus, von der herab er zum Volke spricht. Die „Zeit" müßte, bevor sie nicht selber über sich hinausgewachsen ist, einen hausbackenen Kritiker haben, der mehr lobte als tadelte. Ich, der ich mit Bezug auf Klein wohl sagen darf: „Von Zeit zu Zeit hör' ich den Alten gern," würde dadurch persönlich verlieren, aber das Blatt selbst wäre mehr aus einem Guß.

Die „Zeit" führt mich aufs „Kunstblatt". Ich glaube, daß man sich zu dem endlichen Resultat gratulieren kann. Die Bedenken, die Sie mehr andeuten als hervorheben, teil' ich vollkommen. Ich glaube aber, daß niemand deshalb zu tadeln ist. Nennen wir (wir sind ja entre nous) die Sache mal beim rechten Namen. Paul hat jetzt das Literaturblatt. Es wird der Tag kommen, wo er auch das Kunstblatt hat, wenn er will, oder wo doch Eggers einem der Rheinbundsleute, gleichviel ob Schwabe oder Bayer, zum Opfer fällt. Auf die Gefahr hin, von Ihnen getadelt oder, was schlimmer wäre, verkannt zu werden, erklär' ich rund heraus, daß ich kein Mitleid damit habe. Wo die Kraft ist, da entsteht von selbst ein Mittelpunkt. Dahin kristallisiert sich alles. Da liegt der Schwerpunkt, dem alles wie von selber zufällt. Paul hat und ist diese Kraft,

Eggers ist sie nicht. Glauben Sie nicht, daß ich Eggers unterschätze, ganz im Gegenteil! Aber eben weil ich das nicht gewöhnliche Maß seiner Begabung und seines Wissens bereitwillig anerkenne, deshalb ärgere ich mich über diese unsichren, kümmerlichen Stelzbeinversuche, wo es sich um einen ordentlichen Tanz, um einen respektabeln Wettlauf handelt. Eggers ist mir unbegreiflich. Er hat meiner aufrichtigen Überzeugung nach vollständig den Kopf verloren. Es fehlt ihm an echter Würde. Dies sich ins Schlepptau Nehmenlassen ist unverträglich mit dem, was man sich selber schuldig ist. Junge Leute dürfen das, Stümper dürfen das, Invaliden dürfen das. Eggers aber ist weder jung noch ein Stümper noch ein Invalide. Er ist in den besten Jahren und in bester Kraft. Aber ein Hexenspruch ist über diese Kraft gesprochen, und sie liegt im Bann, gichtisch und kontrakt. Da hilft nicht Rütli, nicht Ellora, da hilft kein Milchtrinken im Sommer und kein Hanteln im Winter. Jene Kräfte wieder flüssig und wirksam zu machen, bedarf es selbst einer Kraft, einer Kraft des Willens, des Entschlusses, des Aufgebens einer Lieblingsidee, in deren Gleisen Eggers glaubte, schlecht und gerecht zu Grabe fahren zu können. Eggers stirbt an der Unfähigkeit eines Entschlusses. Die Götter sind solchem Gebaren entschieden abhold. Sie lieben kein va banque-Spiel, aber sie lieben den noch weniger, der sich mit seinem Gulden ängstlich-gierig um den Spieltisch herumdrückt und nicht weiß, ob er setzen soll oder nicht. Wenn ich, ein völliger Autodidakt ohne Fachkenntnis und ohne Routine, vor Jahren ähnlich gehandelt hätte, wie Eggers nunmehr handelt, so wär' es verzeihlich gewesen. Ich hätte ausrufen dürfen: „Kinder, ich weiß nichts und ich kann nichts!" Aber Eggers weiß etwas, und so sprech' ich ihm das Recht ab, so vertrauenslos vor sich und seiner Zukunft zu stehn. Was braucht denn ein einzelner Mensch? Fünfhundert Taler — das ist eine Summe, die sich ein Mann wie Eggers jederzeit

erwerben kann. Erklärt er, damit nicht leben und deshalb den augenblicklichen Pfad nicht aufgeben zu können, so tut er mir leid. Wo es sich um eine Zukunft handelt, muß man stark genug sein, um etwas über sich zu vermögen. Die Freundschaft, die Sie für Eggers fühlen, halt' ich für ein großes Glück, aber ich glaube beinah, lieber Immermann, daß Sie als ein väterlicher Freund die Pflicht hätten, mal mit einem Aide-toi usw. drunter zu fahren. Ich, in direkter Meinung, verliere kein Wort mehr über die Sache. Früher hieß, was ich sagte, „superlative Ausdrucksweise" und jetzt vielleicht „Überhebung". Viel zu sagen ist auch nicht. Wo das Leben im allgemeinen und die Lehre und das Beispiel Kuglers in specie nichts geholfen hat, da hat auch der beste Rat freilich nur eine geringe Chance.

Das führt mich auf Kugler. Vor ohngefähr einem Vierteljahr hab' ich einen sehr langen Brief an ihn geschrieben. Er hat nicht darauf geantwortet. Das würde mich nicht wundern; ich erwartete kaum eine Antwort. Aber wenn ich mich nicht irre, hat er überhaupt keine Notiz davon genommen, und das frappiert mich ein wenig. Sollte ihn irgend etwas verdrossen haben? Wenn ich den Inhalt rekapituliere, so kann ich nichts finden; aber es gehört ja so wenig dazu, irgendwo anzustoßen. Meine Bitte an Sie geht dahin, diesen delikaten Punkt, versteht sich bei Gelegenheit, so gut wie möglich zu sondieren. Ich geize nach keiner Antwort und möchte nur gerne wissen, wie die Glocken hängen. Kugler nimmt leicht an etwas Anstoß. Ich tadle es nicht; es geht mir ebenso, und jede feinfühlige Natur muß diese Empfindlichkeit haben. Dazu kommt, daß ich eine große Pietät für Kugler hege und ihm mehr, als er es ahnt, zu Dank verpflichtet bin. Unter allen Menschen, mit denen ich in meinem bunten, vielgestaltigen Leben in Berührung gekommen bin, hat er den entschiedensten und, ich muß hinzusetzen, segenvollsten Einfluß auf mich aus-

geübt. Er hat etwas von einem Weisen, einem Goethe, meinetwegen auch von der Kühle, die dazu gehört. Nicht seine Worte lehren, aber sein Leben ist Lehre und Vorbild.

Und nun nach fast allzu langem Geplauder mit der Bitte um Bewahrung alter Freundschaft Ihr Th. Fontane

An Emilie Fontane (Mutter).

70) London, d. 27. Juni 1858.

Meine liebe, gute Mama.

Die heutige Sonntagsruhe soll mir endlich eine Stunde hergeben, um mit Dir, meine liebe Mama, plaudern zu können. In fünf Wochen hoff' ich, in Berlin zu sein, komm' auf einen Tag nach Ruppin hinüber und hole dann manches nach, was im Laufe dieses letzten Jahres versäumt worden ist, auch wohl zu lang und zu schwierig war, um in gelegentlichen Briefen erzählt zu werden.

Wie es uns geht? Gut und schlecht. Wenn der Mensch bloß eine Freß- und Verdauungsmaschine wäre, so ließe dies Leben hier nichts zu wünschen übrig, obschon, nebenbei bemerkt, wir um kein Haar breit besser essen als zu Haus, wohl aber wesentlich schlechter verdauen. Der Hauptsegen indes, der nicht geleugnet werden kann, ist der, daß uns der Rinderbraten, der auf den Tisch kommt, weniger Sorge macht als zu Haus, und daß das klägliche Umherschnopern nach einem Fünftalerschein in den Taschen andrer Leute nicht voll mehr so im Schwunge ist wie zuvor. Es geht uns nichts weniger als glänzend; selbst bescheidene Wünsche können kaum befriedigt werden, aber man kommt wenigstens einigermaßen aus und steht nicht mehr unter dem unerträglichen Druck der Pfennigwirtschaft. Dazu ein reizendes Häuschen, Dienstleute, die anständig sind und im großen ganzen befriedigen, freundliche aufgeweckte Kinder und Muße zum Genuß der Natur, zu Lektüre und dieser oder jener Lieblingsbeschäftigung. Soweit wäre alles gut.

Aber der „zivilisierte Mensch" ist ein sehr kompliziertes Ding und hat eine Unzahl kleiner, feiner Bedürfnisse, auch wenn er weder raucht noch Billard spielt. Was ich hier auf die Dauer nicht ertragen kann, das ist das Alleinstehn, die geistige Vereinsamung. Wie schön, wie segensreich könnte dieser Aufenthalt sein, und wie wenig ist er es. Wie vieles könnt' ich lernen, sehn, arbeiten, und wie wenig ist es verhältnismäßig, was ich sehe, lerne und arbeite. Ich bin müde, abgespannt und beinah ohne Streben, weil ohne Hoffnung. Es fehlt mir aller Zuspruch, alle Aufmunterung, alles Mitbestreben, alles, was wohltut, erfreut, erhebt, begeistert. Lau und flau gehen die Tage dahin. Wer mir sagen wollte: „Die Schuld ist dein, du bist verwöhnt, empfindlich, kränklich; eine stärkere Natur überwindet das alles usw.," dem antwort' ich bloß: „Mach' es mir vor." Es kann es keiner. Ich las neulich sehr wahr und richtig in einem Buch: „Es ist ein Unsinn, einen Dichter zu erwarten, wo niemand hört, und einen Maler, wo niemand sieht. Die Indifferenz der Umgebung ist der Tod aller Kunst, alles Strebens überhaupt; nur wo ein Interesse ist und ein Wettkampf der Kräfte, da kämpft man mit und freut sich der eignen Kraft." Von solchem Interesse existiert hier nichts, und die Heimat ist zu fern. Die Verbindung mit ihr ist zu lose und locker. Was man sagt, verhallt wie in der Wüste. Nach sechs Monaten vernimmt man per Zufall, daß ein befreundetes Ohr das Wort gehört und sich daran erfreut hat; aber nun ist es zu spät, um noch eine Aufmunterung zu sein. Kurz und gut, wir haben hier zu essen und zu trinken, aber es fehlt das geistige Bad, ohne dessen Frische das Gemüt krank wird und verdorrt. Wir sind eine Pflanze im fremden Boden; es nutzt nichts, daß man alle Sorten von Mist um sie her packt, sie geht doch aus, weil sie nun mal an andres Erdreich gewöhnt ist, und wenn es auch nur der vielverschriene märkische Sand wäre.

Wenn ich Dich heute mit Allgemeinheiten und nicht mit Details unterhalten habe, so mußt Du das verzeihn; Du kennst ja doch die Leute nicht, mit denen wir hier verkehren. Wenn ich Dich wiedersehe, werd' ich Dir mit möglichst lebhaften Farben einige Bilder malen. Stoff genug ist da. An Papa schrieb ich vor drei oder vier Wochen und sagte ihm unter anderem, daß ich das Karrieremachen aufgegeben hätte. Hierauf hat er noch nicht geantwortet, während er sonst beinah umgehend zu antworten pflegt. Ich glaube, er ist ärgerlich, daß ich nicht mehr Minister werden will. Er hatte sich das gewiß reizend gedacht. Wie immer Dein Dich herzlich liebender

Theodor

An Emilie Fontane (Mutter).

71) London, d. 17. September 1858.

Meine liebe, gute Mama.

Wenn meine ersten Sommerwünsche, die auf Salzbrunn standen, in Erfüllung gegangen wären, so säß' ich in diesem Augenblick vielleicht unter Freunden in Berlin und bezahlte morgen oder übermorgen mein Billett auf der Hamburger Eisenbahn, um in guter Zeit zu Deinem Geburtstage bei Dir einzutreffen und Dir mündlich meine herzlichsten Glückwünsche zu bringen. Statt dessen nun erhältst Du sie schwarz auf weiß und aus der üblichen 100 Meilen-Entfernung; ob aber schriftlich oder mündlich, nah oder fern, es sind immer dieselben, und sie lauten kurz dahin: Erhalte Dich Gott noch lange Deinen Kindern und Enkeln und gebe Dir rechte Freude am Leben und an uns, worunter ich alle die Fontanes und Sommerfeldts verstehe, die Dir mittelbar oder unmittelbar ihre Entstehung verdanken; es ist schon ein ganz nettes Häufchen.

Hier ist alles beim alten, im guten und schlechten. Man frißt sich durch, hat keine direkten Sorgen, kann mal einen Pfropfen aus der Weinflasche und einen Extra-Sixpence aus

der Börse ziehn, aber die Verschlagung, das Exil, die Öde, die Langeweile wird immer größer, und man darf von sich in Bausch und Bogen sagen: man gähnt sich anständig durch die Welt.

Lepel traf Anfang August hier ein; einige Tage später traten wir unsre gemeinsame Reise nach Schottland an[1]). Es waren schöne Tage (16), und wenn ich, so Gott mich leben läßt, längst ein alter Krepel sein werde, der die Vossische liest und „bei Odeums" Kaffee trinkt, werd' ich alten Staatshämorrhoidarien mit einem letzten Rest von Feuer — während sie ihre Sechserzigarre rauchen — von Edinburg erzählen und von Stirling und Perth und von Inverneß und dem Schlosse Macbeths, drin König Duncan ermordet wurde. Wenn dann die alten Jungen das Maul aufsperren und die letzten Haare, die ihnen Gott gelassen hat, sich in die Höhe sträuben, werd' ich dieser schottischen Reise, an der Hand eines lieben und nachsichtigen Freundes, in Wehmut und Dankbarkeit gedenken und mit größerer Dankbarkeit vielleicht als in diesem Augenblick, wo mich eine Reihe unerfüllter Wünsche mehr beschäftigen als das, was genossen ist und hinter mir liegt, und wo die Schwere englischer Luft aller Freude den rechten Lebensatem nimmt.

Und nun genug; von den Kindern wird Emilie morgen schreiben, überhaupt sich aller Mängel dieses Briefes gnädiglich erbarmen. Sie ist passabel wohl mit Ausnahme davon, daß der im allgemeinen verschlossene Charakter ihres Unterleibs ihr häufig was zu schaffen macht. Mit Rücksicht auf diese Zustände muß ich eigentlich einräumen, daß sie sehr liebenswürdig ist. An gewissen Dingen scheitert zuletzt alles, und man muß nicht unbillig sein. Dir und Liesen die herzlichsten Küsse von Deinem Theodor

[1]) Die noch in London begonnene, aber erst i. J. 1859 vollendete Schilderung dieser Reise, welche unter dem Titel „Jenseits des Tweed" erschienen ist, bildet in ihrer neuen Auflage einen Teil des Buches „Aus England und Schottland".

An Emilie Fontane (Mutter).

72) London, d. 6. November 1858.

Meine liebe, gute Mama.

Als ich vorgestern an Sommerfeldt schrieb, wußt' ich schon von dem Sturze Manteuffels; Du magst daraus, daß ich darüber schwieg, am besten abnehmen, daß es mich nicht wie ein Schreckensschlag getroffen hat. Gegenteils, ich bin ganz ruhig darüber. Aus früheren Briefen weißt Du, daß mein Verbleiben hier — und wenn es bis in die aschgraue Pechhütte gedauert hätte — auch nicht segensreich auf die Gestaltung meiner Verhältnisse daheim eingewirkt haben würde. Nach Jahren, wenn ich darum petitioniert hätte, hätte man mir vielleicht einen ihrer ledernen Subalternposten in irgendeinem Ministerium bewilligt; ich zieh' es aber, selbst einschließlich aller Sorgen und Gefahren, durchaus vor, als Lehrer, Artikelschreiber und Stundengeber mich arm, aber unabhängig durchzuschlagen. Du, als das Kind einer andern Zeit, hast noch die hohen Vorstellungen von „Beamtenschaft", „sichrem Brot" usw., ich versichere Dich aber, daß es damit nichts ist. Die alten Vorstellungen gelten nicht mehr; Einfluß, Ansehn, Auskommen, Selbständigkeit usw. liegen ganz wo anders.

Meine Gesundheit ist nicht besonders, aber sie ist wohl eigentlich nicht schlechter als früher; ich achte nur mehr auf mich, entbehre eines ordentlichen Arztes und erscheine deshalb in meiner Vorsorglichkeit vielleicht kränker, als ich bin.

Wegen der Leibrentengeschichte mache Dir doch keine Sorge. Es kommt ja nur darauf an, daß Ihr Euer Auskommen habt. Auf „Erbschaft" hab' ich schon lange nicht mehr gerechnet.

Laß bald von Dir hören. Dein

Theodor

An Friedrich Eggers.

73) London, d. 20. November 1858.
52 St. Augustine Road,
Camden Town.

Mein lieber, alter Eggers.

Es liegt mir nicht im geringsten daran, mich mit den „neuen Leuten“[1]) zu stellen. Alles, was dahin abzielt, find' ich dumm und verächtlich. Nicht als ob ich gegen die Personen und ihre Prinzipien irgend etwas hätte. Gegenteils, wenn meine letzten acht Jahre eine völlig normale, d. h. in meiner Natur begründete Entwicklung genommen hätten, würd' ich sehr wahrscheinlich auf der Seite der jetzt herrschenden Partei stehn. Ihr wißt das alle. Zeuge und Beweis dafür ist namentlich das Euch bekannte Gedicht, das ich im Jahre 1849 an den Grafen Schwerin richtete[2]), und wofür er sich, beiläufig bemerkt, nicht einmal bei mir bedankt hat. Die Gesinnung, aus der heraus, Front machend gegen Absolutismus und Demokratentum, damals jenes Gedicht entstanden ist, erfüllt mich noch. Das Leben und die Verhältnisse aber haben mich zu einer andern Partei, richtiger wohl zu einer andern Nuance der großen antiabsolutistischen Partei hinübergeführt, und nachdem ich acht Jahre lang bei ihr gestanden habe, hab' ich nicht Lust, nachdem sich der Wind gedreht hat, sie plötzlich im Stich zu lassen. Ich würde das selbst dann nicht tun, wenn ich die alte Wirtschaft unbedingt haßte und die neue unbedingt verehrte. So liegt die Sache aber keineswegs. Die neue Regierung hat noch nichts getan; soll erst zeigen, ob sie's besser zu machen versteht, und ein Enthusiasmus, der vor mir selber wenigstens die Fahnenflüchtigkeit rechtfertigen würde, dürfte alsbald vielleicht auf ein Schauerbad stoßen, das wenig von ihm übrigläßt. Wer dann von

[1]) Das altliberale Ministerium der „neuen Ära“ Fürst v. Hohenzollern, Auerswald usw.

[2]) Vgl. Ges. Werke II, 1, S. 263.

alters her der Partei angehörte, der geht mit Recht, ohne sonderliches Grämen, durch all die verschiedenen Phasen und Ernüchterungsprozesse durch. Der aber ist schlimm dran, der voll Vertrauen aus einem andern Lager herüberkam und nun wahrnehmen muß, daß er den guten Ruf der Treue, Zuverlässigkeit und Konsequenz um nichts geopfert hat. Drum ausharren an dem Platze, wo man mal steht! Haben sich im Lauf der Jahre die Ecken abgeschliffen, so finden sich von selber friedliche und selbst freundschaftliche Berührungspunkte. — Unter allen Umständen vielen schönen Dank für Deine Bereitschaft, nach bester Kraft zu helfen! — Bitte, so Du wieder schreibst, frankiere nicht. Es ist ja doch meine Affäre. Nimm dies nicht übel. Du weißt, es ist gut gemeint, und wir kennen ja seit lange den Stand der gegenseitigen Börsen.

Dein Lafontaine

Briefe aus den Jahren 1859—1869.

Der Sturz des Ministeriums Manteuffel hatte Fontane veranlaßt, auf seine Stellung in England zu verzichten; doch blieb er auch in Berlin, das er fortan nicht mehr auf längere Zeit verlassen sollte, fürs erste noch in Beziehungen zur offiziösen Presse. Im übrigen erteilte er wiederum Unterricht in der englischen Sprache, hielt öffentliche Vorlesungen über englische Literatur usw. und war ständiger Mitarbeiter mehrerer Blätter. An größeren Arbeiten beschäftigte ihn zunächst die Vollendung seiner Bücher „Aus England" und „Jenseits des Tweed". Doch begannen schon im Jahre 1859 seine märkischen Studien, die — durch mehr als zwei Jahrzehnte fortgesetzt — ursprünglich im Feuilleton verschiedener Zeitungen erschienen und sodann in den „Wanderungen durch die Mark Brandenburg" vereinigt wurden. Am 1. Juni 1860 trat Fontane, durch die Vermittlung seines Freundes Hesekiel, in die Redaktion der Neuen Preußischen (Kreuz-)Zeitung ein, deren Mitarbeiter er schon von London aus gewesen war. Die Muße, welche diese Stellung ihm übrig ließ, gab ihm Gelegenheit, nicht nur seine „Wanderungen" kräftig zu fördern, son-

dern auch einer noch größeren und schwierigeren Aufgabe, der Darstellung der beiden Feldzüge von 1864 und 1866 sich zu widmen. Auch konnte er in seiner verhältnismäßig günstiger gewordenen Lage nunmehr öfter die Erholung einer Reise oder des Aufenthaltes in einer Sommerfrische sich gönnen.

An Emilie Fontane.

74) Berlin, d. 19. Januar 1859.

Meine liebe, gute Frau[1]).

Mein heutiger Brief, wenn auch kurz, wird dafür um so stoffreicher ausfallen.

Am Montag war ich halb-heimlich bei Metzel gewesen, den ich freundlich gegen mich, aber doch ziemlich verbittert vorfand. Überhaupt Haß, Heftigkeit, Grobheit, Bitterkeit überall; wir gehen mutmaßlich tollen Zeiten entgegen.

Gestern früh fuhr ich nach Bethanien[2]), nachdem ich mich vorher bei Landsberger equipiert hatte (Rock 16 Taler, Überzieher 17 Taler; also doch keine Londoner Preise). Ich fand Mutter ziemlich wohl, Lieschen wurde am Abend erwartet. Emilie Schultz ein strammer Backfisch, Georg ein blasser, langer Sekundaner; sie, die Schultz, ganz nett und beweglich, er unterhaltend, munter, freundlich (zu mir) wie immer, aber vollgesogen von politischem Gift und Groll.

Heut' früh zu Herrn v. Jasmund[3]). Er sah mich, hinter mir herkommend, zufällig auf der Straße und war freundlich genug, mich anzusprechen und zu begrüßen. Wir hatten dann oben, in demselben Zimmer, drin Metzel einst herrschte, ein halbstündiges Zwiegespräch. Er war sehr nett; eigentlich be-

---

[1]) Frau Fontane und ihre beiden Kinder waren bis zur endgültigen Ordnung der neuen Verhältnisse zunächst in London zurückgeblieben.

[2]) Fontanes Mutter verweilte damals zum Besuch bei dem alten Freunde der Familie, Prediger Schultz, in Bethanien.

[3]) Direktor des ministeriellen „literarischen Bureaus" unter dem Ministerium Auerswald.

schlich mich jedoch ein wehmütiges Gefühl, wie ich ihn so vor mir sitzen sah; sie werden nicht lange am Ruder sein, und es scheint mir, sie fühlen es. Die Leute sind alle zu anständig, und das Regieren ist ein schmutziges, miserables Geschäft, wie ich nur immer wieder und wieder behaupten kann. Zunächst werd' ich ein Mitarbeiter des Feuilletons der „Preußischen Zeitung" sein; späterhin soll ich die Redaktion desselben übernehmen. Das Fixum beträgt 600 Taler; 400 Taler dazu zu verdienen, scheint mir keine Hexerei. Jedenfalls scheint mir die Situation nicht ungünstig und es wird sich mit Gottes Hilfe alles machen.

Ergeh' es Dir gut, küsse die Kinder und sei herzlich geküßt von Deinem Theodor

An Emilie Fontane.

75) Berlin, d. 25. Januar 1859.

Meine liebe, gute Frau.

Man kommt doch nun ins alte Register, wird zärtlich, sehnsüchtig und beschäftigt sich mit Frau und Kindern. Vielleicht ist es auch nicht so schlimm, vielleicht steckt einem bloß Unwohlsein und allerhand nervöse Verstimmung in den Gliedern, und weil niemand da ist, der einem eine Wärmflasche ins Bett packt, sweet spirit of nitre eingibt und Backpflaumen kocht, so bekrittelt man die unkomfortable Gegenwart und wird zärtlich.

Ich fühle mich doch ein bißchen fremd hier, aber es ist meine Schuld, nicht die Schuld der Leute. Sie sind eigentlich alle freundlich, entgegenkommend und unverändert, und wenn mir trotzdem nicht ganz wohl ums Herz ist, so liegt das eigentlich wohl daran, daß mein Körper allen diesen Strapazen doch nicht recht gewachsen ist. Was macht man sich aber aus der Liebe der ganzen Menschheit, wenn man Zahnweh oder Migräne hat? Der Trubel seit jenem Sonnabend, wo ich von St.

Auguſtins Road Abſchied nahm, geht eigentlich über meine Kräfte. Erſt die Reiſe; dann die Einladungen, Rütli, Eggers. Vorleſungen, die weiten Märſche, eine etwas ſchmerzhafte Zahnoperation, ein neues Gebiß, das drückt und weh tut, zweimaliger Umzug, Suche nach Wohnungen und zu dem allem Sorgen mancher Art — dabei kann einem wahrhaftig ſehnſüchtig ums Herz werden.

Nun aber genug der Klagerei. Es iſt nicht bloß Mangel an Komfort, daß ich ſo ſchreibe wie ein alter Staatshämorrhoidarius, nein, Ihr fehlt mir wirklich: Du, der boy und der Kleine, und, daß ich's nur geſtehe, Du am allermeiſten. Wenn es doch beſtimmt wäre, daß uns dies gute Einvernehmen, das glückliche Verhältnis der letzten anderthalb Jahre erhalten bliebe! Ich würde feſt daran glauben, wenn wir hier einer einigermaßen geſicherten Exiſtenz entgegengingen, aber es iſt doch mindeſtens fraglich, ob unſrer eine ſolche harrt. Wie ſich aber die Sache auch geſtalten mag, Du mußt nicht glauben, daß ich mutlos bin. Ich fühle — in pflichtſchuldigſter Beſcheidenheit ſei das geſagt —, daß ich etwas geſehn und gelernt habe, und es müßte toll zugehn, wenn mir das nicht ſchließlich eine angemeſſene Verwendung und ein beſcheidenes Einkommen ſichern ſollte. — Morgen mehr. Für heut' Dein Theodor

An Friedrich Eggers.

76) (Undatiert. Berlin, c. Mitte Februar 1859.)

Lieber Eggers.

Ich habe Dich nie im Zweifel darüber gelaſſen, daß die Träger dieſes Miniſteriums meine Hochſchätzung und im letzten Kern meine Sympathien haben; aber was mir zuwider iſt, das iſt das beſtändige Wechſeln der eignen Poſition, ſelbſt dann noch, wenn das neue Heerlager unſerm Fühlen und Denken mehr entſpricht als das alte. Ich muß einräumen, daß die Verhältniſſe für mich ſo ungünſtig ſind, daß es zur Don-

quixoterie führen muß, die Ansprüche aufrechtzuerhalten. Bestünde die Partei Manteuffel aus mehr Leuten als aus ihm selber, verträte er ein wirkliches Prinzip, das um deshalb auch wieder mal zur Geltung kommen könnte, so würd' ich aus meinetwegen egoistischen Motiven aushalten, ohne je ein Manteufflianer gewesen zu sein. Im politischen Leben spielt die Fahne eine ebenso große Rolle wie im militärischen; wo man mal steht, muß man feststehn und nicht lange mäkeln und muckfen. Aber freilich muß eine Fahne überhaupt da sein.

Es fällt mir gar nicht ein, in dieser ganzen Angelegenheit als „großer Charakter" auftreten zu wollen, nur möcht' ich möglichst wenig „der dumme Mensch" sein. Man ist freilich schon halb verloren, wenn man sich das erst vornehmen muß.

Dein Th. Fontane

An Emilie Fontane.

77) München, d. 2. März 1859.

Meine liebe Frau.

Ich hatte gestern ein längeres Gespräch mit Paul Heyse über die schwebende Frage[1]). Was er sagte, war sehr vernünftig und stimmt mit meinen Ansichten und Wünschen völlig überein. Es würde sich, wenn es sich bloß darum handelte, eine Audienz beim König zu erhalten, diese Sache ohne alle Schwierigkeit machen lassen; was man aber wünscht, ist nicht bloß eine Audienz als solche, sondern eine Audienz, die was hilft. Der König kennt mich nicht, und die letzten Wochen haben keine Gelegenheit gegeben, ihn in unbefangener Weise mit mir bekannt zu machen. Wollte man ihn jetzt bestürmen, so würde

[1]) Es handelte sich um den von Fontanes Freund Paul Heyse ausgehenden Plan, jenen in den um König Maximilian II. von Bayern gescharten Münchener Dichterkreis zu ziehen, was durch die Berufung Fontanes zum Sekretär des Königs in literarischen Angelegenheiten ermöglicht werden sollte.

das den Eindruck eines Komplotts machen. Ich will nicht leugnen, daß ich doch gedacht hatte, die Dinge etwas vorbereiteter hier anzutreffen; es ist aber nichts vorhanden als der gute Wille, mir zu helfen. Ich bin gegen niemand ärgerlich deshalb — aus vielen Gründen ist es mir lieb, daß es so ist, wie es ist —, nur wäre ich am Ende doch nicht gereist, wenn ich eine Ahnung davon gehabt hätte, daß ich hier ein absolut unbekannter Mensch sei, der jeden Schritt breit Land sich erst erobern müsse. Die beiden Damen[1]) fühlen das auch und sind von großer Liebenswürdigkeit zu mir. Paul ist prächtig wie immer, hat auch in seinem Briefe nichts versprochen, was er jetzt nicht bereit wäre zu halten, hat aber manches doch wohl zu leicht genommen und namentlich vergessen, daß ich nicht mehr ein bloßer Garçon bin, der ebensogut vier Wochen in München wie anderswo leben kann.

Wie lang ich hier noch bleibe, kann ich nicht sagen. Hoffentlich nicht lange mehr. Ehrlich gesagt, ich wünsch' es nicht einmal, daß aus der Audienz schließlich noch etwas wird. Man hält mich hier für einen guten Kerl, aber doch auch nicht für viel mehr; es fehlt also an der rechten Freudigkeit (die aus der Überzeugung quillt), mit Nachdruck für mich tätig zu sein. Unter diesen Umständen muß die „Persönlichkeit" alles tun; ich glaube aber nicht so sehr an meine „Persönlichkeit". Dazu gehört mehr als ein passables Gesicht; vor allem jenes savoir faire, von dem ich eigentlich herzlich wenig habe.

Und nun noch eine Schlußbemerkung. Wenn man hier oder in Weimar oder in Gotha, also überall, wo ein Kunstmäzen regiert, auftreten und rasche Erfolge haben will, muß man wie ein junger Sieger kommen, mit einem vielleicht kleinen, aber frischen Lorbeer um die Stirn. „Das ist der!" heißt es dann, „der, dessen Tragödie den Preis gewonnen hat oder

[1]) Frau Grete Heyse geb. Kugler und ihre Mutter Klara K., die Witwe Franz Kuglers.

dreißigmal hintereinander gegeben wurde.“ Ich aber bin hier wie ein Unbekannter aufgetaucht, wie ein Mensch, von dem man sich dunkel entsinnt, mal dies oder das gehört zu haben. Darunter hab' ich zu leiden. Die Zeitungen und Blätter haben nicht genug von mir gesprochen. Dein Theodor

An Emilie Fontane.

78) München, d. 8. März 1859.

Meine liebe, gute Frau.

Vor Ende dieser Woche werd' ich wohl nicht von hier fort können. Im Vertrauen gesagt, ich halte es für sehr, sehr möglich, daß ich mal die Stellung hier erhalte, ja, daß man sie mir mal mit Dringlichkeit und Nachdruck anbietet, aber ich muß wiederholen, daß mir an der Geschichte nicht viel liegt. Es ist wie mit dem Feuilleton der Preußischen Zeitung; man wählt und wählt und macht ein ungeheures Aufhebens von einer Sache, die eigentlich nichts ist. Dr. P. (Alberts' Freund) hat früher die Stellung gehabt, und jetzt hat sie Dr. Franz Löher[1]). Der erstere ist freiwillig weggegangen, weil ihm die Sache zu unbedeutend und langweilig war. Franz Löher, nachdem er die Stelle Jahr und Tag bekleidet hat, soll nun beseitigt werden. In diesen zwei Fällen hat man die eignen Chancen vor Augen: man geht entweder selber, oder man wird gegangen. Hält man sich, so geschieht es mit Hilfe jener Balancierkunst, die ich in London genugsam geübt habe und deren ich herzlich satt bin. Um nun solche Stelle zu besetzen, deren Glorienschein in der Nähe zu einem bloßen Sechserlicht wird, macht man hier ein Wesen, das anfängt, lächerlich auf mich zu wirken. Wen nimmt man? Ein großer Poet, ein großer Gelehrter, ein großer Staatsmann kann es natürlich nicht sein; denn große Leute verlangen etwas mehr als tausend

[1]) Dr. Franz Löher aus Paderborn, Professor an der Universität München und später Direktor des bayerischen Reichsarchivs.

Gulden und sind nebenher unbequem, weil sie ihren Weg gehen. Also brauchen wir einen kleinen Poeten, Gelehrten, Staatsmann, einen ziehbaren, einen, den wir bestandpunkten können, der uns gehorcht. Zu gleicher Zeit aber darf er wieder nicht klein sein; er muß Geltung haben, muß so und so viel Bücher geschrieben und so und so viel anerkennende Kritiken in der Tasche haben, auch muß er ein Gentleman sein und sich zu benehmen wissen usw. usw. Nun frag' ich Dich um Gottes willen: Wie soll einem dabei zumute werden? Man verlangt womöglich einen in jeder Beziehung ausgezeichneten Menschen, der aber zu gleicher Zeit lammfromm, bescheiden, anspruchslos ist und keine Ahnung davon hat, daß er ausgezeichnet ist und mehr Geld und mehr Ansehn beanspruchen könnte.

Vorsichtig, ängstlich, nüchtern, indifferent, abwartend, ohne Mut und Lust, mit Wärme für mich aufzutreten und zu sprechen, so hab' ich die Leute hier gefunden. Paul macht eine Ausnahme, aber er hat keinen direkten Einfluß und muß andre zu bestimmen suchen. Mag es drum gehen, wie es wolle. Gibt man mir die Stelle, so nehm' ich sie an; gibt man sie mir nicht, so reis' ich ebenso leichten oder leichteren Herzens ab. Krieg' ich die Stelle, so hab' ich ein Auge für das Gute, das sie bietet; krieg' ich sie nicht, so tröstet mich ein Hinblick auf die vielen und großen Schattenseiten, die von einer derartigen Position unzertrennlich sind. Meine Neigungen liegen eigentlich nach einer ganz andern Seite, und die Stellung hier wird mir nie etwas andres sein als ein Nothehelf.

Sei tausendmal gegrüßt und geküßt. Dein Theodor

An Emilie Fontane.

79) München, d. 15. März 1859.

Meine liebe Frau.

Gestern war „Symposion" beim König. Paul hat den Louis Ferdinand, den alten Dessauer und den alten Zieten

vorgelesen. Der König und sein Adjutant (eine Art Louis Ferdinand) sollen sehr enchantiert gewesen sein. Zum nächsten Symposion werd' ich wohl eine Einladung erhalten; der König hat sich bereits in diesem Sinne geäußert [1]). Ich werde dann noch ein oder zwei Sachen vorlesen. Wann das nächste Symposion sein wird, ist vorher nicht festzustellen, wahrscheinlich Sonnabend oder Montag. Unmittelbar nach demselben werd' ich abreisen. Die Einladung zum Symposion gilt, wie ich höre, mehr als eine bloße Audienz und ist erst ein- oder zweimal vorgekommen.

Soweit stünden die Sachen passabel, aber selbst wenn ich persönlich einen ebenso guten Eindruck auf den König machen sollte wie meine Gedichte, so ist für den Augenblick immer noch nichts gewonnen. Die ganze Stelle, um derentwillen ich herzitiert worden bin, ist eben gar nicht vakant. Löher steht wieder besser angeschrieben und wird wenigstens vorläufig in seiner Stellung verbleiben.

Soviel für heut. Dein Theodor

An Emilie Fontane.

80) München, d. 19. März 1859.

Meine liebe Herzensfrau.

Diese Extraanrede muß natürlich was extra's bedeuten; der beifolgende Brief wird Auskunft darüber geben; es ist zwar noch keine Ernennung weder zum Ministerpräsidenten noch zum Nachtwächter, aber es ist doch immer was. Ich bin doch nun nicht ganz vergeblich hiergewesen. Heut um $3^3/_4$ Uhr stieg ich also die marmornen Stufen der Residenz hinauf; die weiße Krawatte saß untadelhaft, und mit Hilfe von drei Paar wollnen Strümpfen hatt' ich meinen Fuß so dick und elastisch

[1]) Diese Einladung ist in der Tat erfolgt, nachdem die Audienz beim Könige stattgefunden hatte, und Fontane hat an dem Symposion teilgenommen.

gemacht, daß alle Risse und Falten in meinen Lackstiefeln wie ausgeplättet waren. Dies machte mich sehr glücklich und war mir eine gute Vorbedeutung. Im Vorzimmer traf ich Baron v. Leonrodt, für den ich, wie immer für hübsche, stramme Offiziere, eine Vorliebe habe, und unterhielt mich zehn Minuten lang mit ihm ganz angenehm. Dann wurd' ich gemeldet und zuerst — es waren noch drei andre Herren da — in das Audienzzimmer geführt. Majestät empfing mich sehr gnädig, sprach zunächst über die drei Gedichte, die ihm außerordentlich gefallen hätten, ging dann über (halb geleitet immer durch meine Antworten) zu meinen Balladen, schottische Ballade, Schottland, England, Aristokratie und Manchesterpartei (John Bright), orientalische Frage, meine publizistische Tätigkeit in London, Manteuffel, altes Kabinett, neues Kabinett, italienische Frage, Krieg oder Frieden, die wahrscheinliche Haltung Preußens zu England, die Chancen des gegenwärtigen Ministeriums, die Gefahren für den Fortbestand eines ungeschwächten Königtums in Preußen, die Intentionen des Regenten, des Herrn v. Auerswald usw. Dann (die Audienz hatte fast $^1/_4$ Stunde gedauert, wo nicht länger) noch ein verbindliches Wort von seiten des Königs und — Verschwindung nach entgegengesetzten Himmelsgegenden. — Was ich für einen Eindruck gemacht, kann ich natürlich nicht wissen; doch deutet die lange Dauer der Audienz und das ganze Verhalten des Königs darauf hin, daß ich ihn wenigstens nicht gelangweilt habe. Das ist alles, was ich zunächst anzunehmen wage. Was sich nun entwickelt, ist mir ziemlich gleichgültig; ich glaube nicht daran, daß nur eine Stellung, ein bestimmtes Verhältnis den Menschen glücklich macht, mit Ausnahme der Ehe, wenn man den kleinen Teufel gekriegt hat, der im Himmel für einen bestimmt wurde. Mehr kannst Du nicht verlangen. Dein

Theodor

81) An Wilhelm v. Merckel.

München, Sonnabend, d. 19. März 1859.
Augsburger Hof.

Lieber Immermann.

Heut nachmittag 4 Uhr hatt' ich Audienz beim Könige. Die Erlaubnis dazu erhielt ich heut früh in einem Briefe, dessen Adresse ich Ihnen zur Erheiterung beipacke. Also geadelt wäre man schon, und zwar vorweg.

Die Audienz, die eine volle Viertelstunde dauerte, verlief gut und glatt. Es scheint ein milder, humaner Herr. Die ersten Fragen drehten sich um Dessauer, Zieten, Balladenstoffe usw. Von Schottland wanderten wir nach England, mein Leben dort, schwenkten nun aus dem Literarischen ins Politische über. Erst einiges über England, dann Beziehungen zwischen England und Preußen, dann italienische Frage, Preußens Haltung, die Chancen des neuen Ministeriums usw. Wie Sie sich denken können, brach ich diese kitzlichen Themata nicht vom Zaun. Sie kamen eben, und es lag für mich kein Grund vor, ängstlich darüber hinzugehn. Er entließ mich äußerst gnädig. Welchen Eindruck ich gemacht habe, kann ich natürlich nicht wissen. Unter allen Umständen aber bin ich froh, daß diese Audienz überhaupt stattgefunden und meinem Aufenthalte hier wenigstens zu einer Art von Resultat verholfen hat. Das Weitre müssen wir abwarten. Heut über acht Tage hoff' ich in Berlin zu sein.

Können Sie nicht in Erfahrung bringen und mich umgehend in einer Zeile wissen lassen, wer der Verfasser der Broschüre ist: „Italien und die preußische Politik" (oder so ähnlich)? Der König war begierig, es zu wissen. Es würde mich sehr freuen, ihm einen derartigen kleinen Dienst auf Abschlag leisten zu können.

Schönste Grüße an die Freunde in Rütli und Ellora. An Metastasio meinen ergebensten Dank für die Zuschrift, die er

mir in seiner Qualität als Vorsitzender des Schillerstiftungskomitees hat freundlich zugehn lassen.

Unter tausend herzlichen Grüßen an Sie und Frau Gemahlin Ihr treu ergebenster

Th. Fontane

An Wilhelm v. Merckel.

82) München, Freitag, d. 25. März 1859.
Augsburger Hof.

Lieber Immermann.

Gestern (ziemlich unerwartet) war Symposion. Ich erhielt eine Einladung. Der König, wiewohl politisch sehr in Anspruch genommen — die Kammern machen ihm viel zu schaffen — war wiederum sehr gnädig. Details behalt' ich mir vor. Ich las den „Seidlitz", den „Letzten York" und auf Pauls besonderen Rat „Marie Duchatel", eine altschottische Ballade, deren Sie sich schwerlich entsinnen werden, wenn Sie sie überhaupt je gehört haben. Am meisten unterhielt ich mich mit General v. d. Tann, der mir aus vielen Gründen sehr interessant war. Der König verließ uns gegen zehn. Wir übrigen nahmen das übliche Souper ein und brachen nach reichlich genossenem Rüdesheimer (elfter Jahrgang) bald nach elf auf.

Meine Mission hier ist nun erfüllt. Was sich daraus entwickelt, müssen wir abwarten. Am Montag früh gedenk' ich abzureisen, wenn nicht das ganz erbärmlich schlechte Wetter mich zwingt, noch einen Tag zuzugeben. Ich habe nämlich ein Dutzend Abschiedsvisiten zu machen, was bei Regen und Wind kaum auszuführen ist; schon deshalb nicht, weil man in solchem Wetter jeden zu Hause trifft.

Auf Dienstag mittag $2^1/_2$ nehm' ich mir die Freiheit, mich bei Ihnen anzumelden, oder sagen wir doch lieber Mittwoch, den 30. Vielleicht trifft meine Frau zu derselben Zeit ein. Ich sehne mich nach etwas Ruhe und Häuslichkeit.

Meine ergebenste Empfehlung an Frau Gemahlin; herzliche Grüße an den Rütli, insonderheit an Lepel und Eggers.

Wie immer Ihr Th. Fontane

An Emilie Fontane (Mutter).

83) Berlin, d. 26. Oktober 1859.

Meine liebe, gute Mama.

Wir sind nun allgemach in Ordnung und haben daran zu denken, wie wir unsre Briefschulden und andre Schulden abtragen wollen. Hinsichtlich der letzteren werden die Schwierigkeiten nicht unerheblich sein.

Zunächst von unsrem Befinden. Emilie ist etwas matt und angegriffen (zum Teil infolge des Umzugstrubels), aber doch eigentlich wohl und, kleine Anfälle abgerechnet, heiter und zufrieden. George geht seit gestern in die Schule (Friedr.-Wilh.-Gymnasium) und scheint sich sehr zu gefallen. Der Engländer ist völlig aus- und der Berliner angezogen; in sechs Wochen wird man an seinem Sprechen nicht mehr merken, daß er auf der hohen Schule des Anstands und der guten Sitte (England) so lange gelebt hat. — Der Kleine kränkelte acht Tage lang infolge der feuchten Wohnung; der Dunst und Schimmel hat sich nun aber ziemlich verloren, und mit der besseren Luft ist auch der Kleine wieder besser geworden. Er ist possierlich und sehr zärtlich, aber ein furchtbarer Bock und bedarf der bekannten Vorlesungen aus Kloppstock. — Mit mir geht es ganz passabel; die Götter geben einem nicht alles auf einmal, und da sie fest entschlossen scheinen, mir weder Geld noch Ansehn noch Stellung zu geben, so geben sie mir wenigstens Gesundheit. Ich bin fast immer fähig zu arbeiten und, da ich davon leben muß, so weiß ich wohl, wie dankbar ich für diese Himmelsgabe zu sein habe. Miß Martha ist still-freundlich wie immer; in nichts eine Last und in vielem eine Hilfe und ein Segen. Diese Anständigkeit, Zuverlässigkeit und feine Sitte sind doch große Vor-

züge; ein Lob, womit niemand, am allerwenigsten meine Frau, getadelt sein soll. Denn wenn man älter wird, so lernt man eben einsehn, daß man von einem Menschen nicht alles verlangen kann, und daß man zufrieden sein muß, wenn ein Weinstock Trauben trägt. In jüngeren Jahren verlangt man auch noch Erd- oder Himbeeren dazu, womöglich gleich mit Schlagsahne.

In meiner äußerlichen Position hat sich nichts geändert; es wird sich aber ändern, zunächst vielleicht zum Schlimmen. Doch wird (wenn nicht der Himmel eine Privatmalice gegen mich hat, und das hat er nicht) auch der Moment kommen, wo es mir wieder besser geht. Es braucht zu dem Zweck kein Wunder zu geschehn; nur die simple Anerkennung dessen, was ich weiß und kann, ist nötig, und die kommt einmal früher oder später. Also, Ohren steif! ist die Losung Deines

Theodor

An Emilie Fontane (Mutter).

84) Berlin, d. 28. Mai 1859.

Meine liebe, gute Mama.

Gestern früh acht Uhr bin ich ziemlich wohlbehalten bei den Meinen wieder eingetroffen. Übermorgen findet mein erstes Debüt bei der Kreuzzeitung statt. Emilie und die Kinder hab' ich in gutem Wohlsein vorgefunden; im übrigen war in drei Tagen nichts vorgefallen, woran man sehn kann, wie wenig man erlebt. Es ist hier wieder so kalt, daß ich vier wollene Strümpfe, zwei Cachenez' und einen Pelz im Zimmer trage. Dabei muß einem natürlich das Jean Paulsche Wort einfallen, daß der deutsche Sommer nichts sei als ein grünangestrichener Winter.

In Gusow und Friedersdorf fand ich sehr interessante Ausbeute, besonders in letzterem Dorf. Die Friedersdorfer Kirche ist geradezu der Sanspareil unter allen Dorfkirchen, die

ich bis jetzt gesehen habe, nicht an Schönheit aber an historischem Interesse. Es verlohnt sich doch eigentlich, nur noch „von Familie“ zu sein. Zehn Generationen von 500 Schultzes und Lehmanns sind noch lange nicht so interessant wie drei Generationen eines einzigen Marwitz-Zweiges. Wer den Adel abschaffen wollte, schaffte den letzten Rest von Poesie aus der Welt.
Wie immer Dein Theodor

An Emilie Fontane (Mutter).

85) Berlin, d. 31. Dezember 1860.

Meine liebe, gute Mama.

Eben habe ich den Vers durchgelesen, womit Emilie ihren Brief geschlossen hat, und fühle infolge davon eine so entschiedene Lähmung meiner Kräfte, daß ich nicht weiß, was aus diesen Zeilen werden soll. Vielleicht komm' ich darüber weg, namentlich wenn ich bedenke, daß der Sack mit Pfeffernüssen (für den ich allerschönstens danke) neben mir liegt.

Die Festlichkeit gestern war eigentlich eine völlig verfehlte Affäre, da sich alles in zwei Heerlager geteilt hatte: in Grippe Habende, die weggeblieben waren, und in Grippe Kriegende, die bitterlich froren und eigentlich nur einmal den Ausdruck natürlicher Heiterkeit annahmen — als die große Kutsche vorfuhr, die sie abholte; sie wohnen nämlich alle auf einem Klump in der Link- und Schellingstraße und hatten sich deshalb zu einer gemeinschaftlichen Chaise aufgeschwungen. Auch mir schmeckt alles heute erst. In der Regel sind unsre Gäste sehr heiter und animiert bei uns; dennoch stimmen Emilie und ich darin überein, daß es angenehmer ist, Gast als Wirt zu sein. Namentlich auch billiger.

Die Kälte ist seit gestern geradezu unanständig, und neben dem Wunsche, beim Einzug in Peking zugegen gewesen zu sein, erfüllt mich jetzt überwiegend die Sehnsucht nach Kairo, Nil, Pyramiden und — 30 Grad Wärme. Aber statt der Pyra-

miden, um doch auch mal einen geistreichen Anlauf zu nehmen, hat man nur die Sphinx vor sich, die Rätselsphinx des neuen Jahres.

Da wären wir denn beim neuen Jahre glücklich angelangt, und den herzlichsten Glückwünschen für dasselbe stellt sich weiter nichts in den Weg. Erhalte Dich Gott Deinen Kindern und Deine Kinder Dir. Erlebe außerdem so viel Freude an ihnen, wie man an Menschen erleben kann, was nicht allzuviel ist, denn die Menschen taugen nichts, und auch die besten sind Package. Eine Ausnahme macht meine Frau, die darauf dringt, daß ich dies eigens hervorhebe. Ich tu' es mit Vergnügen. Übrigens ist sie, unberufen und unbeschrien, recht gut. Gott mache sie nicht schlimmer. Mit diesem Wunsche und unter Wiederholung der herzlichsten Wünsche für Dein und Schwester Lieschens Wohl, wie immer Dein Theodor

An Emilie Fontane (Mutter).

86) Berlin, d. 7. März 1861.

Meine liebe, gute Mama.

Am Sonntagnachmittag kam ich von meinem Ausfluge zum Alten zurück. Die Details zu erzählen (famoser Stoff wie immer) behalt' ich mir vor, bis ich Dich wiedersehe. Heute nur soviel — er lebt, ißt und trinkt und ist au fond der Alte. Ich kam etwas nach zwölf Uhr nachts bei ihm an, wir legten uns ins Bett und plauderten, da er sich wieder einen langen Fragezettel gemacht hatte, bis nach vier. Um Schlag sieben weckte er mich schon wieder, so daß ich sagen kann, daß ich Strapazen durchgemacht habe, als wäre ich Anno 13, 14 und 15 mit dabeigewesen. Am andern Tage gingen wir zu den „Geschäften" über, d. h. zur Durchsicht einer Menge alter Zettel, auf denen er in seinen vielen Mußestunden die fabelhaftesten Berechnungen angestellt hatte; außerdem las er mir alte Aktenstücke, Kaufkontrakte, Zessionen usw. vor, behauptete jeden Augenblick, es sei das dümmste und langweiligste Zeug,

das man sich denken könne (worin ich laut einstimmte), las aber doch immer weiter, so daß mir ganz jämmerlich zumute wurde.

Dann sprachen wir mehrere Stunden lang ganz gemütlich vom Tod und Sterben, versicherten uns gegenseitig, daß es eigentlich gar nichts und kaum der Rede wert sei, und stießen dabei mit den großen Weingläsern auf langes Leben und gute Gesundheit an. Dann kamen wir vom hundertsten aufs tausendste, von Friedrich dem Großen auf Sommerfeldt und vom Schulzen Lehmann auf Garibaldi und den Papst. Dazwischen Versicherungen, daß alles Kropzeug sei von Anfang bis zu Ende, wir selbst mit inbegriffen; dabei wieder Anstoßen mit den Gläsern und allgemeine Heiterkeit. Was die oben erwähnten Berechnungszettel angeht, so haben dieselben gegen früher sich insofern verändert, als er seinen „Geldbesitz" aus dem Spiele läßt und nur noch sein „Mobiliarvermögen" berechnet, wobei er Tischen und Stühlen einen Preis gibt, als wären sie von Rosenholz und eben bei Hiltl gekauft. Auf meine bescheidnen Vorstellungen antwortete er nur: „Ach, das ist ja alles ganz egal; ich hab' es nur aufgeschrieben, weil ich doch am Ende was aufschreiben muß." — Im übrigen hab' ich es unternommen, bei Dir anzufragen, „ob Du nicht für Lieschen gewisse Bestimmungen treffen wolltest, falls sie sich nicht verheirate". Was eigentlich damit gemeint ist, weiß ich nicht, weil ich wahrscheinlich nicht recht aufgepaßt habe. Das ist verzeihlich. Er spricht nämlich so viel und so allerhand, was gar keine wirkliche Bedeutung hat, daß ich mich eben nur daran gewöhnt habe, ruhig zuzuhören, aber durchaus nicht in der Absicht, die Dinge zu behalten. Vielleicht verstehst Du, was er damit meint, und wenn Du's auch nicht verstehst, so kannst Du ja im nächsten Briefe anfragen, aber richt' es so ein, daß meine Unachtsamkeit, die ihn kränken könnte, nicht bemerkt wird. Dir und Lieschen herzliche Küsse und die Versicherung alter Liebe. Dein

Theodor

An Wilhelm Hertz[1]).

87) Donnerstagabend (d. 19. September 1861).

Sehr geehrter Herr Hertz.

Gegen Schluß der nächsten Woche (seit Montag hab ich Urlaub) will ich noch nach Ziebingen, Tamsel und Schwedt. Dann hab' ich ausreichenden Stoff für den Winter, in dem ich außerdem anfangen werde ohne Betonung der Lokalität einige märkische Biographien (Kloeden. Blechen. Julius v. Voß) zu schreiben. So wächst man sich in Varnhagen hinein! Ich mach' es aber in zwei Beziehungen doch besser. Erstens wärmer, belebter, farbenreicher, dann zweitens stilistisch ungeschraubter, freier, natürlicher im Ausdruck. Auch bring' ich wohl mehr Herz für die Sache mit. Meine Damen grüßen bestens.

Wie immer Ihr Th. F.

An Wilhelm Hertz.

88) Berlin, d. 31. Oktober 1861.

Sehr geehrter Herr Hertz.

Die bewußten drei Zeilen hatte ich ganz vergessen; erst heute fiel mir die Unterlassungssünde aufs Herz. Aus der Vorrede (die ich mir erlauben werde, Ihnen eigens zur Begutachtung vorzulegen, sobald der betreffende Korrekturbogen eintrifft — wahrscheinlich übermorgen) kann ich für Ihren Zweck nichts zitieren. Ich will also Ihnen einen kleinen Brief über mein Buch schreiben, alles durcheinander, wie die Feder läuft. Sie finden dann vielleicht in dem Mancherlei das Wenige, was not tut.

Die letzten hundertfünfzig Jahre haben dafür gesorgt, daß man von den Brandenburgern (oder Märkern oder Preußen)

---

[1]) Verlagsbuchhändler Wilhelm Hertz in Berlin, der Verleger von Fontanes Gedichten, seiner „Wanderungen" und seiner ersten Romane.

mit Respekt spricht. Die Taten, die geschehn, und die Männer, die diese Taten geschehen ließen, haben sich Gehör zu verschaffen gewußt; aber man kümmerte sich um sie mehr historisch als menschlich. Schlachten und immer wieder Schlachten, Staatsaktionen, Gesandtschaften — man kam nicht recht dazu, Einblicke in das private Leben zu tun, und die wenigen, denen solch Einblick vergönnt war, versäumten es, Aufzeichnungen darüber zu machen. Mangel an literarischem Sinn und Überfluß an sogenannter „Diskretion" (ein höchst albernes und stupides Ding, der Tod alles Interesses und zuletzt aller Geschichte) ließen die Eingeweihten nicht dazu kommen.

Eine Folge davon war, daß die Schauplätze, auf denen sich unser politisches Leben abgesponnen, auf denen die Träger ebendieses politischen Lebens tätig waren, relativ unbelebt blieben. Interesselos ging man daran vorüber. Man wußte allenfalls: „hinter diesen Mauern hat der und der gelebt", aber man wußte nicht, wie er gelebt hatte, und mußte sich mit zwei extremen Arten von Mitteilungen begnügen: mit seiner Beteiligung an Schlachten und Staatsaktionen und mit allertrivialstem Klatsch. Das Schönmenschliche blieb tot.

Der Zweck meines Buches ist, nach dieser Seite hin anregend und belebend zu wirken und die „Lokalität" wie die Prinzessin im Märchen zu erlösen. Abwechselnd bestand meine Aufgabe darin, zu der Unbekannten, völlig im Wald Versteckten vorzudringen oder die vor aller Augen Daliegende aus ihrem Bann, ihrem Zauberschlaf nach Möglichkeit zu befreien. So tauchen denn abwechselnd Namen auf, die (engste Kreise abgerechnet) niemandem bekannt waren; daneben bekannte Namen, aber auch nur bekannt als — Namen. Detailschilderung behufs besserer Erkenntnis und größerer Liebgewinnung historischer Personen, Belebung des Lokalen und schließlich

Charakterisierung märkischer Landschaft und Natur — das sind Dinge, denen ich vorzugsweise nachgestrebt habe.

Wie immer Ihr Th. Fontane

An Wilhelm Hertz.

89) (d. 24. November 1861.)

Sehr geehrter Herr Hertz.

Ich bin innerlich tief müde, seit Monaten, vielleicht seit dem Monat schon, wo ich von England als eine geschlagene Truppe zurückkam, und bin seitdem (halb auch aus einer Art Klugheit oder aus dem Instinkt: „Wozu? Es hilft doch alles nichts") halb unfähig, halb unlustig, Dinge mit Feuer in Angriff zu nehmen. Ich darf sagen: ich habe es verlernt. So kommt es, daß mich Ihr liebenswürdiger Eifer halb rührt und halb erschreckt. Ich kann nicht mit; mir fehlt ein Stück Lungenflügel. Ich bitte Sie freundlichst, die Bücher zu schicken. Sie können es in der Tat auch leichter, da Sie alle die Herren kennen, während ich doch genötigt wäre, mich erst in Positur zu setzen und als Schüler, wohlerzogen und wohlüberlegt, an die verschiedenen Meister zu schreiben.

Mich ängstigt noch ein zweites, und dies ist wirklich wichtig: teils das Lob, das das Buch findet, noch mehr vielleicht der souveräne Tadel, den B. H.[1]) dagegen ausgesprochen hat, sind auf dem Punkt, mein Buch auf eine falsche Leitersprosse zu stellen, auf eine Staffel, die es nicht beansprucht.

Das Buch entstand in unmittelbarer Folge meiner Reisen durch England und Schottland. Ich hatte einfach vor, ohne jegliche Prätension von Forschung, Gelehrsamkeit, historischem Apparat usw. meinen Landsleuten zu zeigen, daß es in ihrer nächsten Nähe auch nicht übel sei, und daß es in Mark Brandenburg auch historische Städte, alte Schlösser,

[1]) Der damalige Kultusminister v. Bethmann Hollweg (1795 bis 1877), Großvater des ehemaligen deutschen Reichskanzlers, hatte Th. F. am 21. eine Audienz gewährt, bei der er kühl empfangen wurde.

schöne Seen, landschaftliche Eigentümlichkeiten und Schritt für Schritt tüchtige Kerle gäbe. So entstand das Buch „wandernd, plaudernd, reisenovellistisch", wie ich mich in meinem Briefe an B. H. ausgedrückt habe. Erst als das Buch halb fertig war, fing ich an, unter Beibehaltung leichter, feuilletonistischer Form, mich in meine Aufgabe zu vertiefen, und so sind schließlich verschiedene Arbeiten entstanden, die absolut Neues bringen und, in ihrem Kern weit über das bloß Unterhaltliche hinausgehend, unsre Spezialgeschichte in der Tat bereichern. Diese Arbeiten sind das Beste, was über die betreffenden Dinge und Personen existiert, weil eben nichts existiert als das, was ich darüber gesagt habe. Hierher rechne ich vor allem den „Hof des Prinzen Heinrich von 1786—1802. Ferner stellenweis: Wustrau, Carwe, Kronprinz Friedrich in Ruppin, Schloß Köpenick, Schloß Oranienburg, Küstrin; auch, nach literarischer Seite hin, Werneuchen. Die eigentlichen Rheinsbergaufsätze aber bringen einem Historiker gar nichts Neues (mit Ausnahme des Aufsatzes über die Rheinsberger Kirche) und gehören noch ganz der Epoche an, wo ich bloß plaudern wollte. Das große Publikum kann diesen Unterschied nicht merken, wohl aber unsre märkischen Historiker. Ich bitte deshalb, daß Sie in Ihren Briefen an diese Herren ja betonen, was das Buch eigentlich sein will. Sonst nimmt man die Elle zu lang und befindet es zu kurz. Und nun muß ich mich anziehn — um in den Tunnel zu stürzen. Schreckliches Wort für mich: „stürzen". Festina lente ist mein Wahlspruch. Ihr

Th. Fontane

An Wilhelm Hertz.

90) Sonntagnachmittag (d. 8. Dezember 1861).

Hochgeehrtester.

Für Ihre freundlichen Zeilen, die heut meine Unterhaltung beim Kaffee waren, allerbesten Dank. Ich halt' es doch für

leicht möglich, daß A. St.[1]) ein paar Worte darüber in der Nationalzeitung sagt, um so mehr, als jetzt allerhand von ihm herrührende Besprechungen darin zu finden sind. Mein Kreuzzeitungstum, das ein Hindernis sein könnte, tritt doch wirklich kaum in dem Buche zutage. Auch ist das echte, ideale Kreuzzeitungstum eine Sache, die bei Freund und Feind respektiert werden muß, denn sie ist gleichbedeutend mit allem Guten, Hohen und Wahren. Das Zerrbild, das oft zutage tritt, ist nicht die Sache selbst. Wie immer Ihr Th. Fontane

An Emilie Fontane.

91) Berlin, d. 23. Mai 1862.

Meine liebe, gute Frau.

Ich freue mich sehr, daß Ihr wohl angekommen seid, daß Dir nach 36 Stunden schon so war, als wärest Du 41 Tage lang gepflegt, und daß Frau Johanna durch einen einzigen tüchtigen Schrei unsre Martha[2]) von der Kletterkrankheit kuriert hat. Genieße diese sechs oder acht Wochen nach Möglichkeit und mache Dir keine unnützen Sorgen.

Gestern abend war ich bei Schacht[3]). Es war ganz nett, wiewohl doch einigen Gästen der Kreuzzeitungshaß (der mich immer ein bißchen mittrifft) deutlich auf der Stirne stand. Kommt es dann zum Gespräch, so sehen die Leute, daß der Teufel nicht voll so schwarz ist, wie sie glauben. Aber welche Gegensätze, welche Erbittrung und, ich muß es immer wieder sagen, welche Verblendung, welche Unbilligkeit, welche Phrasen, welcher Neid! Jeder möchte auch gern ein Herr „von" oder ein Graf sein. Unsre Partei umschließt viele Dummköpfe,

[1]) Adolf Stahr.

[2]) Fontanes einzige, im Jahre 1860 geboree Tochter, später verehel. Frau Professor Fritsch.

[3]) Medizinalrat Dr. Schacht, Besitzer der Polnischen Apotheke in Berlin, Fontanes ehemaliger Prinzipal und Schwiegervater seines Freundes Dr. Friedrich Wit in Rostock.

viele Egoisten, viele Fromm-Hochmütige usw., aber ich habe trotzdem die feste Überzeugung, daß die größre Anzahl nobler, bescheidner, opferbereiter und mutiger Charaktere auf unsrer Seite steht. Du weißt am besten, daß ich auch das Gegenteil sagen würde, wenn mir danach ums Herz wäre. Witte machte übrigens eine ausgezeichnet gute Bemerkung: „Wer sich zum zweitenmal verheiratet, verdient nicht, daß ihm die erste Frau gestorben ist.“ Du wirst hoffentlich guten Humor genug haben, um den Witz auch zu goutieren.

Nun leb' mir wohl; küsse Klein-Martha und sei herzlichst gegrüßt und geküßt von Deinem Theodor

An Emilie Fontane.

92) Berlin, d. 4. Juni 1862.

Meine liebe, gute Frau.

Am Montag erhielt ich mein Gehalt, aber keine Zulage. Da Beutner[1]) in diesem Punkte höchst anständig ist, so ist es gar keine Frage, daß er seine Äußerung im vorigen Jahre anders gemeint hat, und zwar so: „Später (d. h. nach ein, zwei, drei Jahren) mehr.“ So lächerlich, ja so unglaublich es klingen mag, so ist es doch buchstäblich wahr, daß ich mich vor einer Zulage geradezu fürchtete; ich finde nämlich, daß 900 Taler ein höchst anständiges Gehalt ist für das, was ich leiste (täglich drei Stunden, von $9^1/_2$ bis $12^1/_2$), und daß eine Zulage nur dann einen Sinn gehabt hätte, wenn es darauf angekommen wäre, mir einen Sporn zu gesteigerter Tätigkeit zu geben. Davon kann aber auch keine Rede sein. Alles, was man von mir fordern kann und wirklich fordert, das tu' ich; aber darüber hinaus geht es nicht, weil man ein Plus an Arbeit gar nicht würde brauchen können. Ich leiste das Nötige, das, was gewünscht und gebraucht wird, aber diese Leistung ist mit 600 Taler bezahlt. Das ist nicht Bescheidenheit, sondern

[1]) Dr. Beutner, der damalige Chefredakteur der Kreuzzeitung.

die reine, blanke Wahrheit. Es kommt noch ein andres hinzu. Ich glaube nämlich, daß Hesekiel[1]) auch nur 1000 Taler erhält, und ich kann mich in der Tat gar nicht mit ihm vergleichen; erstens ist er nun 14 Jahre beim Bau (das ist doch was), zweitens weiß er mehr und drittens leistet er mehr. Es hätte mich ein Gleichrangieren mit ihm in eine schiefe Stellung gebracht.

In der Gesellschaft bei W. am Sonntag, wo nach alter Sitte einige Grafen und Exzellenzen versammelt waren, war es eigentlich recht langweilig. Ich sehe doch die Tage kommen, wo ich mich aus diesem Krimskrams wieder zurückziehen werde. Als Schule haben solche Gesellschaften Wert, als Vergnügen stehen sie meist (einzelne Ausnahmen zugegeben) auf sehr niedriger Stufe. Ich glaube, daß ich jetzt den „Ton" einigermaßen gelernt habe. Bis zur Perfektion werd' ich es nicht bringen, ist aber auch nicht nötig; nur das Stolperstadium (körperlich wie geistig) muß man hinter sich haben. Und soweit bin ich am Ende.

Küsse den Liebling und sei geküßt von Deinem

Theodor

An Emilie Fontane.

93) Berlin, d. 10. Juni 1862.

Meine liebe, gute Frau.

Vielleicht empfindest Du es als eine kleine Aufmerksamkeit, daß ich heute schon wieder schreibe. Ich war am Freitag bei Hertz, den ich sehr lange nicht gesehn hatte. Er sagte mir, daß im nächsten Jahre wohl eine zweite Auflage der „Wanderungen" nötig werden würde. So ständen uns denn für das nächste Jahr 600 Taler Buchhändlerhonorar in Aussicht, was immerhin sehr angenehm ist. Außerdem hat eine solche

[1]) Ausführliches über Dr. George Hesekiel in Fontanes „Von Zwanzig bis Dreißig", vgl. Bd. 2, S. 288 ff.

zweite Auflage doch auch wirklich literarisch einiges Gewicht. Arbeit würd' ich noch viel davon haben, aber der unterzieht man sich unter solchen Umständen ja herzensgern. Kommt es wirklich im nächsten Jahr zu einer für unsre Verhältnisse so bedeutenden Extraeinnahme, so hoff' ich, daß wir alle unsre Schulden abtragen können. Und vielleicht bleibt noch was übrig zu einem Schein oder Papier; es würde mich sehr glücklich machen, denn die kleinen Nöte haben doch etwas höchst Bedrückendes und haben uns während der ersten Jahre unsrer Ehe unendlichen Schaden getan. Jetzt, im Rückblick, erscheint es mir wunderbar genug, daß es noch so gegangen ist und nicht schlimmer.

Nun aber zu Deinem Brief.

Die Geschichte von der Frau Oberst O. ist sehr reizend. Eigentlich bin ich auch ein Beispiel davon, wie man so ganz allmählich bei den Leuten avancieren kann. Ich wurde Schriftsteller, Literat (was ich nach der strengen Bedeutung des Wortes, nämlich ein „Studierter", weder war noch bin), dann avancierte ich allmählich zum Doktor und jetzt bin ich schon überwiegend Professor. Schade, daß die Karriere damit schon abgeschnitten ist, sonst könnte man's noch zu was bringen.

Was Du über die modernen englischen Romane sagst, ist richtig, doch gibt es einzelne Ausnahmen, und unter diesen Ausnahmen sind mehr oder weniger die Romane der Elliot. Was ihr fehlt, ist ein andres. Während die andern eigentlich nur Details haben, hat sie (schon künstlerischer als die andern) Details und Komposition; sie versieht es nur im Maß. Es ist nicht richtig, daß sie über die Details die Komposition vergißt; die Details machen sich nur zu breit. Gegen die Qualität des Ganzen ist nichts zu sagen, nur die Quantität der Beobachtungen und Einzelschilderungen wirkt bedrückend. Es ist (das Buch) eine wohlanständig, regelrecht und sauber ge-

kleidete Dame, die ihren Schmuck auch an der rechten Stelle trägt; nur hat sie die Eigentümlichkeit, an einen Ohrring noch einen andern anzuhängen und so fort und fort, bis das halbe Dutzend voll ist.

Deine kleine Reprimande wegen der „Grafen und Exzellenzen" ist wohl ziemlich unverdient; ich dächte doch, daß ich mich in meinem Briefe selbst genugsam darüber ausgesprochen habe. Das ist zwar wahr, daß ich mehr mit Adel als Bürgertum in Berührung bin, aber das ist teils eine Folge meines Metiers (Poet und „Wanderungen"-Schreiber), teils eine Folge meiner politischen Richtung. Poeten und Künstler haben zu allen Zeiten fast ausschließlich Verkehr mit Fürsten, Adel und Patriziat gehabt; es ist ja auch ganz natürlich. Heutzutage freilich, wo der Bürgerstand (im weitesten Sinne) eine hervorragende Bedeutung hat und zum Teil gerade der Träger all der Vorzüge ist, die sonst dem Adel und der Geistlichkeit eigen waren, brauchte es nicht mehr so zu sein; wer aber im Lager der „Feudalen" fischt, der muß sich noch mit den alten Elementen behelfen.

Mathilde[1]) grüßt; alles geht gut, ich muß sie durchaus loben. Mit Rechnungsbüchern quält sie mich nicht, was mir sehr lieb ist. Nun lebe wohl, küsse meinen Liebling, die wilde Range (schreibe mir auch immer von ihr), und sei selber allerherzlichst geküßt von Deinem alten Theo

An Emilie Fontane.

94) Berlin, d. 23. Juni 1862.

Meine liebe, gute Frau.

Du fragst, ob Du mir fehlst? Allerdings fehlst Du mir, nicht wegen Suppe und Braten (was wirklich für halbwegs

[1]) Mathilde Gerecke aus Berlin (in der Familie gewöhnlich „Tilla" genannt). Sie hat, mit einer mehrjährigen Unterbrechung, im ganzen 14 Jahre in Fontanes Dienst zugebracht und spielt auch noch in späteren Briefen eine nicht unrühmliche Rolle.

anständige Menschen ein zu spießbürgerlicher Standpunkt wäre), sondern aus allen möglichen andern Gründen. Es würde dies noch viel mehr der Fall sein, wenn ich nicht gerade in diesen Wochen wieder gesehn hätte, daß unsereins ein vollständiges Hetzleben führt und daß, wie es Frauen gibt, die sich beständig fragen: was kochst du heute? unsereins die Fieber erzeugende Frage nicht los wird: Was arbeitest du heute? Der innerliche Mensch ist immer in einer Art Aufregung und Aktion, immer in der Angst: Wie wird das werden? Welches Buch brauchst du? An wen mußt du noch schreiben? Wer weiß etwas davon? Wie komponierst du dies, wie gruppierst du das usw. usw. Dies ist die Aufregung bei der Arbeit; aber diese Aufregung ist lange nicht das schlimmste; das schlimmste ist die Sorge: Wird es auch nicht dummes Zeug sein? Oder das bestimmte Gefühl: „So geht es nicht, das ist albern, das ist verbraucht," und infolge davon die Notwendigkeit, oft mit schon angegriffenen Nerven etwas Andres, Neues an die Stelle des Alten zu setzen.

Ich schreibe Dir über diesen Prozeß so ausführlich, um dadurch, allen Ernstes, Dein Mitleid zu erwecken. Denke Dir einen innerlich derart abgehetzten Menschen, der mit Recht verstimmt ist, weil die Sachen nicht so kommen wollen, wie er möchte, und solch armer Kerl soll nun wegen Lieblosigkeit, Mangel an Aufmerksamkeit usw. angeklagt werden. Es ist eine wirkliche Grausamkeit, der Essigschwamm für den Durstigen. Ich versichre Dir, daß ich oft viel lieber spazierenginge oder plauderte oder im Fenster läge. Aber es geht nicht, und ich bitte Dich, mich in Zukunft nach dieser Seite hin etwas besser zu behandeln. Jeder geistig tätige Mann, dessen geistige Beschäftigung noch dazu das tägliche Brot schaffen muß, kann seine Zeit zwischen Arbeit und Familie nur sehr ungleich teilen; die Familie wird, was Zahl der Stunden angeht, immer etwas zu kurz kommen. Man sollte sich vielleicht nur öfter Ferien

gönnen und alle Monate mal sagen: „Nun wird acht Tage lang nicht gearbeitet.“ Weiß es Gott, daß mir das sehr angenehm sein würde; aber ich habe bis jetzt zu dieser ruhigen Verteilung meiner Zeit noch nicht kommen können. Auch ist es deshalb schwer, weil man innerlich eigentlich nie fertig wird und Neues gleich nachrückt (und zwar unaufgefordert), wenn das Alte abgearbeitet ist.

Ich will diese lange Abhandlung doch mit einer trostreichen Betrachtung schließen. So unbequem dies beständige innerliche Engagiertsein für mich und so empfindlich es gelegentlich für Dich ist, so ist auf die Dauer — in the long run, wie die Engländer sagen — eine solche Existenz doch für beide Teile die allein glücklich machende. Wer immer bei „Muttern“ ist, wird notwendig ein Philister, ein lederner Patron, dessen Langeweile nachher viel verdrießlicher wirkt als die Unruhe des immer Beschäftigten, der eben nur Stunden und Tage hat, wo er zur Ruhe kommt, in solchen Stunden aber auch die Ruhe und alles Glück des Familienlebens doppelt genießt. Da hast Du's! Dein Theodor

An Emilie Fontane.

95) Berlin, d. 9. Juli 1862.

Meine liebe, gute Frau.

Du fürchtest allerhand Unangenehmes hier vorzufinden, worauf ich nur (unberufen und unbeschrien) erwidern kann: Nicht, daß ich wüßte. Natürlich wird dies und das nicht so sein, wie Du wünschst, aber nach meiner Kenntnis der Sachlage kann es sich dabei nur um Kleinigkeiten handeln. Selbst in der Wirtschaft hab' ich mich sehr zusammengenommen und durch ein Minimum von Gastfreundschaft die Ausgaben beschränkt. Gesellschaften geben und gemeinschaftlich reisen, sind Dinge, zu denen wir es wohl nicht bringen werden; will man dergleichen ordentlich und anständig in Szene setzen, so

ist es sehr teuer, was dann zwischen Dir und mir leicht zu Streitigkeiten führt. Dazu kommt noch, daß Du die Schwäche hast, von mir die Ausführung jedesmal dessen zu verlangen, was Dir als richtig vorschwebt, ohne Rücksicht auf meine Ansicht und meine Stimmung zu nehmen (es ist z. B. sehr schwer, jemanden auf Kommando zu rüffeln). So erklär' ich mir's, daß wir mit unsern gemeinschaftlichen Reiseversuchen immer so herzlich schlecht gefahren sind; es ist ganz unmöglich, in Reisestimmung zu bleiben, wenn man in seinem Benehmen gegen Wirte, Kellner, Droschkenkutscher, Portiers und Kastellane beständig kritisiert, d. h. getadelt wird. Du kannst Dir denken, daß ich Dir das nicht im Bösen sage, meine Seele ist frei von jeder Gereiztheit; aber vielleicht gibst Du mir recht und findest, daß ich das traurige Faktum beständigen Ärgers, so wie wir gemeinschaftlich in die Droschke steigen, ziemlich richtig erkläre. Die kümmerlichen Verhältnisse, in denen wir soviele Jahre gelebt haben und bis auf einen gewissen Grad noch leben, haben Dir eine Gewohnheit und ein Anrecht der Kontrolle über alles, was ich tue, gegeben, ein Kontrollrecht, das mitunter zu weit geht und namentlich dann bedrücklich wird, wenn man mal aus dem alten Geleise heraus ist und ein bißchen freier aufatmen will.

Wider Willen bin ich in diese Betrachtung hineingeraten, ich wollte eigentlich nur einen kurzen Brief schreiben und nur Freundliches und Angenehmes; ich bitte Dich auch dringend, das Vorstehende nicht als Anklage, sondern bloß als Versuch einer psychologischen Erklärung auffassen zu wollen.

Was Du über Lepel schreibst, trifft unser Verhältnis nicht; es wäre alles au fond ebenso, wenn wir auch dieselbe politische Ansicht hätten. Denn, bei Lichte betrachtet, sind unsre politischen Ansichten blitzwenig verschieden — es ist ja nur eine seiner Voreingenommenheiten, daß er mit der ihm eigentümlichen Obstinazität dabei bleibt, ich gehörte mit zu

einer Klasse rätselvoller Verschworener, die Waldeck als saure Sülze zum Frühstück und Twesten als künstlichen Rehbraten zu Mittag verzehren wollen. Unsre Art, uns zu gerieren, Welt und Menschen zu betrachten, stimmt nicht mehr zusammen: da liegt's, nicht in Zivilehe, Judenfrage und Militärbudget.

Ich stecke jetzt noch wacker in der Arbeit, aber bis Sonntag beende ich jedenfalls die letzten Kapitel, an denen ich beschäftigt bin. Dann mache ich Schicht, und die nächste Woche gehört ganz meiner lieben Frau, die ich mich herzlich freue wiederzusehn. Du kannst dann von mir fordern, was Du willst, nur nicht 1000 Taler. Auf frohes Wiedersehn. Dein

Theodor

An Emilie Fontane.

96) Berlin, d. 31. Juli 1862.

Meine liebe, gute Frau.

Dies werden nun also die letzten Zeilen sein, die Dich vorläufig am Ruppiner See aufsuchen.

Erlebt hab' ich in diesen Tagen wenig oder gar nichts, aber so gleichförmig die Tage waren, so abwechslungsreich waren die Nächte. Am Sonntag schlief ich noch an alter Stelle und unter den alten gesicherten Verhältnissen, wenn man ein Liegen auf Sprungfedern, die alle auf dem Punkt stehn, einem ihre Spitzen in den Leib zu bohren, noch „gesicherte Verhältnisse" nennen kann. Schon am Montag änderte sich die Sache. Der Tapezierer hatte meine Matratze abgeholt, und so zog ich denn in Dein Bett — meine Bettstelle wie einen Rahmen, in dem das Bild und das Glas fehlten, neben mir. Es hatte etwas Schauerliches, Abgrundhaftes, aber die Kute der alten wackren Matratze, in der ich sicher wie in einem Troge lag, enthob mich wenigstens des Gefühls einer drohenden Gefahr. Auch dies sollte anders werden. Am Dienstag kehrte

meine Matratze zurück, ohngefähr so, wie Du von Deiner schlesischen Reise — jung und dick geworden, und Deine Matratze wanderte nunmehr den Weg des Tapezierers. So kam der Dienstagabend; ich bestieg ahnungslos mein Lager. Den Bettstellenabgrund, den ich am Abend vorher zur Linken gehabt hatte, hatt' ich nun zur Rechten, und gefahrlos, wie ich die vorige Nacht am Abgrund geschlafen hatte, hoffte ich diese Nacht wieder schlafen zu können. Aber da hatt' ich die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Während ich die Nacht vorher auf der alten Matratze wie in einem sichren Troge gelegen hatte, lag ich jetzt auf der strammen, neuen Matratze wie auf einem umgestülpten Troge, jeden Augenblick in Gefahr, von der Rundung herunterzukollern. Endlich stellt' ich den Nachttisch in die Höhle hinein, um eine Art Gegenhalt zu gewinnen, und so, vor dem Äußersten gesichert, schlief ich ein. Seit gestern abend ist auch Deine Matratze wieder zurück, und der Abgrund hat sich geschlossen. Die Matratzen selbst sind aber durch die neue Polsterung so hoch geworden, daß ich gestern das Gefühl hatte, ich stiege in eine Art von Hängeboden oder schliefe in einer zweiten Etage.

Georges Schule hat heut wieder begonnen. Nach dem Tee war er eine Stunde bei mir und plauderte mit mir ganz nett, verständig und manierlich. Heut mittag hatten wir folgendes Zwiegespräch:

George: Essen die Holländer immer holländische Sauce?

Ich: Nein. Ebensowenig wie die Braunschweiger immer Braunschweiger Wurst essen.

George: So mein' ich es nicht. Ich mein' es so: wenn die Braunschweiger überhaupt Wurst essen, essen sie dann Braunschweiger Wurst?

Diese Deduktion, um gerecht zu sein, ist für einen kaum elfjährigen Jungen allerdings ganz brillant; er fühlte sofort heraus, daß meine Erwiderung nicht genau passe, und traf

dann in seiner Weiterfrage sehr richtig und sehr scharfsinnig die schwache Stelle meines Vergleichs.

Lebe wohl. Auf frohes Wiedersehen! Dein

Theodor

An Emilie Fontane.

97) Wriezen, 16. September 1862.

Meine liebe, gute Frau.

Diese Zeilen erreichen Dich hoffentlich in gutem Wohlsein. Mir geht es gut, nur mein Magen ist verstimmt — die letzten Klopse am Sonnabend widerstanden mir nämlich, und ich aß sie doch; diese drei Fleischklöße liegen mir nämlich wie drei Sünden im Leibe und werfen mich nachts hin und her. Einnehmen kann ich nichts, da ich doch möglicherweise in den nächsten 24 Stunden mit Komtessen durch Parks schlendre, wo dann ein plötzliches: „Komtesse, entschuldigen Sie" mindestens keinen günstigen Eindruck hervorrufen würde.

Ich war am Sonntag in Falkenberg, Köthen und Freienwalde, um sechs bei Vater draußen[1]), den ich sehr munter traf. Er hat ein schwarzes Schwein, einen großen Liebling, den er „den Pastor von Kükendorf" nennt. So hat er seinen kleinen Spaß. Wir plauderten sechs Stunden lang, unter Verhöhnung aller üblichen Gesetze der Logik und Konsequenz. Im ganzen aber war er doch nicht so exzentrisch und sprunghaft wie bei früheren Besuchen.

Gestern um zwölf wieder in Freienwalde. Sechs Stunden lang geklettert. Von sechs bis acht reizende Fahrt nach dem Schloßberg; von acht bis elf mit dem Dichter und Drechslermeister Weise beim Biere geplaudert. Um 11½ nach Wriezen, um eins im goldnen Löwen zu Bett, um zwei eine Wanze ge-

[1]) Der von seiner Frau getrennt lebende Vater Fontanes hatte auf einer kleinen Besitzung in Schiffmühle bei Freienwalde a. O. sich niedergelassen. Man vergleiche die Schilderung eines späteren Besuches bei ihm in „Meine Kinderjahre".

fangen und langsam gebraten, dann rachebefriedigt eingeschlafen. Heut früh hab' ich Briefe geschrieben, darunter diesen an die mir Angetraute.

Grüße alles, besonders den Liebling, und sei geküßt von Deinem Gatten und Märker Theodor

An Emilie Fontane.

98) Berlin, 12. Juli 1863.

Meine liebe Frau.

Heute früh habe ich Dein Briefchen erhalten und mich sehr gefreut, daß es Dir und den Kindern wohlergeht. Auch mir geht es ganz gut, und wiewohl ich keineswegs immer in Einsamkeit leben möchte, so muß ich doch anderseits offen gestehn, daß man auf eine kurze Zeit in solcher Einsamkeit ordentlich aufatmet. Als glücklicher Familienvater, mit Frau und drei Kindern um mich her, befind' ich mich eigentlich konstant in der nervösen Aufregung einer Besatzung, die jeden Augenblick einen Angriff erwartet, und ich darf sagen, daß ich nunmehr das Gefühl der Ruhe, des Ungestörtseins dankbar genieße. Des Morgens kann ich ruhig eine Viertelstunde lang gurgeln, ohne irgend wen zu belästigen und meinerseits durch Zeichen des Mißfallens belästigt zu werden. Auch bei Tisch ist es mir eine Erquickung, nichts von Erziehung zu hören oder selber erziehen zu müssen. Ich habe für diese Partien des Familienlebens keinen Sinn; es hängt das damit zusammen, daß mir überhaupt ganz und gar der bürgerliche Sinn fehlt, und daß mich nur das Adlige interessiert. Ich verwahre mich übrigens feierlich dagegen, daß das, was ich „adlig" nenne, bloß an der Menschenklasse haftet, die man „Adel" nennt; es kommt in allen Ständen vor, es ist der Sinn für das Allgemeine, für das Ideale und die Abneigung gegen den Krimskrams des engsten Zirkels, dessen Abgeschlossenheit von selbst dafür sorgt, daß aus jedem P. ein Donnerschlag wird. Die Alten ließen

diesen Kleinkram durch ihre Sklaven besorgen; heutzutage hat man Bonnen zu diesem Zweck oder (in Frankreich) Klosterpensionate. Ich weiß alles, was dagegen zu sagen ist, aber ich kann mir nicht helfen, es ist doch alles mehr nach meinem Geschmack.

Ich bin fast immer zu Hause und arbeite. Doch war ich heute von zwölf bis drei in der „Ausstellung der Denkwürdigkeiten aus der Zeit Friedrichs II.". Es war sehr anstrengend für mich, aber sehr lehrreich und sehr interessant. Zwischen ein und zwei Uhr waren etwa zwölf Menschen da, von zwei bis drei ich ganz allein. Unter den Zwölfen war K. aus X.; ich tat aber, als ob ich ihn nicht sähe, weil nichts furchtbarer für mich ist, als an solcher Stelle, wo mich alles interessiert und ich jeden Nerv anstrenge, um mir die Dinge für immer einzuprägen, die Zeit mit Quatschereien hinbringen zu müssen. Lebe wohl, Dein Theodor

An Emilie Fontane.

99) Heringsdorf, d. 24. August 1863.

Meine liebe, gute Frau.

Es sind erst zwei Tage und zwei Stunden, seit ich von Berlin fort bin, und schon habe ich so viele Eindrücke empfangen, so viele alte und neue Menschen gesehn und gesprochen, daß mir zumute ist, als hätte ich den Berliner Staub und die Berliner Rinnsteine schon wochenlang hinter mir. Staub und Rinnsteine, da haben wir's. Es läßt sich gegen diese Badereiserei gewiß sehr viel sagen; in hundert kleinen Dingen verschlechtert man sich, es fehlt an Komfort und manchem andern noch, aber man hat Ruhe und frische Luft, und diese beiden Dinge wirken wie Wunder und erfüllen Nerven, Blut und Lungen mit einer stillen Wonne. Selbst in Swinemünde hatte ich am Sonnabend schon dies Gefühl, hier habe ich es seit gestern in einem sehr verstärkten Grade.

Stettin gefiel mir außerordentlich; der Sonnabend (Markt) und der Strom voller Boote von den benachbarten Oderdörfern tat das seinige, um das Bild besonders anziehend zu machen. Das Dampfschiff (der Neptun) setzte sich bald in Bewegung ($11^1/_2$), und nun ging es stromab in das Haff hinein. Es erinnerte mich sehr an die Dampfschiffahrten in Schottland; auch kann ich nicht sagen, daß wir bei diesem Vergleich, namentlich in bezug auf die Menschen, sehr zu kurz gekommen wären. Nur freilich fehlte es ganz an eigentlicher Damenelegance, wovon man in England und Schottland wenigstens immer was sieht. Die Landschaftsbilder waren anmutig, aber doch durchaus nicht so schön, wie die Elbufer um Hamburg herum. Um vier waren wir in Swinemünde.

An der Stelle, wo ich (es war ein wackliges altes Fachwerkhaus, darin die Ressource war) als 14jähriger Junge, angetan mit einem blauen Bastard von Frack und Jacke, getanzt und bei „Pfänderspiel" und „Wohnungsvermieten" zuerst die Unbefriedigtheit des jungen Poetenherzens empfunden hatte, erhebt sich jetzt ein großes Hotel mit vielen Balkonen und einem Eckturm, ein Gasthaus, das in Erscheinung und Größe keinem Berliner etwas nachgibt. Auch das Geschlecht der Kellner schien aus Berlin zu sein, womit ihr Urteil gesprochen ist. Ich zog mich um und ging dann in die Stadt. Es ist alles anders geworden. Leutnants und Soldaten treiben sich in den Straßen herum, dazwischen Marineoffiziere und Matrosen „von der Flotte"; ein riesiger Leuchtturm flankiert und überragt das ganze Bild, Dampfer kommen und gehn, und zu beiden Seiten des Stroms erheben sich die neuen Befestigungswerke mit ihren Türmen und Bastionen. All' das ist neu. Aber auch die Stadt selbst hat sich sehr verändert, und in abermals 30 Jahren wird sie vermutlich den Charakter einer kleinen Schifferstadt mit Giebelhäusern völlig verloren haben. Diese Giebel, die Bäume vor den Türen und eine Art Gitter, das

hürdenartig diese Bäume einschloß, waren das hübscheste an der Stadt, aber alles das ist auf dem Punkt zu verschwinden. Nur der Kastanienbaum steht noch, aus dessen Spitze ich (beim Kastanienpflücken) niederstürzte, wobei einer der untenstehenden Jungens ausrief: „Donnerwetter, nu kommt 'ne große."

Dies führt mich natürlich auf das Haus, darin ich fünf Jahre lang gelebt, gelernt, gespielt, gelacht, geweint habe. Es ist total 'runtergekommen. Die Apotheke ist verlegt, und in dem Lokal, wo sonst rezeptiert wurde und wo der katholische Gehilfe dem protestantischen Kollegen mit dem Messingleuchter einen Schlag auf den Kopf gab, ist jetzt ein schmieriger Kaufmannsladen. Der Flur, die Küche, die winklige Treppe, die Einteilung der Zimmer ist (wenigstens an der Wohnseite) unverändert geblieben; aber wiewohl es nie was Schönes war, so hat es sich doch bedeutend verschlechtert, denn alles ist dreckig und absolut ruppig geworden. Die Hof- und Garteneinrichtung ist völlig umgestaltet. Doch steht noch der Nußbaum, der damals seine noch jungen Zweige in das Fenster von Papas Stube — da, wo sein Sekretär mit der ewig knarrenden Klappe stand — hineinwachsen ließ. Ich bin in solchen Dingen so unsentimental wie möglich, und ich kann nicht sagen, daß das alles mich tief ergriffen hätte; aber von leiser Wehmut, von einer gewissen Herbststimmung wird das Herz doch beschlichen.

Dunkle Zypressen; —
Ring' dich nicht ab,
Es wird doch alles vergessen.

sagt Storm, und er hat recht. Immer wieder lief ich durch die Straßen der Stadt, aber ich sah kein bekanntes Gesicht; sie sind alle fort, verzogen, die meisten sehr weit. Gestern um elf nahm ich einen Wagen und fuhr am Strande entlang hierher. Das Wetter ist schlecht, gestern Wind, heute Regen, und doch muß ich sagen, es ist entzückend. Das Zimmer, das

ich bewohne, ist freundlich, geräumig, das Haus selbst ganz allerliebst, der Blick durch Bäume hindurch auf das graue Meer poetisch und für Herz und Sinne unendlich wohltuend. Lepel kam bald, um mich zu besuchen. Dann streifte ich durch den Wald; auf der Rückkehr, mitten im Buchengrün, hörte ich Orgelklänge, denen nachgehend ich in die „Waldkirche" kam, die, geschmackvoll, mit ihrem rotbraunen Ziegelton aus dem Waldesgrün emporwächst. Die Kirche war aus, und die schmalen Steige fingen an, sich mit heimkehrenden Kirchgängerinnen zu beleben. Dazu die Stille, nur Waldes- und Meeresrauschen — es machte einen überaus freundlichen Eindruck auf mich. Bald darauf ging es im großen Gasthaus zu Tisch. Drei lange Tafeln, im ganzen vielleicht 120 bis 150 Personen. Hier traf ich endlich auch Roquette, der sehr munter und sehr freundlich war. Nach Tisch zum Kaffee in die „Försterei", halber Weg nach Ahlbeck. Hier kam das ganze Convivchen zusammen.

Nun weißt Du alles. Noch ein Wort über Dein Kommen und Nichtkommen. Ich denke bei jedem schönen Anblick an Dich, und doch kann ich Dir jetzt nicht zureden: „Komm." Denn alles um mich her ist (im weitesten Sinne) doch nur für den single gentleman eingerichtet, und für Dich würde sich — bei all Deiner Anspruchslosigkeit (die ich zugebe) — doch gleich eine Fülle von Mängeln herausstellen. Du würdest, namentlich bei ungünstigem Wetter, Dich unbehaglich und gelangweilt fühlen. Es ist aber ein großer Unterschied, ob man solche Zustände allein oder in Gesellschaft eines andern durchzumachen hat. Bis zu einem gewissen Grade hat der Mann die Verpflichtung, diese grauen Stunden abzuhalten, und kommen sie doch, so wird er dafür verantwortlich gemacht oder glaubt doch, daß er's wird.

Nun leb' mir wohl; grüße und küsse die Kinder von Deinem

Theodor

An Wilhelm Hertz.

100) Berlin, d. 3. September 1863.

Sehr geehrter Herr Hertz.

Mit einer Art Wehmut las ich jenen Brief. Nachdem ich mich wie ein Pferd gequält und meiner Meinung nach das Äußerste geleistet habe, werde ich in Anklagezustand versetzt. Ich will gegen die einzelnen Punkte, die nicht ganz, aber im wesentlichen richtig sind, nichts sagen. Ich glaube nur, es hängt bei diesen Dingen alles davon ab, welcher Art und welchen Charakters der Schriftsteller ist, der ein Buch drucken läßt. Gehört er zu denen, die (wie talentvoll sie immerhin sein mögen) den Grundsatz haben: „Es kommt auf eine Hand voll Noten nicht an", so wird er natürlich gegen einen Druckfehler oder sonstigen Fehler ganz gleichgültig sein und nicht zwei Abende lang sich den Kopf zersinnen, um ein hübsches und passendes Motto für dies oder das Kapitel zu finden. Ist der Schriftsteller aber exakt bis zum Peinlichen und meinetwegen Kleinlichen, so wird er — und wenn er zehnmal geglaubt hat, mit der Sache fertig zu sein — immer noch wieder etwas finden, das er ändern, bessern, erweitern möchte, und dies Verlangen wird natürlich zu kleinen Unbequemlichkeiten für den Drucker führen.

Ich habe nicht das Gefühl, nach dieser Seite hin geradezu mißbräuchlich operiert zu haben, gebe aber zu, daß ich an der „Immer-besser-machen-wollen"-Krankheit bis zu einem gewissen Grade laboriere. Gebe auch zu, daß das bei Arbeiten, die zuletzt doch nur mit Luise Mühlbach in einen Topf geworfen werden, etwas Lächerliches hat. Dennoch aber kann man nun mal aus seiner Haut nicht heraus, und einzelne Leser gibt es und wird es immer geben, die gerade das, was mit dieser langweiligen Peinlichkeit zusammenhängt, als das Beste des Buchs, nämlich als den Trieb, auch im Kleinen und Kleinsten möglichst perfekt zu sein, freundlichst anerkennen werden.

Pardon, ich wollte Ihnen eigentlich einen heiteren Brief schreiben, und nun ist die Geschichte schrecklich ehrpußlich geworden. Wie immer Ihr Th. Fontane

An Wilhelm Hertz.

101) Dienstagabend, d. 8. Dezember 1863.

Sehr geehrter Herr Hertz.

Professor Stahr hat ja heute in der „Nationalzeitung" losgeschossen; für den Fall, daß Sie's noch nicht gelesen, lege ich die betreffende Nummer bei. Ich bin mit der Kritik ganz zufrieden. Der Schlußsatz, der etwas starker Tabak ist, trifft mich so ganz und gar nicht (Marwitz ist tot, und vor dem toten Löwen in Respekt den Hut zu ziehn, während die Mäuse an ihm herumknabbern, ist sicherlich nicht bedientenhaft), daß ich ein paar Entgegnungsworte darauf, wie Sie herausfühlen werden, mit großer Ruhe, mit der Ruh' des guten Gewissens geschrieben habe.

Die Frage entsteht aber doch, ob es geraten ist, den Brief, von dem ich eben etwa ein Drittel gestrichen habe, abzusenden. Ihr Urteil soll entscheiden. Im allgemeinen habe ich die Maxime des „Gehenlassens", des Schweigens. Ich statuiere aber Ausnahmen, und hier scheint mir ein Fall vorzuliegen, der eine Ausnahme fast erheischt. Stahr ist ein Mann nicht ohne ein gewisses Wohlwollen für mich, also ein Gegner, mit dem sich reden läßt; zu gleicher Zeit ein Mann von einem gewissen Ansehn in seinem Kreise. Es liegt mir daran, daß man mein Buch, seinen Zweck und seine Entstehungsgeschichte ebenso wie meine völlig freie nur allzuoft gegnerische Stellung unserm Adel gegenüber richtig erkennt. Der Adel wird nie den kleinen Finger für mich erheben. Er braucht es auch nicht; aber es ist doch hart, vom Adel nichts zu haben und doch zugleich, bloß weil man sich müht, Gerechtigkeit zu üben, als eine Art Söldner angesehn zu werden. Ich diene nach freier Wahl, aber nicht

für 1 Taler und 8 Groschen. Ihrem freundlichen Bescheid sowie der Rücksendung von Brief und Zeitung entgegensehend, Ihr ergebenster Th. Fontane

An Emilie Fontane (Mutter).

102) Berlin, d. 21. Februar 1864.

Meine liebe, gute Mama.

Es ist ein stiller Sonntagabend, alles ist zu Bett, und ich benutze eine freie halbe Stunde, um Dir zu schreiben.

Lieschen, die am Freitagnachmittag mit Jenny ein paar Stunden bei uns war, hat mich in Deinem Namen über mein Schweigen und Nichtrapportieren ausgescholten, und ich habe die Schelte als wohlverdient ruhig hingenommen. Wohlverdient, und doch bin ich auch anderseits recht sehr zu entschuldigen. Es liegt wirklich ziemlich viel auf meinen Schultern, und bei dem aufrichtigsten Bestreben, nach allen Seiten hin artig und rücksichtsvoll zu sein, besonders auch gegen Vater und Mutter (denn ich verachte die Nüpeleien, die sich erwachsene Kinder so oft gegen ihre Eltern erlauben), ist es doch sehr schwer, dies mit Konsequenz und zu allen Zeiten durchzuführen. Ist Emilie rührig, so ist sie mir in allen diesen Sachen eine große Stütze; sie macht die Visiten, die ich beim besten Willen nicht machen kann, sie schreibt einen Brief, macht einen Gang usw. usw. Nun habe ich aber schon seit Monaten dieser Stütze entbehrt, und alles, was überhaupt gemacht werden soll, muß ich selber machen. Ohne ein so gutes Mädchen, wie unsre Mathilde ist, wäre es gar nicht durchzuführen; denn zuletzt bleibt doch meine eigentliche Aufgabe nicht die, mich um hundert Kleinigkeiten zu kümmern, sondern es handelt sich vielmehr um die eine große Hauptsache, das Geld zu verdienen, das nötig ist, um die ganze Maschinerie im Gange zu erhalten.

Das ist nicht ganz leicht, und nur diejenigen wissen davon zu erzählen, denen die schwere Aufgabe zufällt, infolge der

Eigentümlichkeit ihres Lebensberufs, alles allein machen zu müssen. Dies ist bei den wenigsten Lebensberufen der Fall. Der Schneider, der Schuster, wenn ihr Geschäft blüht, nehmen einfach einen Gesellen mehr, der seinen Tageslohn empfängt, während der Herr die großen Summen einsteckt und sich schließlich eine Tiergartenvilla baut, nachdem er 30 Jahre lang seinem Berufe nachgegangen ist, d. h. Maß genommen, Mittagsruhe gehalten und von sieben bis zehn Uhr Weißbier getrunken hat. Nur unsereins, der mit seinem Wissen und Verstand arbeitet, muß alles selber machen, kann keinen in Lohn und Kost nehmen, der ihm für 100 Taler 500 Taler verdienen hilft; unsereins muß immer selber'ran, muß immer selber'ran an die Ramme. Da ist's denn wahrlich nicht zu verwundern, wenn mitunter die Zeit nicht ausreicht und allerhand unterbleibt, weil eben die Hauptsache, der Lebensunterhalt, in erster Reihe verdient werden muß. Emilie hat im allgemeinen ein Einsehen davon, aber es kommt doch vor, daß sie sich überdies und das, das ich unterlassen haben soll, beschwert oder wundert, während sie doch wissen sollte, daß ich mir die Arbeiten, deren Ertrag uns erhält, nicht aus dem Ärmel schüttle.

Morgen sind es acht Tage, daß Emilie außer Bett ist[1]), doch ist sie noch krank und hinfällig und natürlich in nichts weniger als angenehmer Stimmung. Sie nimmt an nichts ein lebhaftes Interesse und brütet — wie das bei solchen tiefen Nervenverstimmungen immer der Fall ist — über der Vorstellung von ihrem eignen Elend und ihrer Hinfälligkeit. Zum Glück ist das Kind wohl und munter und die Amme bis jetzt tadellos. Das schlimmste ist, daß ich eigentlich außerstande bin, irgend etwas zur Heilung und Besserung zu tun.

[1]) Am 5. Februar 1864 war der jüngste Sohn Fontanes, Friedrich, später Inhaber der Verlagsbuchhandlung F. Fontane & Co., geboren worden.

Ich müßte sie aus ihrem jetzigen Leben herausreißen, sie in ein warmes Klima, in ein stilles Tal setzen können, mit zwei, drei sanften Menschen, die ihr angenehme Dinge sagen und ihr viel Liebe erweisen; dann würde ihr wieder wohler werden. Aber das kann ich ihr nicht verschaffen, selbst dann nicht, wenn die Geldmittel vorhanden wären. Denn das Leben ist hart und rauh, und Ärgernisse lassen sich durch keine Summe Geldes wegkaufen. Ich muß also die Dinge ruhig gehen lassen und erwarten, daß Gott alles gnädig und zum Besten lenken wird. Ich habe mir in früheren Jahren immer viel von längrem freundschaftlichen Besuch für Emiliens Stimmung versprochen, aber ich habe nicht erlebt, daß sie auf die Dauer das davon gehabt hat, was ich ihr dadurch zu verschaffen hoffte. Ich sagte mir nämlich: „Es ist wahr, du (d. h. also ich selber) bist nicht sehr interessant, du liest, du schreibst, du bist etwas nüchtern, du kannst den süßen Klageton nicht treffen, den Frauenherzen so gern hören — wohlan, sieh zu, daß irgendeine Freundin, eine Hausgenossin ihr das ersetzt, was du ihr nicht gewähren kannst.“ Aber diese Versuche haben, wenn auch keine schlechten, so doch auch keine guten Resultate ergeben. Ich kann Emilien keinen Vorwurf daraus machen. Wenn ihr das eine oder andre mißfiel, so hatte sie in der Regel guten Grund dazu; die Sache ist nur die — mit dem bloßen recht haben ist gar nichts gewonnen —, man muß auch heiter und liebenswürdig bleiben können, wenn der Mensch, mit dem man zusammenlebt, allerhand Dummes und Fehlerhaftes tut. Man muß es durchaus verstehn, fünf gerade sein zu lassen. Diese Nachsicht, diese heitre Milde, diesen guten Humor hat Emilie aber nicht, und deshalb bleibt sie am besten allein. Vielleicht ginge es mit einem liebenswürdigen jungen Dinge von 16 Jahren, die sich unterordnet, aber wo hat man eine solche zur Hand? Genug davon. Von Krieg und Frieden schreib' ich Dir nichts, Du wirst davon ziemlich ebensoviel wissen wie wir selber. — Nun

leb' mir wohl, meine liebe, gute Mama, verdirb Dir nicht die Augen an diesem Brief und behalte lieb Deinen Theodor

An Elise Fontane.

103) Berlin, d. 13. Juli 1864.

Mein liebes Lieschen.

Besten Dank für Dein Briefchen und für die liebenswürdigen Ciceronedienste, die Du unserm Freunde Heyse erwiesen hast. Er war vor zwei Stunden bei uns und ganz entzückt von seiner Reise, von seiner Ausbeute, von Spittel, von Ruppin, von Zirbeck und vor allem von den Bewohnern des Predigerwitwenhauses. Er war bester Laune und sagte, er wisse nun so viel über Spitteltum, daß er ein Büchelchen schreiben könnte: „Über die Kunst, in 24 Stunden ein altes Spittelweib zu werden." Er wisse nun alles. Auch verpflichte er sich jetzt, einen Fremdenführer durch Ruppin herausgeben zu können: „Ganz Ruppin in der Westentasche; Preis $2^1/_2$ Sgr."[1]).

Schreibe gelegentlich noch einige Details über Eure Wanderungen. Der Schlachtplan, wie Du ihn in notwendiger Verkürzung gemacht hast, war ganz vorzüglich — in der Tat das Beste vom Guten.

Tausend Grüße meiner guten Mama, wie immer Dein

Theodor

An Emilie Fontane.

104) Aalborg, d. 16. September 1864.

Meine liebe, gute Frau.

Heute früh sieben Uhr bin ich leidlich wohlbehalten hier in Aalborg eingetroffen, nachdem ich gestern nachmittag $3^1/_2$ Uhr Kopenhagen verlassen hatte[2]).

[1]) Heyse hat den damals gewonnenen Stoff allerdings erst nach längeren Jahren für seine i. J. 1886 erschienene Erzählung „Der Roman der Stiftsdame" verwertet.

[2]) Fontane befand sich damals auf einer Studienreise für sein Buch über den Krieg von 1864.

Seit heute früh haben die Äquinoktialstürme eingesetzt, und ich bin sehr froh, unter Dach und Fach zu sein; mit Ausnahme einer Partie auf dem Limfjord, die ich wahrscheinlich erst am Dienstag machen werde (denn die Partie von hier nach Skagen dauert hin und zurück drei Tage) habe ich nun keine Wasserfahrt mehr vor. Der Limfjord ist sehr schön, namentlich jetzt bei beinah Sturmwind.

Nach Skagen will und muß ich, und doch ist es in jeder Beziehung kein Spaß; als Solokrebs ist es doch leidlich unangenehm hier. Liebenswürdig ist anders.

Ist anders, ist anders,
Wär' ich nur erst in Randers.
In Skanderborg, in Skanderborg,
Da hat ein Ende alle Sorg'.
In Veile, in Veile,
Da hat es keine Eile.
In Flensburg, Schleswig und in Kiel,
Da bin ich wieder nah am Ziel.
Mit Dampf dann soll es südwärts gehn,
Gib, Gott, ein frohes Wiedersehen!

Heut über 14 Tage hoffe ich mit Gottes Hilfe wieder bei Dir zu sein. Über meine Erlebnisse zu schreiben, ist unmöglich; jeder Tag ein ganzes Aktenstück. Wenn ich nur leidlich wohl bleibe; im Sturm über Dünensand nach Skagen ist freilich nicht gesund.

Viele Grüße und Küsse den Kindern groß und klein. Dir den besten von Deinem Theodor

An Emilie Fontane (Mutter).

105) Berlin, d. 7. Januar 1866.

Meine liebe, gute Mama.

Die Dankesgeneigtheit dauert in der Regel nur so lange wie der Genuß; ich mache aber diesmal eine rühmliche Ausnahme; der ganze Beutel voll ist aufgeknabbert, und statt der unedlen Betrachtung: „warum war er nicht noch größer",

tritt — ohne volles Gesättigtsein — das edlere Gefühl des Befriedigtseins an mich heran. Sie (wenn ich Pronomina so unbestimmt gebrauche, spreche ich immer nur von Pfeffernüssen) waren diesmal von einer besondern Schönheit, und wenn ich mir, ohne anzüglich zu werden, erlauben darf, von einer Ruppiner Scharte des vorigen Jahres zu sprechen, so ist sie glänzend ausgewetzt. Versichere dem Manne, der diese an der Grenze des französischen Pfefferkuchens angelangte Pfeffernuß geleistet hat, meine persönliche Hochachtung; ich wäre noch unschlüssig, ob ich ihm in der nächsten Auflage der „Wanderungen" ein Kapitel widmen solle oder nicht.

Diese Wendung führt mich nun glücklich auf die Schinkel- bzw. auf die Vorlesungsfrage.

Ich habe zweierlei zu sagen:

1. daß ich Geheimrat Quastis[1]) Ansicht dahin teile, daß das Aufstellen einer Schinkel-Statue unter allen Umständen sein sehr Mißliches hat. Vor dem Gymnasium paßt nicht; erstens hat er auf dem Ruppiner Gymnasium nichts gelernt, zweitens erscheint die Konfrontation mit Friedrich Wilhelm II. nicht sehr glücklich, drittens sind so ziemlich alle Schinkel-Statuen an und für sich unschön oder doch von der Unschönheit nicht weit ab. Andre Formen der Erinnerung, die Auszeichnung wären wohl am Ende wünschenswerter. Doch mag dies eine offene Frage bleiben.

2. Nun meine persönliche Stellung zu der Sache. Meine Geneigtheit, dabei mitzuwirken, ist selbstverständlich; es geht aber, zunächst rein äußerlich, über meine Kräfte, außerdem aber innerlich über meinen Beruf dazu. Es fehlt nicht an Fachleuten, die bereits Schinkel-Vorträge gehalten haben, und man muß diese auffordern, entweder neue Vorträge zu

[1]) Geheimer Regierungsrat Ferdinand v. Quast, Generalkonservator der Altertümer im preußischen Staate, Gutsbesitzer auf Radensleben bei Neuruppin.

halten oder die alten, etwas aufgeputzt, noch mal an die Lampen zu führen. Die genannten Herren haben Pflicht und Beruf dazu; von meiner Seite wäre es eine Art Anmaßung. Der bloße Umstand, daß ich auch ein Ruppiner Kind bin, langt nicht aus.

Montag, d. 8.

Auf diesem zweiten Bogen wende ich mich an Lieschen. Zunächst meinen schönsten Dank für den Uhrständer. Ich habe ihm den ehrenvollsten Platz des Hauses gegeben, nämlich den Nipptisch meiner Frau, wohin er um seiner Kunst und seiner Wackligkeit halber gehört. Von den Pfändern ehemaliger Balltriumphe umgeben, in süßer Gemeinschaft von Flakons und Bonbonnieren steht er da, sie alle überragend, rotglühend wie eine untergehende Sonne. In das verfahrene Defilee meines Arbeitstisches hab' ich ihn teils um meiner Uhr, teils um seiner selbst willen nicht zu stellen gewagt. Nur an hohen Festtagen, also beispielsweise, wenn Du in Berlin bist und Deinen Besuch in Aussicht stellst, werd' ich ihn, auf jede Gefahr hin, auf Wache ziehen lassen, so wie Damen gegenseitig die kleinen Halskragen umbinden, die sie sich geschenkt haben, oder Fürsten die Uniform irgendeines Husarenregiments anlegen, wenn sie in die betreffende Gegend kommen. Leute, die Friedrich Wilhelm IV. bei solcher Gelegenheit als ungarischen Husaren gesehn haben, können es noch nicht vergessen.

Heut abend ist großes Bohnenfest bei Heydens[1]). Roquette, Zöllner[2]) und ich sollen als heilige drei Könige erscheinen; schon ist es 7 Uhr und noch sind Toaste usw. abzuschreiben. Entschuldige also. Ein wackerer Schnupfen, an dem ich laboriere, ließe Lindenblütentee auch indizierter für

[1]) Der Maler, Professor August v. Heyden, Mitglied des Rütli und der Ellora.

[2]) Assessor Karl Zöllner, im Freundeskreise der „Chevalier" genannt, später Geheimer Regierungsrat und Sekretär der Kgl. Akademie der Künste in Berlin.

mich erscheinen als Rotwein und die unvermeidliche Schillingsche Torte.

Wie immer Euer Theodor

An Wilhelm Hertz.

106) (d. 17. Juni 1866)

Sehr geehrter Herr Hertz.

Ich bin Ihnen für Ihren heutigen Besuch ganz besonders dankbar. Was Sie mir am Mittwoch vor acht Tagen sagten[1]), deprimierte mich ein wenig. Das schlimmste Urteil bleibt immer: „Es interessiert mich nicht." Davon ist gar kein Appell möglich. Heute vor acht Tagen hoben Sie mich wieder etwas, aber ich wußte aus Ihren sehr wohlgemeinten Ratschlägen nicht recht was zu machen. Sie proponierten mir, flott zu tanzen, während ich doch fühlte, daß ich einen Klumpfuß und eine schwache Lunge habe.

Heute haben Sie mir einen wirklichen Dienst geleistet, und ich konnte Ihnen beinah Punkt für Punkt zustimmen. Die wichtigsten Punkte schienen mir folgende zu sein:

1. Man muß die Dinge nicht zu gut machen wollen; das gibt nur Unfreiheit und Peinlichkeit.

2. Man muß nicht alles sagen wollen. Dadurch wird die Phantasie des Lesers in Ruhestand gesetzt, und dadurch wieder wird die Langeweile geboren.

3. Man muß Vordergrunds-, Mittelgrunds- und Hintergrundsfiguren haben, und es ist ein Fehler, wenn man alles in das volle Licht des Vordergrunds rückt.

4. Die Personen müssen gleich bei ihrem ersten Auftreten so gezeichnet sein, daß der Leser es weg hat, ob sie Haupt- oder Nebenpersonen sind. Auf das räumliche Maß der Schilderung kommt es dabei nicht an, sondern auf eine gewisse Intensität, die den Fingerzeig gibt.

[1]) Über den geplanten großen Roman, der später den Titel „Vor dem Sturm" erhielt.

Alle diese Punkte sind wichtig, und ihr Hervorheben enthält einen begründeten Hinweis auf vorhandene Schwächen. Ob ich es, da das Ganze fertig in mir lebt, hier und da noch ändern kann, ist freilich eine andere Frage. Das Ganze (womit ich mich nicht rechtfertigen will) ist mehr oder weniger auf eine derartige Behandlung hin angelegt.

Und darüber sei mir noch ein Wort gestattet. Ich habe mir nie die Frage vorgelegt: soll dies ein Roman werden? Und wenn es ein Roman werden soll, welche Regeln und Gesetze sind innezuhalten? Ich habe mir vielmehr vorgenommen, die Arbeit ganz nach mir selbst, nach meiner Neigung und Individualität zu machen, ohne jegliches Vorbild; selbst die Anlehnung an Scott betrifft nur ganz Allgemeines. Mir selbst und meinem Stoffe möchte ich gerecht werden. Ohne Mord und Brand und große Leidenschaftsgeschichten hab' ich mir einfach vorgesetzt, eine Anzahl märkischer (d. h. deutsch-wendischer, denn hierin liegt ihre Eigentümlichkeit) Figuren aus dem Winter 1812 auf 1813 vorzuführen, Figuren, wie sie sich damals fanden und im wesentlichen auch noch jetzt finden. Es war mir nicht um Konflikte zu tun, sondern um Schilderung davon, wie das große Fühlen, das damals geboren wurde, die verschiedenartigsten Menschen vorfand, und wie es auf sie wirkte. Es ist das Eintreten einer großen Idee, eines großen Moments in an und für sich sehr einfachem Lebenskreise. Ich beabsichtige nicht zu erschüttern, kaum stark zu fesseln. Nur liebenswürdige Gestalten, die durch einen historischen Hintergrund gehoben werden, sollen den Leser unterhalten, womöglich schließlich seine Liebe gewinnen, aber ohne allen Lärm und Eklat. Anregendes, heiteres, wenn's sein kann geistvolles Geplauder, wie es hierlandes üblich ist, ist die Hauptsache an dem Buch. Dies hervorzubringen, meine größte Mühe. Daher zum Teil auch die ewigen Korrekturen, weil nicht die Dinge sachlich, sondern durch ihren Vortrag wirken.

Ich möchte etwas Feines, Graziöses geben. Ob ich es erreiche, sieht dahin. Nur das bitt' ich Sie schließlich freundlich zu erwägen: wenn Dinge durch eine gewisse Eleganz des Vortrages wirken sollen, so muß es eben kein Stotternder sein, der vorträgt. Mein Manuskript aber stottert. Wenn das alles einst rund und nett an Sie herantreten und ununterbrochen, glatt hinfließen wird, wird Ihnen manches besser gefallen.

An Karl Zöllner.

107) Berlin, Sonntag, d. 15. Juli 1866.

„Unser Leben ist Gras." Schloß Trütz.
„Ein matter Pilger." Chevalier.

Mein lieber Chevalier.

Die Nachrichten, die uns Deine freundlichen Zeilen brachten, lauten ja im wesentlichen erfreulich: eine hübsche Gegend, eine allerliebste Wohnung, gute Verpflegung, dabei Ruhe, Frau und Kind und eine Zeitung — so lassen sich vier Wochen schon hinbringen, und ich bin überzeugt, daß es Dir gut tun und wenigstens für dieses Jahr Tarasp mit seinem fremdländischen Zauberklang in den Schatten stellen wird. — Meinen Papa[1]), wenn Dir's kein zu großes Opfer ist, besuche nur noch mal. Er freut sich darüber, und in seiner Vereinsamung gönn' ich ihm doppelt, was ihn erheitert und geistig ein wenig anfrischt. Wenn wir uns wiedersehn, so mußt Du mir von ihm erzählen. Er ist eigentlich ein schiefgewickelter oder ins Apothekerhafte übersetzter Weltweiser. Hinter allerhand tollem, einseitigem und übertriebenem Zeug verbirgt sich immer ein Stück wohlberechtigter Lebensanschauung. Ich schreibe in den nächsten Tagen an ihn.

Besuche doch auch — wenn Du nicht ein starkes Gefühl dagegen hast — Karl Weise[2]). Er hat, neben vielen Freunden

[1]) Er wohnte damals in Schiffmühle bei Freienwalde.

[2]) Der Volksdichter und Drechslermeister Karl Weise (1813—88), von dem Th. F. im zweiten Teil der „Wanderungen" im Kapitel „Freienwalde" eine Charakteristik gibt.

und Verehrern, auch Feinde in der Stadt, Klugschmuse und kleinliche Naturen, die ihm sein bißchen Reputation beneiden. Laß Dich, wenn Du auf solche gegnerischen Urteile stößt, nicht von einem Besuche bei ihm abhalten. Du kannst ja eine Pfeifenspitze oder ein Kegelspiel oder dergleichen bequemer Introduktion halber bei ihm kaufen. Ein Gruß von mir tut dann das Weitere. Er ist wohl ein bißchen eitel, aber doch naiv dabei, gar nicht störend und gar nicht zudringlich — eine fein angelegte Natur.

Außerdem empfehle ich Dir durchaus den Besuch der Freienwalder alten, gotischen Kirche. Freilich — verzeih die Anmaßung — mußt Du vorher in dem Kapitel blättern, das die Überschrift trägt: „Der Schloßberg und die Uchtenhagens" oder so ähnlich[1]). Hast Du das getan, so fahre an einem schönen Abend, in einem offenen Wagen, den Kutscher als Führer, nach dem Schloßberg hinaus. Steige hinauf, sieh Dich um, höre das „klingende Fließ" und besuche am nächsten Vormittag die alte Kirche, deren Uchtenhagenbilder Dich dann interessieren werden. Ich zähle das leisklagend poetische Verklingen dieses Geschlechts zu dem Rührendsten und Anheimelndsten, was wir derart in Sage und Dichtung haben, nicht bloß in der Mark, sondern überhaupt. Dadurch, daß nun so vieles noch faßbar da ist, was mit diesen Uchtenhagenschen Sagen zusammenhängt (die Schloßruine, die Kirche, die Bilder, der Schaupfennig, das goldene Büchelchen usw.), gewinnen sie an Wirkung auf das Gemüt — wenigstens ist es mir so gegangen. Du darfst Dich aber nicht verleiten lassen, etwa durch Weise oder sonst wen irgend etwas andres Prosaisches oder Poetisches, von den Freienwalder Lokalpoeten herrührend, über diese innerlich feinen Sachen lesen zu wollen. Tust Du das, so ist der Zauber durchbrochen, und die dicke Prosa und Albernheit treten in den Vordergrund. Es ist eben

[1]) Im zweiten Band der „Wanderungen".

mein Verdienst, die wirkliche Essenz dieser Dinge abdestilliert zu haben.

Im gestrigen Rütli war ich nicht. Es herrschte Dunkel darüber, wo er überhaupt sei, und es würden sich kurze Ferien zur Wiederbelebung des Interesses wahrscheinlich empfehlen. Ich mußte gestern nachmittag zu meinem Schwager zur Geburtstagsgratulation, und hätte ich diese umgehen wollen, so hätte ich auf den Invalidenkirchhof gemußt, um unserm kleinen Gaudy[1]), der daselbst (nachdem sie ihn auf dem Schlachtfelde von Trautenau wieder ausgegraben) beigesetzt wurde, die letzte Ehre zu erweisen. Gegen dies Wiederausgraben habe ich — und viele mit mir — gerechte Bedenken, wiewohl man anderseitig einräumen muß, Böhmen, wo sie den Verwundeten die Augen ausstechen, ist ein ungemütlicher Begräbnisplatz.

Von den Freunden habe ich in dieser Woche nur Lepel, Roquette und Friede[2]) gesehn; alle drei waren zu einem Plauderabend bei „Tante Merckel". Es kam nichts Besondres vor, außer einer aus Stärkemehl und Erdbeerkompott gekochten Speise, die in ihren Intentionen sublim, in ihrer Ausführung horribel war. Wenn früher bei Senators[3]) Fruchtspeisen das Kautschukprinzip vorherrschte, so hier das einfache Kleisterprinzip; beides gleich schrecklich.

In der Politik sind wir beide gleich klug; es scheint ja alles gut zu stehn. Rußlands und Englands Haltung sind Bürge dafür, daß sich's Lude[4]) doch zweimal überlegen wird, ob er unangenehm werden soll. Militärisch interessiert mich zunächst die Westarmee am meisten. Gestern hieß es, der alte Vogel v. Falckenstein habe Frankfurt a. M. mit Sturm genommen.

---

[1]) Vgl. Bd. 2, S. 177.
[2]) Friedrich Eggers.
[3]) Karl Eggers.
[4]) Napoleon III.

Natürlich der reine Unsinn, da es der biedre Frankfurter nie auf einen Sturm wird ankommen lassen. Aber alles jubelte bei dieser Nachricht, weil alle Welt hier, die Kaufleute nicht ausgeschlossen, diesen Frankfurter Geldprotzen einen Schreck und eine Niederlage gönnt. Übrigens haben wir den Sieg noch keineswegs in der Tasche, und bei allem Respekt vor unsern Truppen und unsrer Führung würde ich der Entwicklung des dortigen Dramas doch mit einiger Sorge entgegensehn, wenn mich nicht die Zusammengeflicktheit der Reichsarmee, ihre Eifersüchteleien und ihr geringer guter Wille wieder ruhig machten. Dein Noel.

An Wilhelm Hertz.

108) Berlin, d. 11. August 1866.

Sie dürfen nicht glauben, daß mein Feuer für den Roman niedergebrannt ist. Im Gegenteil. Aber eben weil ich so sehr daran hänge, weil ich diese Arbeit als ein eigentliches Stück Leben von mir ansehe, so duldet diese Arbeit kein geteiltes Herz. An ein der Sache fremd Werden ist gar nicht zu denken. Es ist nun zehn Jahre, daß ich mich mit dem Stoff trage, und wenn ich nach abermals zehn Jahren (was Gott verhüten wolle) erst an die Fortsetzung der Arbeit herantreten könnte, so würde das weder meinen Eifer erlahmt noch die Ausführung alteriert haben. Das Feuer flackert nie hoch auf, aber es brennt still weiter: Vertagungen, Unterbrechungen ändern nichts.

Ich wünsche das Kriegsbuch zu schreiben, einmal, weil ich das Schleswig-Holstein-Buch dadurch erst zu einem rechten Abschluß bringe; zweitens, weil ich eine Lust und ein gewisses Talent für solche Arbeiten, drittens, weil ich einen erheblichen pekuniären Vorteil davon habe, aber die Sache ist mir keine Herzenssache. Wird das Buch geschrieben — gut; wird es nicht geschrieben — auch gut. Es geht der Welt dadurch von

meinem Eigensten, von meiner Natur (wohl oder übel) nichts verloren; der Roman aber darf nicht ungeschrieben bleiben. Die Welt würde es freilich verschmerzen können, aber ich nicht. So liegt die Sache. Ich möchte das Kriegsbuch schreiben, weil der Roman, wenn Gott mich leben läßt, doch unter allen Umständen geschrieben wird. Ihr Th. F.

An Emilie Fontane.

109) Berlin, d. 30. Juni 1867.

Meine liebe Frau.

Seit Freitagabend, wo ich meinen Brief an Dich zur Post gab, sind die Tage „still und bewegt" vergangen, ohne viel Lärm, aber doch in mannigfacher Abwechslung und Zerstreuung.

Am Freitag nachmittag war Herr v. Rohr zum Kaffee bei mir; ehe er noch aufbrach, kamen Lucae[1]) und Lepel, und so wurde aus der Kaffee- eine Teegesellschaft. Den ganzen Abend über beschäftigte uns die Vorlesung eines Tagebuchs, das Lepel freundlicherweise für mich mitgebracht, ich muß hinzusetzen, ausgewirkt hatte. Es war das Kriegstagebuch eines Leutnants v. Sell, der im 2. Bataillon vom Franz-Regiment (v. Gaudy) den berühmten Tag von Alt-Rognitz mitgemacht und in diesem Tagebuch eine kurze, sehr ansprechende, ebenso bescheidne wie lebenswahre Darstellung des Gefechts gegeben hatte. Es interessierte uns alle aufs lebhafteste, namentlich auch die Liebenswürdigkeit des Menschen, die aus jeder Zeile sprach.

Bei Zöllners waren wir heute im engsten Zirkel, nur Lepel, Eggers und ich. Es war sehr angenehm, ja, wir wurden beim Ungar fast ausgelassen und hatten ein langes,

[1]) Baumeister Professor Richard Lucae, später Geheimer Regierungsrat und Direktor der Berliner Bauakademie. (Vgl. Bd. 2, S. 213 ff.).

humoristisch-wissenschaftliches Gespräch über den Satz: „Die Tugend duftet, und die Sünde mufft." Es war ein wahres Seiltanzen, aber niemand kam zu Fall. Ich fiel auf durch Anständigkeit. Aus Deinem Briefe mußte ich die verbindliche Stelle vorlesen, die sich auf Zöllners bezieht. Er läßt Dir als Antwort sagen: „Sehnsucht wird ewig Brücken bauen." Ganz Chevalier!

Beim Nachhausekommen fand ich Hans F. vor. Er hat sich gegen früher sehr verbessert, scheint aber an Gaben nicht sehr bedeutend zu sein. Was übrigens bekanntlich nichts schadet; im Gegenteil. Gute Zähne sind mindestens soviel wert wie das Assessorexamen.

Montagabend. Heute früh hab' ich Deinen lieben Brief und Marthas Zeilen erhalten. Luise[1]) war durch Deine Nachrichten über Friedel sehr gerührt; Du mußt nächstens mal an sie schreiben, auch Martha. Ich bin überzeugt, daß das Kind ihr beständig fehlt, und daß sie Sehnsucht und äußerste Langeweile hat. Sie konnte kaum sprechen, als ich ihr sagte, Friedel lege immer noch ein Stückchen Kuchen für sie beiseite. Du mußt in jedem Briefe irgend was Derartiges schreiben, damit ich es ihr vorlesen kann.

Und nun lebe wohl! Ergeh' es Dir ferner wohl, daß Du in 42jähriger, aber strahlender Jugend zurückkehrst. Wie immer Dein Theodor

An Emilie Fontane.

110) Berlin, d. 4. August 1867.

Meine liebe Frau.

Dein letzter Brief, von Anfang bis Ende, hat mir wieder eine große Freude gemacht. Er macht den Eindruck eines still-innerlichen Glücks und des dankbaren Bewußtseins davon.

[1]) Das damalige Dienstmädchen der Familie, früher die Amme des jüngsten Sohnes Friedrich.

Diese Bemerkung mache ich auch meinerseits in Dankbarkeit, und zwar nur in Dankbarkeit. Wir sprechen darüber bald mündlich, worauf ich mich herzlich freue.

Der Kranz auf unsres guten Merckel Grab wird nicht vergessen werden; ich werde wohl selbst hinausfahren. Vielleicht (günstigstenfalls) daß, wenn man sechs Jahre tot ist, auch noch eine Freundeshand einem einen ähnlichen Liebesdienst erzeigt. Häufig ist es nicht. Die Toten sind tot. Und die, die von Unsterblichkeit geträumt, meist doppelt! Man spricht von ihnen, aber die Akte einfach-menschlicher Pietät unterbleiben. Da lag er „allein mit seinem Ruhme". Ein ödes Ruhekissen!

Es ist schön, daß Ihr für nächsten Sommer ein Wiedersehn in Neuhof[1]) verabredet habt; denn ich halte solche Rasttage auf der Lebensreise für ein großes Glück. Das Immer-im-Trabe-Sein drückt nieder, macht alles Schwere und Prosaische noch schwerer und prosaischer, als es ohnehin schon ist, und raubt dem Leben, um mit unsrer guten Wangenheim zu sprechen, allen „charme". Diesen charme, wenigstens nach meiner mehr heitern und sehr unasketischen Lebensauffassung, soll man ihm aber nicht rauben. Der Ostwind pfeift doch mal rauh dazwischen, er hat es bei uns getan und wird es wiedertun. Aber solange keine Wolken da sind, freue man sich des himmlischen Lichts. Gebe uns Gott allerseits ein glückliches Wiedersehn. Mit diesem Wunsche wie immer Dein alter Theodor.

An Hermann Sommerfeldt.[2])

111) Berlin, d. 29. Oktober 1867.

Mein lieber Sommerfeldt.

Unter dem kleinen Antiquitätennachlaß unsres guten Alten wüßte ich nicht, was ich erstehen möchte. Ein paar kleine Er-

[1]) Das bei Liegnitz gelegene Gut des Kommerzienrats Treutler, dessen Gattin die nächste Freundin von Frau Fontane war. Letztere war mit ihren Kindern dort wiederholt auf längere Zeit zu Gaste.

[2]) Vgl. Fußnote S. 128.

innerungsstücke hab' ich ja, und die großen würden mich, bei unserm beschränkten Raum, nur in Verlegenheit bringen. Die Uhr hätte ich, unter Umständen, gern genommen; wie die Dinge aber liegen, trete ich auch davon zurück. Damit dies nun nicht ein wunder Fleck bleibt, halte ich es für gut, mich über die berühmte Uhrfrage ausführlicher auszusprechen.

Diese Uhrfrage, wie soviele andre berühmte Fragen, hat ihre zwei Seiten.

Als einziger überlebender Sohn, der den Namen Fontane trägt, hatte ich vielleicht den nächsten Anspruch auf dies vielbesprochne Erbschaftsstück; es war, glaub' ich, in der Ordnung, daß ich den Wunsch hegte, dermaleinst bei dem Schlage derselben Uhr sterben zu können, bei deren Ticktack mein Vater und mein Großvater gestorben sind. Ich hatte sozusagen ein poetisches, aus der Geburt und dem Familiennamen erwachsenes Anrecht an die Uhr.

Das ist die eine Seite. Aber die Frage, wie schon zugegeben, hat auch eine andre Seite. Längst spiele ich die Rolle eines vorweg entthronten Kronprinzen; Du bist, ohne Palastrevolution, ohne Gift und Dolch, seit lange an meine Stelle getreten; die Verhältnisse haben das so mit sich gebracht. Du hattest von Anfang an einen Besitz, als ich noch ein „verlorener Posten" war; dazu warst Du praktisch, geschäftskundig, umsichtig, und was die Hauptsache ist, bist meiner ganzen Familie, in allen ihren Mitgliedern, praktisch genommen, immer mehr gewesen, als ich ihnen sein konnte. Und das Praktische bleibt zuletzt das Siegreiche. Ich habe, sozusagen, meine Familienbedeutung neben Dir verloren; Du bist der „Häupter" geworden, der ich eigentlich hätte sein sollen, und in dieser Deiner Häuptlingseigenschaft liegen zuletzt auch alle jene Ansprüche begründet, deren Endresultat die siegreiche Heimführung besagter Wanduhr

ist. Diese ist sozusagen das Symbol Deiner Thronbesteigung[1]).

Über den kleinen Ärger, den ich vor Wochen darüber empfand, bin ich weg; ich gönne Dir die Uhr aufrichtig und wünsche, daß sie Dir nur gute Stunden schlägt. Aber ihr altes Gehäuse würd' ich ihr lassen; nimmst Du ihr das, so ist sie nicht mehr sie selbst und eine Uhr wie jede andre.

Mit bestem Gruß an die Schwestern wie immer Dein

Th. Fontane

An Mathilde v. Rohr.

112) Berlin, d. 7. Mai 1868.

Mein gnädigstes Fräulein.

Jeden Augenblick kann Hans v. Rohr eintreten, der heute eine halbe Stunde mit mir plaudern will; nachher ist Rütli. Ich kann es mir aber doch nicht versagen, Ihnen heute schon in dieser knapp gemessenen Viertelstunde einen Plan zu skizzieren, der mich seit heute mittag vollständig erfüllt, und der, wenn ich Glück habe, zu meinem Glücke führen und mir auf einen Ruck eine lohnende, ehrenvolle, auskömmliche und meinen Gaben entsprechende Stellung schaffen kann.

In Schloß Monbijou ist jetzt eine „Ausstellung historisch merkwürdiger Gegenstände" in Szene gesetzt, die sehr wohlgemeint ist, die man mit Rücksicht auf den wohltätigen Zweck sogar loben kann und loben muß, die aber, wenn man ernster an die Dinge herantritt und sich die Frage vorlegt: „Wie könnte, wie sollte das alles sein?" nahezu ein Skandal ist. Von historischem, künstlerischem und überhaupt ästhetischem

[1]) Die durch den Tod von Fontanes Vater (am 5. Oktober 1867) veranlaßte Frage, wem unter seinen Kindern die alte Familienstanduhr zufallen sollte, ist durch das Entgegenkommen seines Schwagers Sommerfeldt schließlich doch zugunsten Fontanes entschieden worden, und es ist sein Wunsch, bei deren Schlage sterben zu können, in Erfüllung gegangen.

Standpunkt aus angesehen, ist die Ausstellung ein bloßer Raritätenladen, zum Teil ein bloßes Jahrmarktschaos.

Diese Wahrnehmung nun, das Wissen, daß nach dieser Seite hin überhaupt ein Chaos bei uns herrscht, daß die wertvollsten und interessantesten Dinge sich wie Gerümpel herumtreiben, in alten Schlössern, zum Teil auf Böden und Korridoren mißachtet und verzettelt unter Staub und Spinnweben verkommen, hat mir den Gedanken in die Hand gegeben: „Hier ist noch was zu machen, und für das, was hier noch zu machen ist, bist du der geeignete Mann."

Es fehlt uns ein nationalhistorisches Museum, wie es die meisten andern europäischen Hauptstädte, wie es auch einzelne der kleineren deutschen Residenzen (Hannover, Schwerin, Stuttgart usw.) haben, und die Herstellung eines solchen aus dem reichen Material, das die Kunstkammer und die zahlreichen königlichen Schlösser, außerdem die alten Kirchen in Stadt und Land bieten würden, wäre eine große, schöne, herzerhebende Aufgabe. Es würde mich glücklich machen, mit einer solchen Aufgabe betraut zu werden. Ob ich ihr gewachsen wäre, darüber müssen andre entscheiden. Im allgemeinen meinen Kräften mißtrauend und in Rivalitätskämpfen gern zurücktretend, hab' ich doch hier das Gefühl: das könnt' ich. Ich bin mir auch klar darüber, warum ich das könnte. Doch darüber gelegentlich mündlich.

Über die Sache selbst nur so viel, daß, wie man in großen Museen — beispielsweise in London — einen romanischen, einen frühgotischen, einen spätgotischen, einen Renaissance-, einen Rokoko-, einen Empiresaal hat, Säle, in denen jedesmal die ganze Epoche nach allen Richtungen hin, also in bezug auf die bildenden Künste, Kunstindustrie, Sitten und Trachten charakterisiert wird, so auch in diesem nationalhistorischen Museum sich Saal an Saal reihen müßte, von denen jeder einer Epoche oder einen Regierungsabschnitt zu entsprechen hätte.

Den früheren Jahrhunderten würden, bei der Mangelhaftigkeit des Materials, nur kleine Räume angewiesen werden können, während beispielsweise das Zeitalter Friedrichs des Großen mehrere große Säle in Anspruch nehmen würde. Jeder Raum müßte dieselbe Grundeinteilung zeigen, um dadurch Klarheit, Übersichtlichkeit in das zur Zeit chaotisch durcheinandergewürfelte Material zu bringen, das bisher weder sachlich noch chronologisch jemals gruppiert worden ist. Gobelins und Bilder, immer der bestimmten Epoche entsprechend, hätten an den Pfeilern und Wänden hinzulaufen. Ein historisches Mobiliar (Wiege, Lehnstuhl, Arbeitstisch, Notenpult, Sterbesessel usw.) hätte eine möglichst natürliche Aufstellung zu erfahren. Große Glasschränke hätten das historische Kostüm und Glaskästen Kuriositäten, Reliquien, Erinnerungsstücke aufzubewahren. Jeder Saal ein Ganzes, in sich Abgeschlossenes, ein Zeitenbild, eine Welt für sich und dann in Aufbau, Arrangement, Prinzip der gleichgeartete Bruder der Nachbarsäle.

Hier haben Sie in Andeutungen meinen Plan. Ich habe gerade soviel gegeben, daß sich erkennen läßt, wie die Sache völlig klar vor mir steht. Eine Baulichkeit würde sich finden lassen; ein Katalog müßte unmittelbar der Aufstellung folgen.

Bitte, bringen Sie die Sache passenden Orts zur Sprache. Vielleicht — die Sache selbst ist eine Notwendigkeit und muß über kurz oder lang kommen — greift man zu. Es würde mich höchlichst erfreuen, auch dann noch, wenn man sich veranlaßt sehn sollte, die Sache andern Händen anzuvertrauen als den meinigen. (Direktor v. Ledebur[1]) — hochverehrt von mir — ist einfach zu alt für einen solchen Aufbau; ich glaube, er ist achtundsiebzig.)

Wie immer Ihr Theodor Fontane

[1]) Leopold Freiherr v. Ledebur (1799—1877) war Direktor der Königlichen Kunstkammer und des Museums vaterländischer Altertümer, aus dem das heutige Hohenzollernmuseum hervorging.

An Emilie Fontane.

113) Thale, d. 20. Mai 1868.

Meine liebe Frau.

Es geht mir gut. Heute vormittag hab' ich mein erstes Gedicht beendet (in drei Vormittagen), und morgen fang' ich das zweite an. Ist das auch fertig, so komm' ich wieder. Es ist doch ein himmlisches Arbeiten in solcher Berges- und Feiertagsstille. Dann und wann ein Eisenbahnpfiff, ein Läuten an der Hotelglocke, eine kurze Korridorunterhaltung und — alles ist wieder still. Man empfindet dabei doch schmerzlich und beinah ärgerlich, was unserm großstädtischen Leben fehlt. Das helle Licht hat seinen dunklen Schatten. Daß die große Stadt das helle Licht ist, das ich nicht aufgeben möchte, ist außer Frage; aber daß es ihr an Muße fehlt, und daß alles das nicht recht gedeihen will, was des Ausgetragenwerdens bedarf, ist ebenso groß. Es liegt eine furchtbare Wahrheit in dem Ausspruch Macaulays: „Eine Dichtung, wie das ‚verlorene Paradies' oder ein Werk wie Adam Smiths ‚Über den Reichtum der Nationen' kann eher von einem kleinen Apotheker in Nordschottland, als von einem großen Lord in London geschrieben werden." Am besten dran, wie in sovielem, sind immer noch die bildenden Künstler, weil sie wirklich noch in ihrem turmhohen, abgetrennten Atelier eine Art „study" haben. Vergleiche zu Hause mein Zimmer damit: Entree, Durchgang, Empfangszimmer usw. Nimm dies übrigens nicht als einen kleinen Seitenhieb.

Es ist noch nicht voll hier. Aber eben dadurch angenehm. Auf dem großen, zeltartig überspannten Balkon mit der Aussicht auf Roßtrappe und Bodetal sitzen einzelne Paare mit und ohne Kinder, und ich empfinde dabei mit flüchtigem Schmerz, um wieviele schöne Wochen wir uns dadurch gebracht haben, daß wir nicht zusammen reisen können oder reisen konnten. Wen die Schuld trifft, magst Du selbst entscheiden. Was wir

jetzt noch davon haben können, ist ein Herbstestag. Man genießt ihn freilich doppelt, er ist schöner als der Sommer, aber es mischt sich das Gefühl ein: es ist bald vorbei. Bald vorbei, auch wenn man lebt.

Das ganze Leben hier erinnert sehr an Kösen. Doch würd' ich Kösen und Thüringen überhaupt den Vorzug geben. Die Gründe sind mannigfach: Thüringen — trotzdem ihm der pittoreske Gebirgscharakter, den der Harz verschiedentlich hat, fehlen mag — ist doch reicher, nobler, großartiger. Hier zuerst empfind' ich, daß die Edeltanne edler ist als das Laubholz, besonders wenn es so jung auftritt wie hier. Dies ist eins. Die Hauptsache aber ist doch die, daß Thale eigentlich nur ein 30 Meilen entfernter „Spandauer Bock" ist, wo die Eisenbahn Berliner Nachmittagsvergnüglinge in derselben Weise ablädt, wie beim Spandauer Bock die Pferdebahn. Jetzt geht das noch; aber von Ende Juni an und schon vorher in den Pfingsttagen muß es furchtbar sein. Das Hotel, so gut, sauber, anständig es eingerichtet ist, kriegt dadurch doch einen gewissen unfeinen Charakter, der halb nach Aktienbrauerei und halb nach Pariser Keller, seligen Angedenkens, schmeckt. Es kann das nicht anders sein; das Rigihotel (woran mich dies Hotel Zehnpfund durchaus erinnert) hat ganz denselben Bummscharakter.

Im übrigen ist alles gut und eigentlich auch billig. Die Einrichtung ist musterhaft; Bedienung läßt nichts zu wünschen.

Nach Tisch, von drei bis sechs Uhr, setz' ich mich in eine Weinlaube, die aber noch nicht zugewachsen ist und mir den Blick in die schöne Berglandschaft gönnt. In dieser Laube les' ich mit ungeschwächter Erbauung W. Scotts Erzählungen eines Großvaters. Er schrieb diese Erzählungen, die eine poetische Darstellung der Geschichte Schottlands sind, vor 50 Jahren für seinen siebenjährigen Enkel, der jetzt Abbotsford besitzt und dessen Bildnis in Husarenuniform ich gesehn habe. Der Enkel wird sich wohl damals und vielleicht auch später nicht viel

daraus gemacht haben. Aber der große Waverley-Dichter schrieb es, noch weit tiefer hinunter, für ein Wickelkind, das damals eben geboren in der Löwen-Apotheke zu Neu-Ruppin in einer Wiege lag. Und besagtes Wickelkind, jetzt leidlich ausgewachsen, entzückt sich an jeder Zeile, an der Kindlichkeit, an der klassischen Einfachheit des Ausdrucks und ruft lauter denn je: „Hoch, Scott; — ihr andern seid doch alle nur Nachtwächter." Dies ist der höchste Trumpf, und hiermit will ich schließen. Tausend Grüße und Küsse allen. Dein Theodor

An Emilie Fontane.

114) Thale, d. 21. Mai 1868.

Meine liebe Frau.

Habe Dank für Dein liebenswürdiges Briefchen, das ich heute früh beim Kaffee erhielt. Unten spielte gerade eine Musikbande den Düppelmarsch: Triangel, Becken, Trommel, Posaune und Pauke. Die Pauke war rot und weiß angestrichen, und auf der Seite nach dem Publikum hin, also sozusagen auf dem dicken Bauche des Paukenschlägers, war eine große gelbe Lyra abgebildet. Dies rührte mich, und einerseits mit Rücksicht auf Deinen eben empfangenen Brief, anderseits, um mich — da ich eben dichtete — der Gunst der großen gelben Leier zu versichern, warf ich dem Paukier fünf Silbergroschen hinunter. Vielleicht ist ihm dies noch nie passiert; er hatte aber Künstlercontenance und tat so, als ob sich das alles von selbst verstünde. Mit Wehmut rechne ich mir nachträglich aus, daß Friedel mit Hilfe dieses Kapitals zwanzigmal einen Dreier hätte auf den Hof werfen können. Doch wäre meine ganze Sommernachmittagsruhe dadurch ernstlich gefährdet worden.

Der heutige Himmelfahrtstag brachte starken Fremdenbesuch. Von acht bis um eins kamen fünf Züge, im ganzen vielleicht 1000 Menschen. Wenn die Kupeetüren geöffnet

wurden und alles in weißen Kleidern auf den Kies sprang (ein Perron ist nicht), so sah es aus, als würde der Sommer ausgegossen.

Die Touristen zu beobachten, war außerordentlich amüsant. Ich unterschied verschiedene Gruppen. Da waren zuerst die ganz jungen Leute, lauter „Kraftmeier". Sie stiegen aus, würdigten das Hotel, als eine Stätte der Verwöhnung, keines Blicks, rückten sich den Spitzhut, der einen Eichenzweig und bei einigen sogar einen Gemsbart trug, kriegerisch zurecht, zogen den Rock aus und nahmen die Roßtrappe sofort im Sturm.

Eine andre Gruppe bildeten die Renommisten, die Seebefahrenen, die Neunmalklugen. Sie kehrten nicht ein, aber sie sahen sich das Hotel wenigstens an, oder vielmehr sie ließen ihren Trupp halten, um jeden einzelnen auf diese Sehenswürdigkeit aufmerksam zu machen. Diese Renommisten hatten nämlich sozusagen Offiziersrang; sie waren Rottenführer und standen immer an der Spitze eines Trupps, den sie kommandierten. Unglücklich der arme Harzer guide, der sich einem solchen Rottenführer näherte, um ihm und seinem Trupp seine Hilfe anzubieten. Mit souveränem Lachen, wie es nur der anschlagen kann, der seinen Bädeker in der Tasche führt, ging es an solchem Unglücklichen vorüber, Karte in der Hand, auf den Hexentanzplatz los.

Eine dritte Gruppe waren die Elegants. Sie standen immer als liebenswürdige Schwerenöter an der Spitze weiblicher Heerscharen. Wie man auf 500 Schritt die große Trommel hört, wenn irgendwo zum Tanze aufgespielt wird, so hörte man auf weiteste Entfernung immer nur die eine Wendung: „Meine Damen." Die also Angeredeten hatten alle Ursache, sich der häufigen Wiederkehr dieser Wendung zu freuen. Diese Damentrupps, mit männlicher Führerschaft, kehrten ein und genossen ein Bierchen, Schokolade, auch Bouillon mit Ei. Wenn die Damen zum Aufbruch mahnten, so lächelte der Führer

verführerisch, wie wenn er sagen wollte: „Meine Damen, was is mich Roßtrappe? Liebe, Liebe, is mich nötig.“ Brachen sie dann aber wirklich auf, so sah man die hellen Sommertoiletten, blau und rot garniert, die Berge hinaufklimmen, und alle 20 Schritt fuhr die linke Hand kokett nach hinten, um den jetzt modischen großen P...knoten zu revidieren oder wieder in Ordnung zu bringen.

Eine vierte Gruppe, und mit dieser will ich schließen, waren die Dicken. Kurzbeinig, kurzhalsig, apoplektisch, rot und schweißtriefend tänzelten sie über den Kiesweg in das Hotel hinein, setzten gleich mit Sodawasser ein und erzählten von Touren, die sie vorhätten, daß einem trotz der Hitze ganz kalt werden konnte. Jeder hatte vor: „den Harz heute abzumachen“; fast alle hatten eine rote Blume im Knopfloch. Wieviele von ihnen heute bleiben werden (in jedem Sinne), steht dahin.

Heute bei Tisch aß ein alter famoser Oberstleutnant mit. Als ein Bekannter ihn fragte, wie's ihm gehe, antwortete er: „Gut genug; wenn man 33 Jahre Kavallerist gewesen ist, ohne physisch, moralisch und pekuniär absolut ruiniert zu sein, kann man von Glück sagen. Dies ist mein Fall.“ — Wie immer Dein alter Theodor

An Emilie Fontane.

115) Erdmannsdorf, d. 25. August 1868.

Meine liebe, gute Frau.

Sehr leid ist es mir, daß ich gestern nicht habe schreiben können; ich war in bestem Wohlsein, während ich heute müde und angegriffen bin, sehr wahrscheinlich von den Strapazen des gestrigen Tages, die über meine Kräfte gingen. Dazu Magenkalamität, weil der strapaziöse Tag mit einem grand souper abschloß. Wenn ich gleich vorweg ausplaudre, daß das erste Gericht eine Art Krebsbutterreis war, so kannst Du Dir meinen Zustand denken.

Ich berichte nun nach der Reihenfolge:

Mein Droschkenkutscher hatte es so einzurichten gewußt, daß ich drei Minuten vor der Zeit auf dem Bahnhof war. Wie ich noch mitgekommen bin, ist mir nachträglich ein Rätsel.

Bald nach vier Uhr war ich in Hirschberg; Journaliere gab es nicht, ich nahm also einen Wagen. Der Kutscher war ein Original, der mich in seine Familienverhältnisse einweihte. Er habe eine hübsche, junge Frau gehabt, da aber die Schwiegermutter auch Ansprüche an ihn erhoben habe, so habe er sich getrennt. Sehr komisch war es, daß er die Ansprüche der Schwiegermutter nicht als unmoralisch, sondern nur als unbillig verurteilte.

Bald nach fünf Uhr fuhren wir hier in Erdmannsdorf bei Herrn Siecke vor. Wie groß war mein Erstaunen, als es hieß, daß alle Zimmer besetzt seien. „Da müssen wir nach Schmiedeberg," rief der Kutscher vom Bock. Dies war für ihn das beste Auskunftsmittel, weil sich dadurch die Fahrtaxe verdoppelte, aber nicht für mich. Dennoch wollt' ich dem Rate schon folgen, als mir Schultz'[1]) Brief und seine Empfehlung einfiel, die ich, ehrlich gesagt, halb vergessen, weil ich sie von Anfang an nicht ernstlich in Betracht gezogen hatte. So ging es denn zum Superintendenten Roth, einem 79jährigen, trefflichen alten Herrn, den ich — es schien, daß ich an diesem Nachmittage in allerhand zarte Verhältnisse eingeweiht werden sollte — bei einem Sühneversuch vorfand — bei dem Bestreben, eine junge Frau, die durchaus von ihrem dumm und verblüfft daneben sitzenden Mann geschieden werden wollte, auf andre, bessre Gedanken zu bringen. Nach einer kurzen Notifikation, die mir der Geistliche gab, trat ich natürlich sofort wieder zurück und promenierte auf der Dorfstraße auf und ab, während mein Kutscher, hinterm Staketenzaun in Front des

[1]) Pastor Schultz von Bethanien in Berlin. (Man vgl. die Fußnote auf S. 206 sowie Bd. 2, S. 425.

offnen Fensters eine gedeckte Stellung nehmend, die $^3/_4$stündige Unterhaltung wie eine Sensationsnovelle gierig einsog.

Meine Wohnungsangelegenheit wurde nun schnell vermittelt, und ich zog mit untergehender Sonne beim Gendarmen Brey in ein zweifenstriges Giebelstübchen ein. Die ersten Momente stimmten mich zu einer lächerlich-wehmütigen Betrachtung. In dem Zimmer, das seit mehreren Tagen nicht gelüftet sein mochte, roch es nach gestoßnem Pfeffer und Himbeeräpfeln — zwei Artikel, die, bei allem Respekt vor jedem einzelnen, doch in ihrer Mischung alles andre eher sind als angenehm. Ich sagte mir: „Und um dieser reinen Gebirgsluft willen bist du 40 Meilen weit gereist!" Dieser erste kleine Schmerz wurde aber bald wieder in Balance gebracht. Ich erkundigte mich nach jener bekannten Lokalität, nach der einzelne ängstliche Gemüter, wenn sie in einen Gasthof treten, immer zuerst fragen. Herr Brey trat mit mir an das Fenster und sagte: „Dort unter den Bäumen." Im ersten Augenblick erschrak ich und dachte: „Sollten die idyllischen Zustände hier soweit gehen?" Bald aber bemerkte ich zwischen zwei Apfelbäumen einen primitiven Holzbau, den man, seinem Stil nach, vielleicht als einen Vorläufer des Schilderhauses bezeichnen könnte. Wie hatt' ich dies alles aber unterschätzt. Die ganze Örtlichkeit, bei näherer Bekanntschaft, erwies sich als ein Ideal. Weiß gescheuert, die Tür offen, alles, wie das Schloß im Märchen, von Bäumen umstellt, von Schlingpflanzen überwachsen. Kurz, es war hier eine Art Buen Retiro geschaffen, wie es die große Stadt mit all ihrem Erfindungsplunder, mit Ventilation und Wasserwerk nicht leisten kann. Dazu die schönste Luft, viel besser als in meinem Zimmer mit seinem Pfeffer und seinen Himbeeräpfeln. Mir fiel der alte Bauerexamenwitz ein: Was würden Sie tun, damit es in der Küche nicht raucht und auf dem Klosett nicht riecht? (Antwort: ich würde auf dem Klosett kochen und in der Küche ...), und ich mußte mir sagen, daß

ich durch einen ähnlichen kühnen Tausch an „reiner Gebirgsluft" (dem Zweck meiner Reise) gewinnen würde. Übrigens haben diese zwei Tage bereits viel gebessert, jedenfalls aber wohne ich bei freundlichen, ordentlichen, gefälligen Leuten und habe alle Ursache, zufrieden zu sein.

Nun nur noch ein kurzer Überblick. Es wohnen hier im Park: Prinzeß Luise (im Schloß), Frau Generalin v. L., Exz. nebst Tochter und Schwiegersohn, Schloßhauptmann v. Münchhausen und Gemahlin geb. v. Scharnhorst. Diese letztere kannte ich von Berlin her. So kam es, daß ich gestern mittag bei Münchhausens Visite machte. Empfang sehr liebenswürdig; ich wurde zum Souper geladen, wo ich dann die Generalin v. L. usw. traf. Erst um zwölf Uhr nach Hause, wo dann die Krebsbutter bald zu rumoren anfing. Ich hab' es nun aber wohl überstanden, einfach dadurch, daß ich heute absolut gehungert habe.

Mit Gruß und Kuß, in alter Liebe Dein Theodor

An Emilie Fontane.

116) Erdmannsdorf, d. 28. August 1868.

Meine liebe, gute Frau.

Du machst Dir glücklicherweise eine falsche Vorstellung von meinem Leben hier, wenn Du glaubst, ich hätte Verkehr oder sei viel in Gesellschaft; das Gegenteil ist richtig, und ich darf wohl sagen: ich schwelge in Langerweile. Zu dem Zweck bin ich ja hier, mich mal behaglich auszugähnen. Schade, daß das Wetter die vollkommene Durchführung meines Programmes stört. Ich gebe Dir nun zunächst einen kurzen Überblick meines Tagewerks.

Um $8^1/_2$ Uhr steh' ich auf. Gustel bringt Kaffee und Buttersemmel. Dann blicke ich eine Viertelstunde lang ins Gebirge hinein und sauge Morgenluft. Mein Auge labt sich an dem Grün, mein Ohr an der Stille. Dies letztre ist ein ganz unsag-

barer Genuß. Nach diesem Naturkultus eil' ich zur Kunst. Ich mach' es mir auf dem Sofa bequem, soweit das seine Bauart und zahllose Antimakassars zulassen, und lese drei, vier Kapitel W. Scott. Die „weiße Dame" hab' ich absolviert; heute hab' ich „the Heart of Midlothian" angefangen. Welch wunderbares Talent für „Einleitungen"; — das, woran sonst die Besten scheitern, gibt sich hier in einer Leichtigkeit und Liebenswürdigkeit, mit so viel Grazie und Humor, daß es einem das Geplauder mit einem geliebten und geistreichen Menschen ersetzt. Doch, ich will nicht von Scott erzählen, sondern von meinem Tag.

Von 11 bis $12^1/_2$ arbeite ich; ich habe ein paar Verse geschrieben (andre als ich dachte) und im übrigen mein Kriegsbuch wieder vorgenommen. Es glückt auch, soweit Stimmung und Kraft in Betracht kommen; aber man braucht zu solcher Arbeit so entsetzlich viel Material und Beihilfen, daß mir beständig etwas fehlt, namentlich Karten. Um $12^1/_2$ zieh' ich mich an und gehe in den „Gasthof zum Schweizerhaus", um zu essen. Nach Tisch ein Spaziergang im Park, ein gelegentlicher Besuch, eine Tasse Kaffee, ein Gang übers Feld auf die Berge zu, bis ich gegen sieben Uhr wieder bei meinem guten Brey eintreffe. Nun bringt Gustel Tee und Brot; ich setze mich ans Fenster, beginne — als Pendant zu der Morgenandacht — den Vespernaturkultus, turne mit der Lunge wie Lepel oder Friede, stecke schließlich meine zwei Stearinkerzen an und schreibe und lese mich ins Bett. C'est tout.

Der Höhepunkt des Tages, nach hier allgemeiner Anschauung, ist das Diner im Schweizerhaus bei Siecke. Siecke bedeutet hier etwa dasselbe wie seinerzeit Jagor Unter den Linden oder wie die Frères Provençaux im Palais Royal. Ihn anzweifeln — ist halb lächerlich, halb Hochverrat. Ich verhalte mich also ruhig, ganz abgesehn davon, daß gute Lebensart vorschreibt, auf Reisen nicht zu tadeln. Auf diesem Briefbogen

aber darf ich mein Herz ausschütten in Lob wie Tadel. Die Sache ist eigentlich dadurch erledigt, daß man für 10 Sgr. drei Gerichte erhält. Da darf man nicht ins Gericht gehn. Ich berühre den Punkt auch nur, weil man mir schon im Kupee sagte: „Bei Siecke? Ei, da werden Sie was kennen lernen. Er war ursprünglich Koch; sein Sohn kocht auch; ich kann Ihnen nur gratulieren." Es scheint also einfach, daß der Schlesier ein genügsamer Kerl ist. Gott erhalte ihn so, aber bewahre ihn vor Edierung von Kochbüchern. Die partie honteuse ist die Suppe, die, unter welchem Namen sie auch auftauchen mag, immer eine einfache Lungensuppe ist, mal mit, mal ohne Mohrrüben. Alle tierischen Interna aber sind mir tief verhaßt; kaum laß ich noch die Leber gelten.

So bescheiden nun der substantielle Teil des Mahles ausfällt, so ist doch das Ganze nicht übel; die Arrangements, worauf Friede soviel gibt, sind anmutig, und man kann beinah sagen, die Schneekoppe steht wie ein Tafelaufsatz vor einem auf dem Tisch. Man ißt nämlich halb im Freien, auf dem Podium einer zwischen zwei Schweizerhäusern gelegenen, weinumrankten Veranda, durch deren offne Bogen man aufs Gebirge blickt. Im Vordergrund Wiesen, Bach, Brücke, weiße Häuser und ein Teil des Parks. All dies ist teils schön, teils lieblich, und das friedlich Heitre des Bildes wächst dadurch, daß zahllose Sperlinge — als wäre die Veranda eine Voliere — darin umherhüpfen und -fliegen; jeder wirft ihnen Brotkrumen zu, und so bietet sich ein immer gleiches und doch immer wechselndes Schauspiel, das ganz zu dem freundlichen Gesamtbilde paßt.

Zwei Kellner warten auf. Mit dem ältren, der der Verandakellner ist, hab' ich, unter Anwendung des bekannten Mittels, Freundschaft geschlossen. Wie nah wir bereits stehn, magst Du aus folgender Unterredung schließen, die ich gestern (es gab gerade Huhn mit einer weißlichen Sauce) pflog. Ich: Sagen

Sie, sind hier immer soviele Wespen? Er: Nicht immer; aber jetzt in der Obstzeit. Ich: Stechen sie auch? Er: O ja, tüchtig; mich haben gestern zwei an der Hand und eine am Kinn gestochen (er zeigt seine Wunde). Ich: Ol soll das beste sein. Er: Ich nehme immer Speichel; zwei, dreimal drüber-geleckt und alle Viertelstunden wiederholt, das hilft. Ich (unter Zurückschiebung des Huhns): Aber am Kinn; Sie können doch nicht... Er (lächelnd): O, ich kann schon... (er pinselt an seinem Kinn entlang), aber ich reib' es lieber ein. Ich: Bitte um Kaffee, aber mit einem Kognak.

So vergehen einem die Tage. Von Verkehr ist wenig die Rede; ich kann nur wiederholen: glücklicherweise.

Gruß und Kuß für die Kinder. Den besten Dir von Deinem

Theodor

An Emilie Fontane.

117) Erdmannsdorf, d. 2. September 1868.

Meine liebe, gute Frau.

Am Freitag machte mir Superintendent Roth seinen Besuch, ein reizender alter Herr; am Abend war ich bei Münchhausens. Bei diesen war inzwischen „Logierbesuch" eingetroffen, und zwar ein Oberstleutnant v. C. nebst Gemahlin. Er ist a. D., hat nur einen Arm, lebte bis jetzt in Bonn, will sich jetzt in Schlesien niederlassen und hat (alle solche Herren suchen irgendein perpetuum mobile) die „soziale Frage" in Entreprise genommen. Er war sehr böse, daß die Kreuzzeitung ihm seine Aufsätze zurückgeschickt habe, ließ es mich aber nicht entgelten. Seine Frau war ebenso häßlich wie angenehm. Kupfernase, Wackelzähne, aber freundlich, wohlwollend und von einem feinen Organ.

Am Sonnabend war mir schlecht; bei Münchhausens ist es nämlich kellerkalt, und als Frau v. M. vom alten Herrn v. B. erzählte, der nur bei 17 Grad habe leben können und immer

ein Töpfchen warm Wasser neben sich gehabt habe, seufzte ich: der Glückliche. Also ich hatte mich etwas erkältet und beschloß, durch Fasten und Bewegung den Zustand zu bessern. Ich ließ Siecke Siecke sein, zog mich so warm an, wie es meine damalige überzieherlose Zeit zuließ und wanderte gen Buchwald. An dem berühmten Park konnt' ich nicht viel finden; der Weg hin war aber sehr hübsch, und die Beleuchtungseffekte, sonnige breite Streifen unter schwarzem Gewölk, gaben dem Gebirge einen großen Zauber. Buchwald ist halber Weg nach Fischbach, das ich in den nächsten Tagen noch mal besuchen will, vorausgesetzt, daß es das völlig aprilhafte Wetter zuläßt. — Am Sonnabendabend war ich bei Exz. L., mit der man ganz vorzüglich plaudern kann. Jedes Wort erinnert mich an die Zeit vor 1840, an die gemütlich philiströse Epoche unter Friedrich Wilhelm III.

Gestern machte ich meine Visite im Schloß, beim Kammerherrn v. R., der am Montagabend bei mir gewesen war, um mich aufzusuchen. Ich traf ihn nicht, gab meine Karte ab und empfing nun gestern abend seinen Gegenbesuch; Hauptmann v. W. kam hinzu, Frau Brey spendierte ihre beiden besten Leuchter, so daß wir eine kleine Reunion hatten, freilich mit trocknem Munde, doppelt trocken vom vielen Reden. Es geht eine dunkle Sage, das Schloß läge mit einer Einladung im Anschlage, trotzdem sich im ganzen Dorf das Gerücht meiner Fracklosigkeit verbreitet hat. Ich denke mir, daß infolge dieses Mankos die Wage noch hin und her schwankt, und lebe der Hoffnung, daß die Etikette schließlich über die Neugier siegen und der fehlende Leibrock mich retten wird. Der Kammerherr traf mich in der Tat gestern in einem Kostüm (Bammelhose, nur ein Knopf zu, Filzschuhe und Überzieher mit dem mausfrigen Samtkragen), das meiner Hoffnung neues Leben gibt.

Hier hast Du mein Leben seit Freitag. Gearbeitet, wie hieraus ersichtlich, hab' ich wenig; doch verzeih' ich's mir.

Ich habe ein einziges Kapitel geschrieben, dabei aber viele Kapitel gelesen, nämlich das ganze „Heart of Midlothian". An einzelnen Stellen nicht viel was andres als ein höherer Räuberroman, ist doch das Ganze von einer so kolossalen Schönheit, daß ich — von meinen leicht fließenden Tränen (ich habe sie glasweise vergossen) gar nicht zu reden — viele Male aufgesprungen bin und in Bewunderungsadressen an den Toten mein Zimmer durchmessen habe. Durch das Ganze, hundert andrer Vorzüge zu geschweigen, zieht sich eine Gabe, Menschen das Natürliche, immer Richtige sagen zu lassen, die, wenn wir Shakespeare und Goethe aus dem Spiel lassen, kein andrer hat. Ich finde dies das Größte.

In aller Liebe, unter Gruß und Kuß für Dich und die Kinder, wie immer Dein Theodor

An Emilie Fontane (Mutter).

118) Berlin, d. 20. September 1868.

Meine liebe, gute Mama.

Eine dunkle Sage geht, der Husten sei wieder da, als habe er vor, eine Winterbelagerung gegen Dich ins Werk zu setzen, Dich einzuschließen und Deine Kommunikation mit der Welt draußen zu unterbrechen. Dies darf nicht sein. Paragraph 1 aller meiner Wünsche ist also: weg mit diesem Husten. Tritt ihm energisch entgegen, mit Brusttee, mit Kurella, mit Speck, vor allem mit einem frühzeitig und tüchtig geheizten Ofen. Vor dem letztren flieht er, wie alles Böse vor der stillen Segenswärme guter Mächte, und nur das dicke Deckbett kommt ihm an Macht und wohltätigem Einfluß beinah gleich. Ja, wenn es glückt, mit Hilfe dieses letztren Mittels in Schweiß zu kommen, so ist es sogar dem Ofen überlegen, ist das Sanspareil unter allen Rittern vom Spital und verdient jeden ehrenden Beinamen: Hustentöter, Bellfeind, Kratzefried.

Meine liebe Mama, die Länge dieser Abhandlung möge Dir wenigstens zeigen, wie mir's am Herzen liegt, daß Du von dem alten Elend nicht wieder gepeinigt werden mögest, und ich lebe allen Ernstes der Hoffnung, daß Du durch eine gute Verschanzung, durch Vorsicht und richtige Verproviantierung dem bösen Feinde siegreich begegnen wirst. Zunächst habe morgen einen guten Tag, an dem sich Licht und Schatten — wie es der 21. September dem Kalender nach muß — nicht bloß balancieren, sondern der Licht und Freude ist durch alle 24 Stunden hin.

Mir geht es leidlich. Mit meinem Buche [1]) bin ich nun bald zu Rande, und nach länger als zweijähriger, unausgesetzter Arbeit empfind' ich dies allerdings wie Befreiung von einem Alpdruck. Ich sehne mich nach einem Wechsel in der Beschäftigung und bange doch auch davor. 1000 herzliche Grüße Dir und Lieschen von Deinem alten Theodor

An Emilie Fontane.

119) Berlin, d. 21. Oktober 1868.

Meine liebe Frau.

Mit großer Freude erseh' ich nicht nur aus den Worten, sondern, was wichtiger ist, aus dem Ton Deiner Briefe, daß es Dir besser geht. Ich will Dich nicht mit Rechthaberei quälen, aber Du tätest gut, wenn Du in allen Gesundheitsfragen mehr auf Deinen Mann hörtest. Ich darf wirklich sagen: ich habe diese Fragen gründlich studiert, und da unsre nervösen Organismen sich sehr ähnlich sehen, so weiß ich auch immer ziemlich genau, was Du tun mußt, weil ich eben genau weiß, was ich zu tun habe. Ich habe die geheimnisvolle Kraft des Luft-, Orts- und Umgebungswechsels zu oft erprobt, seinen Segen zu oft erfahren, als daß ich mich in diesen Dingen irren könnte. Ich kann natürlich nicht Pocken oder Cholera

[1]) Es handelt sich um das Buch: „Der deutsche Krieg von 1866."

oder Magenkrebs durch Luftwechsel kurieren; aber solche Zufälle, an denen wir zu leiden pflegen, heil' ich unter neun Fällen von zehn durch bloßen change of air. Kommt dann noch so viel Liebes und Gutes hinzu, wie Dir Neuhof jedesmal bietet, so ist die Kur gemacht. Erwäge: man hat gegen sich selbst und fast noch mehr gegen andre die Pflicht, nicht mehr und nicht länger krank zu sein, als eben unvermeidlich ist; man kürzt sich und andern dadurch die frohen Lebensstunden ab und gibt gar nichts dafür. Daß es an Bangen und Sorgen im Leben nicht fehlt, dafür ist ja ohnehin gesorgt; aber nun mache auch dies Trübsalsmaß nicht voller als nötig ist. Leicht zu leben ohne Leichtsinn, heiter zu sein ohne Ausgelassenheit, Mut zu haben ohne Übermut, Vertrauen und freudige Ergebung zu zeigen ohne türkischen Fatalismus — das ist die Kunst des Lebens. In vielen Stücken ordne ich mich unter, aber in diesem Punkt bin ich Autorität.

Hier geht alles leidlich; die Kinder sind wohl. Mit herzlichstem Kuß Dein Theodor

Mit dem Worte „drum" hast Du nicht recht. Es gibt wenig Wörter, die vorweg als untunlich oder prosaisch verurteilt werden müssen; es kommt bloß auf die geschickte Hand an. Ich habe nachstehende Spielerei geleistet, die ein absolutes Nichts ist, von der Du aber sagen wirst, es klingt toll genug. Also:

Und ging auch alles um und um,
In Dir, in mir, ich lieb' Dich drum,
Ich lieb' Dich drum, weil Du mir bliebst,
Ich lieb' Dich drum, weil Du vergibst,
Ich lieb' Dich — ach warum „Warum"? —
Und blieb' auch meine Lippe stumm,
Ich lieb' Dich drum, weil Du mich liebst.

Vielleicht findest Du es gar nicht so schlecht; das würde nur ein Beweis sein, wie erfolgreich man mit dem bloßen Klang operieren kann, auch wenn gar nichts dahintersteckt.

An Rudolf v. Decker.

120) Berlin, d. 10. März 1869.

Hochzuverehrender Herr v. Decker.

Nach längerem Erwägen hin und her halte ich es doch für gut, nachstehende Zeilen an Sie zu richten. Mit kranker Hand, weshalb ich mein wüst aussehendes Schreiben zu entschuldigen bitte!

Unsers wohl allseitig verehrten Burgers (von mir gewiß) Initiale zu Problus[1]) scheint mir gedanklich ein großer faux pas. Sie haben ihm schon den Helm wegdisputiert und die Krone wiederhergestellt, aber das langt nicht zu. Das mit Ketten an uns geschmiedete Sachsen ist ebenso schlimm. Ich hab' es verschiedenen Freunden gezeigt, ohne jede Vorausbemerkung, viel mehr mit den Worten: „Seht mal, wie famos Burger solche Sachen ins Werk setzt." Alle aber kamen kaum zu einem Lobe der unzweifelhaft brillanten Ausführung, sondern erschraken einfach über den Gedanken. So eklatant ist der politische Fehler, die Beleidigung gegen Sachsen. Ich hab' es für meine Pflicht gehalten, Ihnen dies zu schreiben. Speziell Sachsen gegenüber, das sich bisher musterhaft benommen hat, geziemt sich die höchste Vorsicht. Die Wunde ist ja kaum erst vernarbt und schmerzt noch. Dazu kommt, daß alles, was bei Decker erscheint, immer einen halboffiziellen Charakter an sich trägt.

Wenn irgend möglich, bitt' ich, Burger kein Wort von diesen Zeilen zu sagen. Deshalb hab' ich direkt an Sie geschrieben. Bitte, verbrennen Sie diesen Brief. All so was wirkt immer halb wie Petzerei, halb wie Überhebung. Ist es aber wünschenswert, daß mein Name genannt wird, so mag es geschehen, da ich nötigenfalls gern für meine Ansicht eintreten

[1]) Vgl. Th. F. „Der deutsche Krieg 1866", Bd. 1 S. 475. Die gerügte Initiale wurde verworfen und ein einfaches Terrainbild gewählt.

will. Aber besser ist besser. Es leitet mich weder ein persönliches noch ein direkt sachliches (denn für das Buch ist es gleichgültig), sondern nur ein preußisch-patriotisches Interesse. Wir müssen versöhnen, Friede haben.

Soll Burger erfahren, wie ich zu der Sache stehe, so ist es am besten, er liest diesen Brief.

Hochzuverehrender Herr v. Decker, Ihr ganz ergebenster

Th. Fontane

An Emilie Fontane (Mutter).

121) Berlin, d. 29. Mai 1869.

Meine liebe, gute Mama.

Der Monat Mai soll doch nicht zu Ende gehn, ohne daß ich vorher mit Dir ein wenig geplaudert und vor allem Dir meine Freude darüber ausgesprochen habe, daß es wieder um so vieles besser mit Dir geht. Vielleicht bietet sich mir im Laufe der nächsten Monate Gelegenheit, mich, wenn auch nur auf zwei Stunden, persönlich davon zu überzeugen. Ich bin nämlich jetzt ganz mit meinem „Kriegsbuch" fertig und habe vor ein paar Tagen — zu meiner Erholung — den dritten Band meiner „Wanderungen" angefangen: „Das Havelland." Ich werde es nach der alten Landeseinteilung behandeln und in größeren Abschnitten den Glin, wo das herrliche Vehlefanz die Hauptstadt ist, den Friesack mit der Hauptstadt Friesack und zuletzt auch das Ländchen Bellin mit der Hauptstadt Fehrbellin meinen Lesern vorführen, wobei ich dann nicht versäumen werde, sei es von Friesack oder sei es von Fehrbellin aus, einen Abstecher zu Mütterchen und Schwesterchen zu machen. Klingt wie im Märchen. Liese als „Schwesterchen" ist nicht übel. Dagegen bist Du nun als „Mütterchen" vollkommen, was Du aber nicht übelnehmen mußt. Am besten wäre es, ich führe dann nur bis Wustrau, fände Euch dort, promenierte mit Euch auf Zieten-Schwerinschem Parkgrund,

tränke einen mäßigen Wirtshauskaffee und verschwände wieder, mit dem Hut winkend, am Horizont.

Die Hochzeit in Kränzlin[1]), zu der ich nicht erscheinen konnte, soll ja sehr großartig gewesen sein: zu Fuß gerittene Quadrillen, Pferdeköpfe, Grafen usw. Ihr wißt, daß Hesekiels Gicht meinen Urlaub und mein Kommen unmöglich machte; in aller Liebe und Freundschaft muß ich doch aber auch sagen: dieser Gichtanfall kam mir sehr à propos. Ich habe gar kein Organ für solche Feierlichkeiten; bei Liesens Taufe kriegte ich bekanntlich den Lachkrampf, und etwas von diesem alten Übermut ist mir bis auf den heutigen Tag geblieben. Alles Ehrpußliche, alle „Pomposität", wie die Engländer sagen, reizt mich zu kritischen Betrachtungen. Dazu kommt, daß ich in Kränzlin, in dem ich unbestritten — und in aufrichtigem Dank sei es gesagt — glückliche Tage verlebt habe, ein Fremdling geworden bin. Die Kinder kenn' ich nur noch dem Namen nach; alle Interessen, Verkehrs- und Sprechweise liegen nach der entgegengesetzten Seite hin — kurzum, ich hätte eine unglückliche Rolle gespielt und weder mich noch andre befriedigt.

Wir haben in den letzten sechs Wochen gesellschaftlich viel üppiger gelebt als während des Winters; die Veranlassung war mannigfach. Lübkes, infolge des Unfalls, der ihn betroffen, blieben vier Wochen länger hier, als sie ursprünglich wollten; Treutlers waren hier, und vor etwa drei Wochen erschien Paul Heyse nebst Frau. Sie ist noch nicht voll 19 Jahre und allerdings sehr schön. Was ihr aber mehr als ihre Schönheit die Herzen gewonnen hat, ist etwas außerordentlich Freundliches und Gütiges im Ausdruck ihrer Augen. Dies hatte niemand erwartet. Sie ist kindlich und charaktervoll zugleich.

In unserm Hause, unberufen und unbeschrien, geht es leidlich. Emilie, die von Weihnachten bis Ostern körperlich

[1]) Kränzlin bei Neuruppin, das Gut von Fontanes Freunde Hermann Scherz.

und geistig in trauriger Verfassung war, hat sich wieder recht erholt und sieht die Welt im allgemeinen und mich im speziellen wieder mit andern Augen an. Ich könnte Ehemondstabellen herausgeben. Vom November an abnehmend, Weihnachten letztes Viertel, dann vier Monate lang totale Verfinsterung, zu Ostern der erste goldne Sichelstreifen, der holde Mondkahn, um nun in den Stillen Ozean des Frühlings und Sommers einzuschiffen. Nach Pfingsten Vollmond. Ich nehme dies alles jetzt wie Naturerscheinungen hin, freue mich des blauen Himmels und murre nicht, wenn es regnet. Ich weiß, alles hat seine Zeit.

Die Kinder sind jetzt wirklich sehr nett. Theo ist klug, fleißig, strebsam; Martha mausert sich sehr heraus und wird elastisch, graziös, leider auch etwas eitel, putzsüchtig und schulschnabbrig; Friedel, ein sehr gutes Kind, auch nett aussehend, ist eine völlig komische Figur, ein durch ein Verkleinerungsglas angesehner Pächter oder Schiffskapitän. Theo ist der Jüngste in Obertertia. Neulich erzählte er uns, ein Großer habe gesagt: „Schwach ist der Fontane nur, aber Mut hat er"; „na" — setzte Theo hinzu — „es ist besser, wie wenn sie gesagt hätten: ‚Stark ist er, aber feige'." Von George leg' ich einen seiner letzten Briefe bei. Er wird nun in den nächsten Tagen Fähnrich werden, was seine ganze Seele in Anspruch nimmt. Glückliches Alter!

Kuß und Grüße Euch beiden; die herzlichsten Dir von Deinem alten Theodor

An Emilie Fontane.

122) Berlin, d. 7. Oktober 1869.

Meine geliebte Frau.

Du hast ganz recht, ich bin wieder heiter und gutgelaunt als sonst wohl, und doch kann ich eigentlich nicht sagen, daß mich etwas tief bedrücke, oder daß ich direkt verstimmt wäre.

Ich bin aber umgekehrt auch nicht gut gestimmt, und ich habe auch keinen Grund dazu. Ich bedarf einer Auffrischung, irgendeines Geschenkes, einer Gnade, die mir das Hoffnungslämpchen wieder ansteckt; das Abwickeln der Tage unter Verhältnissen, die nur gerade mir das tägliche Brot abwerfen, und die Aussicht, für den Rest des Lebens diesen Zustand der Dinge noch als ein besonderes Glück ansehen müssen, hat wenig Erheiterndes. Ich habe allerdings jene Ergebung, die in dem Lose, das einem zuteil wird, ein Gebotenes, Vorgezeichnetes sieht; aber dieser Trost ist doch nur ein halber, und der eitle Gedanke beherrscht mich allerdings, daß das Maß meines Fleißes und meiner Anstrengungen eine höhere Anerkennung in bar verdiente. Es liegt darin etwas unendlich Bittres, daß man mit all dem Talent, das einem Gott, und mit all dem Wissen und technischen Können, das man sich selber gegeben hat, doch weit hinter dem Kontoristen eines größeren Geschäftes zurückbleibt. Alles verdrießt mich nach dieser Seite hin — die allgemeine Sachlage und die in Rede kommenden Persönlichkeiten nicht minder. Aber wie es ändern?! „Dulde, geduldе Dich fein!“ [1])

Georgens Brief, den ich beischließe, ist wieder allerliebst, eine wirkliche Freude. Seinen Inhalt will ich nicht verraten, wenn davon überhaupt die Rede sein kann; denn wahrscheinlich wird die Mutter zärtlicher sein als die Frau und erst nach dem Briefe des Sohnes, dann nach dem des Alten greifen. Mich überrascht immer wieder in allem, was George schreibt, eine bemerkenswerte literarische Begabung, zwangloser Humor und scharfe Beobachtung. Geld habe ich bereits geschickt.

Du bist heute elf Tage fort, und mit Ausnahme des Rütli habe ich keinen Menschen gesehn. Diese Stille ist ein wenig auffallend. Meine liebe Frau, es bereitet sich still, aber fast unausbleiblich eine Katastrophe vor; ich bin ein Fremdling in

[1]) Ein Vers von Paul Heyse.

dem ganzen Kreise geworden. Chevaliers[1]) bauten bisher die Brücke, aber wer weiß, wie lange diese Brücke hält. Ich fürchte, nicht lange mehr. Mitunter hab' ich ein wahres Verlangen nach Aufräumen und klarerem Spiel. Laß irgend wieder mal eine große allgemeine Frage aufs Tapet kommen, eine Frage, wo man mich durch wichtigtuerisches, liberales Gewäsch in Harnisch bringt, so ist der Kladderadatsch da. Die ganze Geschichte wird lange schon durch Dich und nicht durch mich gehalten. Ich lasse alle gelten, einzelne sehr, aber — Fremdling.

Alles dankt für Marthas Briefchen. — Genieße die schönen Wochen. Ich hoffe, Dich wie einen Borsdorfer Apfel wiederzusehn, rotbäckig, blank und feste. Tausend herzliche Küsse von Deinem alten Theodor

An Emilie Fontane.

123) Berlin, d. 10. Oktober 1869.

Meine geliebte Frau.

Du mußt Deinen letzten Brief, den ich eben beim Frühstück empfangen habe, mit sehr guten Gedanken im Herzen geschrieben haben; denn die Erfüllung ist Deinen freundlichen und liebenswürdigen Wünschen unmittelbar auf dem Fuße gefolgt. Der Rütli verlief glänzend; nicht nur, daß er interessant war — sie waren auch alle von einer großen Liebenswürdigkeit und überzeugten mich von der Grundlosigkeit meines Verdachtes. Das gute Einvernehmen ist nun also nach allen Seiten hin wiederhergestellt, und ich muß eingestehn, mich in meinem ewigen Mißtrauen mal wieder blamiert zu haben; die Sache lag aber wirklich anscheinend so gravierend, wie nur je das Taschentuch der Desdemona, und es ist ein wenig verzeihlich, daß ich den Soupçon-Othello spielte. Niemand — wie ich jetzt sehe, aus barem Zufall — kümmerte sich

[1]) Zöllners. (Man vgl. die Fußnote auf S. 250.)

um mich, kein Besuch, keine Einladung, kein Brief. So vergingen volle 14 Tage, und ich hatte allerdings scheinbaren Grund, an ein kleines Komplott zu glauben, Komplott zu dem Zweck, mich erziehen zu wollen. Und darin bin ich allerdings furchtbar empfindlich. Nun genug davon. Die Sache ist abgetan und hat das eine Gute gehabt, daß sie mir einen apart liebenswürdigen Brief von Dir eingetragen hat. Ich meine damit nicht die vielleicht allzu anerkennenden Worte, die Du für mich hast, sondern das wirkliche Durchblicken Deiner herzlichen Liebe zu mir.

Am 14. ist der goldene Hochzeitstag der alten Sommerfeldts; ich habe für alle acht Kinder einen Spruch machen müssen. Was man alles zusammenleimt! — Luise Päpke hat heute, von Schiffmühle aus, die drei schönen Weingläser geschickt, die Papa besaß; ich werde sie an Sommerfeldts abliefern und in Erwägung der Uhrsplendidität nicht auf Teilung bestehn. Es ist ohnehin besser, sie sind in einer Hand[1]).

Hesekiel knurrt noch immer, aber eigentlich in humoristischer und amüsanter Weise (amüsanter als die berühmten Zuschauernotizen) über seinen Schwiegersohn. Gestern sagte er mir: „Denke Dir, ich sitze mit dem Burschen am Kamin, rauche eine Zigarre und bin keines Überfalls gewärtig. Sagt der Kerl auf einmal zu mir: ‚Jawohl, Papa!‘ Ich kam mir vor, als wär' ich der alte Abraham; am liebsten hätt' ich ihm eine Maulschelle gegeben.“ — Nun lebe wohl, ergeh' es Dir gut und nimm die herzlichsten Küsse für Dich und Martha. Wie immer Dein Theodor

An Emilie Fontane.

124) Berlin, d. 15. Oktober 1869.

Meine geliebte Frau.

Das ist das höchste Glück:
Alte Liebe kehrt täglich neu zurück;

[1]) Man vgl. die Fußnote auf S. 128.

Es bleibt beim alten —
Auch die Worte, die Du im Ohr behalten.

Diese vier Zeilen sind freilich nur eine Kadettenleistung gegen die berühmten sechs Zeilen, die Freund Storm seiner Konstanze über einen Brief schrieb; aber wenn Du bedenkst, daß Storm auf diesem Gebiete first rate ist und ich höchstens second class bin, außerdem aber von vier Zeilen nur $^2/_3$ soviel wie von sechs verlangt werden kann, so schneid' ich möglicherweise noch ganz passabel ab.

Heute vor 19 Jahren hatten wir unsern Polterabend. Was ist seitdem alles ins Land, was ist alles zur Ruh gegangen! Es lebt kaum noch die Hälfte von denen, die damals zugegen waren. Tante Liese trat als ein entzückender Backfisch ins Leben ein, heut' tritt sie aus; Freund Sch. zog damals in raffinierter Keuschheit einen großgeblümten Kattunvorhang zwischen seinem und seiner Lisbeth Lager, jetzt erklärt er mir (ich zitiere wörtlich): „Über 40 hinaus gewähre die Ehe keine sinnliche Befriedigung mehr." Man könnte fast annehmen, er habe den Kattunvorhang wieder aufgespannt.

In weitere Betrachtungen will ich mich nicht einlassen; ich will Dir lieber sagen, was Dir das liebste sein wird, daß ich mich glücklich schätze, Dich zu besitzen, und daß ich ganz glücklich und ganz zufrieden sein würde, wenn Du gleichmäßiger wärest und Macht über Deine Stimmungen hättest. Dieses Manko ist für mich betrüblich, mitunter sehr betrüblich; da es aber erheblich besser damit geworden ist, so will ich weiter hoffen und wie mit 18 Jahren denken: die goldne Zeit sie kommt noch.

Nur noch wenige Notizen. Einen Brief von George, der inzwischen seine erste Unteroffizierwache getan, und einige Zeilen von Luise leg' ich bei. Wie fein und angenehm lesen sich die letzteren, und wie verschwinden daneben solche Machwerke wie die von Fräulein v. M. und Fräulein Emma K.

Man könnte beinah sagen: es ist doch furchtbar, gebildet zu sein. Wenn man nicht über eine gewisse Stufe hinauskommt, so ist es doch wirklich fast besser, man fängt gar nicht erst an zu klettern und zu steigen.

In der nächsten Woche will ich noch mal wieder meine „Wanderungen" aufnehmen; wenn Du kommst, gönn' ich mir dann acht Tage — ich habe sie mir in diesen Wochen ehrlich verdient.

Nun leb' mir wohl, meine geliebte Frau, und habe morgen einen glücklichen Tag. Am Abend um neun Uhr rufe Dir das Bild vor die Seele, wie ich mit der Würde eines Bürgermeisters zum erstenmal in den grauen, rotgefütterten Schlafrock fuhr, mich niedersetzte und laut an zu lachen fing. Das Pappstoffliche war doch nie unsre Force. Nochmals Ade! Tausendmal Gruß und Kuß von Deinem Theodor

An Mathilde v. Rohr.

125) Berlin, d. 5. November 1869.

Mein gnädigstes Fräulein.

Oft gedenken wir Ihrer, mein gnädigstes Fräulein, in Liebe und Dankbarkeit; aber ein ganz besondrer Gedenketag war doch vorgestern (3. November), wo die Hubertusjagd mit vierzig Hunden und vierhundert Pferden durch den Grunewald tobte, durch denselben stillen Grunewald, in dem wir zweimal mit Ihnen und durch Sie unsers alten Lepels Geburtstagsfeier begingen. Ich wollte bei diesem Hubertusjagen eigentlich mit zugegen sein, nicht im roten Jagdfrack, aber doch in Überzieher, Gummischuhen und Cachenez, und wurde nur durch ein greuliches Wetter daran verhindert. Das hinderte indessen nicht, daß ich vielfach unsres Spazierganges im Walde gedachte, des Kaffees mit der gelben Sahne und des Streuselkuchens, an dem wir uns alle, Sie ausgenommen, den Magen verdarben.

Unser Leben hier ist das alte, und wenn ich einen Unterschied bemerkte, so ist es nur der, daß die Tage, wie es scheint, immer ruhiger werden. Ich würde das nicht beklagen. So sehr ich Geselligkeit liebe und in ihr eine Feiertagsspeise des Lebens sehe, so ist es doch nicht gut, wenn dieser Feiertage so viele werden wie bei den Katholiken. Ich begnüge mich mit einem protestantischen Sonntag, mit einem Fest- und Ruhetage nach sechs Werkeltagen. Dies Gefühl hegte ich immer, und es ist nur natürlich, daß dies Gefühl eher wächst als schwindet. In jungen Jahren, wo einem alles zur Staffel werden soll, erwartet man auch von der Geselligkeit wahre Wunderdinge, bis man sich schließlich überzeugt, daß es auch damit seine Grenze hat. Man zieht sich dann in immer engere Kreise zurück, findet in ihnen Glück, Anregung, Heiterkeit, aber doch auch — nachdem ein Höhepunkt erreicht wurde — in mehr schwindender als wachsender Proportion. Man kennt alles auswendig zuletzt, die Menschen und die Dinge, und betrachtet es als keine Einbuße, eine Gesellschaft versäumt, aber dafür ein gutes Buch in traulicher Abendstille kennen gelernt zu haben. Die Umformung, die unser Kreis durch das Ausscheiden lieber Mitglieder erfahren hat, mit alleiniger Ausnahme Ihres Fortganges von hier, hat übrigens unser gesellschaftliches Leben wenig oder gar nicht berührt. Blomberg, im Rütli selbst eine Kraft, unterhielt zu niemandem intimere Beziehungen, und selbst Roquette, so lieb er uns allen war, war doch ein selten gesehener Gast. Nun ist er seit sieben Monaten in Darmstadt, und man merkt es kaum.

Lepeln sehen wir selten. Die Verhältnisse tragen die Schuld. Er wartet, aus Zartheit und Rücksicht, eine Einladung ab, um mich nicht in der Arbeit zu stören, und die Einladung erfolgt allmonatlich höchstens einmal, weil mir eben die Verpflichtung obliegt, immer zu arbeiten. Vielleicht, daß es über kurz oder lang ein wenig besser damit wird; wenigstens wünsche

ich es von ganzem Herzen. Das Immer arbeiten Müssen macht egoistisch wie alles Ausschließliche; es ist bürgerlich respektabel und verdirbt doch den Charakter. Ein liebenswürdiges Bummeln, wenn es ohne schwere Pflichtverletzung geschehen kann, berührt wohltuender als die ewige unerbittliche Korrektheit.

Wie immer Ihr Sie hochschätzender Th. Fontane

An Karl Zöllner.

126) Sonntagabend. (Undatiert. c. Herbst 1869.)

Mein lieber Chevalier.

Eben bin ich mit dem „Salamander“[1]) durch. Es drängt mich, ein paar Worte darüber aufzuschreiben, und ich gebe ihnen Deine Adresse. Das vorherrschende Gefühl ist doch Bewunderung. Die absolute Meisterschaft in Behandlung alles Formellen, die Grazie, die Schelmerei, Witz und Humor, dazu ein beständiges Blitzen von glücklichen Einfällen, oft auch wahre Tiefblicke in die weibliche Natur, in die Menschennatur überhaupt, alles dies läßt mich ausrufen: wir haben eigentlich nichts, das sich dem vergleichen ließe. Dazu ist die „Sirene“ ein Charakterbild comme il faut. Und doch, bei aller Bewunderung, bin ich unbefriedigt. Es fehlt ein Etwas, und dies Etwas ist ein sehr Erhebliches. Des Dichters Charakter, wie er sehr sich in Eduarden spiegelt, kommt nicht sehr gut weg (er fühlt sich überall „zu schade“), und dann entsprechendes Quantum Egoismus. All dies ist Einleitung. Nun kommt das schwere Geschütz. Das Ganze stellt ein Verhältnis dar. Es kommt darauf an, daß in diesem „Verhältnis“ alles in einem richtigen Verhältnis steht, und dies scheint mir nicht der Fall. Das Objekt (Sirene) ist reizend, aber die Art, wie sich Paul dazu stellt, ist falsch. War Sirene

[1]) Paul Heyses Dichtung „Der Salamander“ erschien zuerst im Herbst 1869 in den „Gesammelten Novellen in Versen“. Zweite, aufs Doppelte vermehrte Auflage (Berlin 1870).

so, wie Paul sie schildert (eigentlich eine Schwester von Philinen), so war Paul ein Kadett, wenn er so in Liebe fiel. Das durfte ihm nicht passieren und ist ihm auch mutmaßlich nicht passiert. Ist es ihm aber doch passiert, und ist er in seiner Liebesraserei richtig geschildert, so mußte sie wenigstens um eine Nüance anders sein. Er und sie passen nicht recht zusammen, aber in einem ganz andern Sinne, als es die Dichtung darstellt. Sie ist entweder zu philinig gehalten für seine Liebe und seinen Schmerz, oder aber er zeigt mehr Liebe und mehr Schmerz, als er einer Philine gegenüber zeigen sollte. Dies als Debattenstoff mit bestem Gruß Dein Noel

An Emilie Fontane.

127) Berlin, d. 24. November 1869.

Meine geliebte Frau.

Sommerfeldts hatten mir den zweiten Ruppiner Brief nicht geschickt, so daß die Nachricht von einer verhältnismäßigen Besserung im Befinden Mamas, die ich heut früh durch Deinen lieben Brief empfing, mich eigentlich überraschte. Ich hatte dies kaum noch zu hoffen gewagt. Die Einzelheiten, die Du mir über die bis zuletzt selbstsuchtslose und tapfre Haltung unsrer guten Alten schreibst, haben mich bewegt und erfreut. Wenn denn mal gestorben sein muß, so scheint mir dies die schönste, die würdigste, die versöhnendste Art. Mehr und mehr fallen die irdischen Dinge, Sorge, Verlangen und Bangen von einem ab, und das Gefühl legt sich über Herz und Sinn, daß die Ruhe das beste ist. Sollte unsrer lieben Alten noch ein Todeskampf bevorstehn, so laß uns hoffen, daß er kurz ist.

Meine Gedanken, während sie bei Euch sind, sind doch nebenher in sehr weltlichen Dingen auch hier engagiert, und mit Bücher empfangen und packen, mit Respektsbriefe ent-

werfen und kopieren, hat's kein Ende[1]). Mit den Details will ich Dich nicht aufhalten, nur so viel, daß nur das kronprinzliche Exemplar noch im Kasten liegt; die sieben andern sind abgeliefert oder zur Post gegeben, und zwar an den König, Bismarck, Kultusminister v. Mühler, Geh. Kabinettsrat v. Mühler, Oberst v. Zychlinski, Hesekiel, Hertz. Der letztre hat bereits gedankt. Herr v. Decker[2]) war gestern bei S. M. zu Tisch; der König soll sich sehr erfreut über das Buch geäußert haben. Glaub's wohl. Burger[3]) ist jetzt sehr fleißig; er will noch im Laufe dieses Winters alles zwingen. Das wäre hocherfreulich. Nun lebe wohl, gib meiner lieben, guten Mama einen Kuß von ihrem Ältesten. Dir und Liesen die schönsten und herzlichsten Grüße von Eurem Theodor

An Emilie Fontane.

128) Berlin, d. 29. November 1869.

Meine geliebte Frau.

Du hast ganz recht, wir müssen es eben abwarten; Du kannst Liesen weder allein lassen, noch würdest Du hier Ruhe haben; ich werde also keine halb scherzhaft, halb ernsthaft gemeinten Äußerungen mehr über Dein Kommen machen, und unser nächstes Wiedersehn wird in einem Trauerhause sein. Wann? steht bei Gott.

In Deinem heute empfangenen lieben Briefe von gestern haben mich Deine Urteile über „Buchhandel und Zeitungen" und „Th. Fontanes 1866" sehr erfreut. In Deine Anerkennung des ersten Artikels stimme ich ohne weitres mit ein; der zweite ist allerdings sehr maßvoll und sollte es sein. Als mir Dr.

[1]) Es handelt sich um die Versendung des endlich zur Ausgabe gelangten ersten Halbbandes des Buches über den Krieg von 1866.

[2]) Kgl. Geh. Hofbuchdrucker R. v. Decker, der Verleger der Fontaneschen Kriegsbücher.

[3]) Maler Ludwig Burger, der die Illustrationen zu den Fontaneschen Büchern über die Kriege von 1864 und 1866 lieferte.

Beutner heute früh sagte, „er fände ihn fast zu objektiv", erwiderte ich ihm ganz ehrlich: „Ich leistete lieber auf Lob Verzicht, als daß ich mir Lob erwünschte, das mir durch die Art, wie es sich gäbe, unbequem wäre." Im übrigen hat er mir mehrfach die Spalten seiner Zeitung für eine längre und sachgemäße Besprechung angeboten, wenn ich einen guten Berichterstatter in petto hätte. Dies ist nun zwar sehr freundlich, aber beinah komisch ist es zu sehn, wie er sich müht, den Gedanken: „er oder seine Familie solle das Buch lesen" in mir um Gottes willen nicht aufkommen zu lassen. Mit andern Worten, er stellt mir seine Zeitung zur Verfügung, aber nicht seine Person. Dies wäre an und für sich ganz in der Ordnung (Du weißt ja am besten, daß ich nicht einmal von meiner Frau erwarte, am wenigsten verlange, daß sie meine Bücher liest), und wenn ich doch meine Bemerkungen darüber mache, so liegt es lediglich wieder an der Art, wie unser guter B. dabei verfährt. Erst in diesem Augenblick, wo ich über die Sache schreibe, empfinde ich ganz und klar das unstatthaft Nüchterne seiner Haltung in dieser Angelegenheit. Es ist so von allem Schön-Menschlichen entkleidet. Er muß wissen, daß ich $3^1/_2$ beste Lebensjahre Tag und Nacht an diese Arbeit gesetzt habe, und ich meine, daß er in dem Moment, wo er das Buch auf seinem Tisch liegen sah, an mich herantreten und mir sagen mußte: „Ich freue mich, dies Buch in den Händen zu halten."

Am Sonnabend also, wenn nichts dazwischengekommen ist, hat Geheimrat W. das Buch dem Könige überreicht. Ist es wirklich geschehn, so ist mir das Schweigen darüber bis heute abend etwas bedenklich. Ich fürchte fast, daß „Berichterstattung" gefordert wird. Von einer solchen kann ich mir aber bei Mühlers[1]) „alter Freundschaft" wenig versprechen, und ich

[1]) Heinrich v. Mühler, der damalige Kultusminister, zu dem Fontane sowohl als Mitglied des Tunnels wie als naher Freund seines Schwagers W. v. Merckel persönliche Beziehungen hatte, von

würde in diesem Falle schon seinen Sturz abwarten müssen. Laß Dich übrigens durch diese Mitteilung nicht verstimmen. Meine alte Soupçonnatur tritt ja auch stark dabei in den Vordergrund.

Gestern vormittag erwartete ich Herrn Hertz; er kam nicht. Ich wette zehn Taler gegen einen Dreier, daß er mir den Aufsatz „Buchhandel und Zeitungen" übelgenommen hat; daß ich ihn geschrieben habe, ist — wie mir meine Kollegen sagen — unverkennbar.

Mit etwas Heiterem laß mich schließen. Um $8^1/_2$ wankte ich also in die Abendgesellschaft bei Frl. E., deren Geburtstag gefeiert wurde. Es waren wohl noch an 20 Damen, dazu drei Herren: Professor Eschke, Professor Scherres, Professor Fontane. Da es die beiden andern auch nicht sind, so log ich mir ohne weitres diesen Titel zu, der in jenen Räumen bloß als Geschlechtsunterschied betrachtet zu werden scheint. „Er" ist Mann, folglich Professor. Es gab von jenem berühmten Salat, zu dem unsre Lübke das Urrezept besitzt: ein Löffel voll tötet drei Mann. Alles andre war gut, das Arrangement gefällig, die Stimmung heiter. Etwas zu heiter. Ganz das alte Berlin, das man in seiner ältesten Form doch als eine furchtbare Mischung von Häßlichkeit und Unfeinheit bezeichnen muß. Sämtliche Schönheiten dieser 20 Damen, soweit ich sie sehen konnte, wogen noch nicht $^1/_4$ Engländerin auf. Wenn sie lachten, machten sie Windungen wie Laokoon unter den Schlangen; man kann sagen: sie lachten sich gegenseitig in die Arme hinein. Dabei rissen sie vor Vergnügen die Mäuler auf und gönnten einem dadurch einen Einblick in Abgründe, die besser ewig mit Nacht bedeckt geblieben wären. Allerdings gab

dem er sich jedoch nicht genügend beachtet fühlte. F.s Befürchtungen waren übrigens unbegründet. König Wilhelm dankte ihm für den ersten Halbband des Buches durch ein Geschenk von 80 Friedrichsd'or, dem nach dem Erscheinen des zweiten Halbbandes noch ein weiteres Geschenk von 50 Friedrichsd'or folgte.

es auch einige Ausnahmen. Das Ganze war mir höchst interessant. Solche Gesellschaften gibt es nur in Deutschland und in Deutschland auch nur wieder in Berlin. Denn, wie ich wohl nicht erst zu sagen brauche, das Ganze hat doch auch seine großen Meriten: geistige Regsamkeit, gute Laune, Abwesenheit aller Tuerei, Schlagfertigkeit, Wohlanständigkeit. Die Mängel liegen immer nur nach der Seite des Schönen hin. Tausend Grüße Euch allen; wie immer Dein Theodor

An Emilie Fontane.

129) Berlin, d. 2. Dezember 1869.

Meine geliebte Frau.

Heute zum Kaffee hatte ich mich bei Sommerfeldts angemeldet. S. erzählte mir über seinen Aufenthalt in Ruppin, und die Richtigkeit seiner Erzählung vorausgesetzt, bin ich der Ansicht, daß unsre teure Mama noch Monate lang leben kann. Die Flamme brennt so klein, daß der leiseste Windstoß sie verlöschen macht; bleibt dieser Windstoß aber aus, so erhält das viele Schlafen das Lebensreschen am Leben. Das bißchen Fleisch, das bißchen Wein, das sie zu sich nimmt, reichen gerade aus, das Flämmchen zu nähren. Mit andern Worten, unsre teure Alte kann jede Stunde sterben; sie kann aber auch das Frühjahr noch erreichen, so daß ihre eigne Prophezeiung zutreffen würde[1]).

Der gestrige Abend bei Frau Hertz verlief ganz angenehm. Er sagte mir allerhand Freundliches über das „schöne Buch", das ein wahrer Schatz für sein Haus sei und auch von allen so angesehn würde; der Artikel „Buchhandel und Zeitungen" wurde mit keiner Silbe erwähnt. Bis zu einem gewissen Grade tut mir der kleine Mann doch leid; er ist nicht glücklich. Er ist darin unserm Z. verwandt, daß er immer gekitzelt werden muß; der Unterschied zwischen beiden liegt nur darin, daß Z. ein-

[1]) Fontanes Mutter starb am 13. Dezember 1869 in Neuruppin.

schläft, wenn das geistige Prickeln fehlt, während H. mißgestimmt und melancholisch wird.

Mein Buch wird überall angezeigt („besprochen" wäre ein zu edler Ausdruck); das heißt der von Decker beigelegte gelbe Zettel, dessen Du Dich vielleicht noch entsinnst, wird, seinem Hauptinhalte nach, abgedruckt. Natürlich sind solche „Kritiken" absolut wertlos für mich, wie ich denn wohl überhaupt darauf werde Verzicht leisten müssen, etwas Lesenswertes über mich zu lesen zu kriegen. Es liegt ja auf der Hand, daß überhaupt nur ganz wenig Menschen imstande sind, über den Wert oder Unwert eines solchen Buches ein Urteil abzugeben; und von den wenigen, die dazu imstande sind, tut es vielleicht nicht einer. Selbst was die militärischen Fachblätter über ein solches Buch sagen, ist in der Regel bloßes Gesäure. Nicht einmal auf den militärischen Teil gehen sie ernsthaft ein. Das Militärische ist ja aber unter allen Umständen nur eine Seite des Buches. Das Wichtigste daran ist der Aufbau, der Grundriß, die Klarheit der Anlage. Es muß einer schon eine gute Künstlerader im Leibe haben, um dies Eigentlichste sofort zu erkennen und sich dran zu erfreuen. Viele Leser haben es instinktiv weg, daß die Dinge so sind, wie sie sind; sie freuen sich während des Lesens an einem gewissen Etwas, das ihnen wohltut, das angenehm wie Licht auf sie wirkt, aber sie können sich über dies angenehme Gefühl nicht eigentlich Rechenschaft geben. Wenn ich nur viele solcher Leser habe, so bin ich zufrieden und leiste auf kritisches Geschwöge Verzicht.

Auf der Zeitung hatten wir gestern einen heftigen Tanz zwischen Beutner und Hesekiel. Anfangs schien es mir, der letztre habe recht; es war aber doch wohl anders, und Beutner, als er mir's erzählte, war so bewegt und indigniert, daß er kaum sprechen konnte. Er machte übrigens in dem Augenblick einen sehr guten Eindruck auf mich, würdevoll und gar nicht

kleinlich. Es ist doch auch ein Hundeposten. Heute scheint übrigens wieder die Sonne; alles beigelegt.

Vorgestern abend — das hab' ich zu schreiben vergessen — war Hofrat Herrlich[1]) bei mir. Er fragte mich sans phrase, ob ich den alten Prinz Carl nach dem Orient begleiten wollte? Konstantinopel, Harem, Verschnittene, Jerusalem, Ölberg, Bach Kidron, Grab Abrahams, Sodom und Gomorrha, Alexandrien, Khedive, Pyramiden, Nil, Krokodile usw. — es hatte etwas Verlockendes. Aber wir werden doch wohl „heeme" bleiben; zwei Orientalen für die Kreuzzeitung, Gödsche[2]) und Fontane, wären zu viel. Tausend Grüße. Wie immer Euer Theodor

An Emilie Fontane.

130) Berlin, d. 4. Dezember 1869.

Meine geliebte Frau.

Nicht auf 1000 Meilen wäre mir eingefallen, daß das Reiseprojekt nach Sonnenaufgang hin Dich eine Minute hätte ernsthaft beschäftigen können. Ich sehe daran wieder so recht, daß Du viel mehr witzig und geistvoll als klug bist, und daß ich Dir nicht in Tugenden und höheren Anlagen, sondern in ganz gemeiner Lebensprosa, im Einmaleins des täglichen Brotes erheblich überlegen bin. Du hast brillante Einfälle und bist scharfsinnig im Erkennen der Menschen, besonders im Erkennen ihrer Schwächen, ihrer Eitelkeiten und Lächerlichkeiten; aber das nüchterne Erkennen der Situation war nie Deine Force und ist es auch heute nicht. Alles, was Du über meine Stellung zur Zeitung schreibst, ist richtig und ist sogar noch viel richtiger, als Du wissen kannst; man ist eine bloße

[1]) Hofrat, später Geh. Hofrat Herrlich, der erste Beamte des Johanniterordens, in dessen Hause, Potsdamer Straße 134 C, Fontane die letzten 26 Jahre seines Lebens gewohnt hat.

[2]) Redakteur der Kreuzzeitung und Verfasser der unter dem Namen Sir John Redcliffe erschienenen Sensationsromane.

Sache, man hat den Wert eines Maschinenrades, das man mit Öl schmiert, solange das Ding überhaupt noch zu brauchen ist, und als altes Eisen in die Rumpelkammer wirft, wenn die Radzähne endlich abgebrochen sind. Aber so gewiß ich das Brutale schmerzlich empfinde, so hab' ich doch nun nachgerade einsehen gelernt, daß es hierzulande, in den gesegneten Gauen des Norddeutschen Bundes, überall so ist, und daß man nur so lange Wert hat, als man tagtäglich und immer aufs neue seine Brauchbarkeit beweisen kann. Du weißt, daß ich im vorigen Winter vier bis sechs Wochen lang nachmittags grippekrank zu Bette ging und doch keinen Vormittag auf der Zeitung gefehlt habe, und ich sollte auf sechs oder acht oder zwölf Wochen nach dem Orient reisen, nachdem die Wunden noch bluten, die Gödsche und Hefftter durch ihre Abwesenheit der Zeitung und unserm Dr. B. geschlagen haben? Natürlich gibt es Menschen von einem so himmlischen Kehr-mich-nicht-dran, die lachend erklären würden, daß ihnen sämtliche Beutnersche Wunden Schnuppe seien; aber dieses dicke Fell hab' ich nie besessen und kann es mir nun auch nicht mehr anschaffen. Ich gebe die Hoffnung nicht ganz auf, noch einmal in die Welt hinauszukommen und Rom, Konstantinopel und Jerusalem zu sehn, die drei Punkte, an denen die Welt hing; aber das ist alles erst möglich, wenn die Kreuzzeitung hinter mir liegt. Solange ich an diese angeschmiedet bin und dankbar sein muß für die Kette, an der zugleich mein Brot hängt, sind solche poetischen Allotria unmöglich. Ich kann, nach menschlicher Berechnung, nur durch zwei Dinge frei werden: durch irgendeine Verwendung im Auswärtigen Amt (die ich, gerade jetzt, nicht für unmöglich hielt), oder dadurch, daß mir ein großer literarischer Erfolg, etwa ein in sieben Auflagen erscheinender Roman, eine vollständig freie Bewegung wiedergibt. — Treten diese Fälle nicht ein, so bleibt mir nichts übrig als auszuhalten, mich

nach der Decke zu strecken und Gott zu bitten, daß es nicht schlimmer wird.

Du solltest doch nun nachgerade die Menschen kennen! Die Kinder in der Schule lernen meine Gedichte, Frau Jachmann donnert meinen Archibald Douglas und in der Literaturgeschichte von Heinrich Kurz hab' ich mein Kapitel; aber wenn ich heute noch Bote beim Kammergericht würde, mit 30 Taler Fixum Monatsgehalt und 10 Taler zu Weihnachten, so würden manche sagen: nun, er ist jetzt im königlichen Dienst, er hat ein Fixum, kann sich Bewegung machen und seiner Frau eine jährliche Pension von 40 Talern hinterlassen. Lehre mich die Menschen kennen. Solange man sie nicht braucht, sind sie gut; wenn man sie aber braucht, so nimmt man mit Schrecken wahr, daß sie das Schlechteste gerade gut genug für einen halten. Zum Glück verdrießen mich diese Dinge nicht, im Gegenteil, ich lache dazu; aber sie rufen einem wenigstens zu: halte fest, was du hast, gefährde nicht durch Prätention deine Position, wiege dich nicht in Illusionen.

Jetzt klingelt es. Methfessel ist eine lebendige Predigt in derselben Tonart, die dieser Brief anschlägt. Denkst Du noch daran, wie ich ihm 1850 auf 51 als „Rosamunde-Dichter" meine Aufwartung machte! Als Dichter ging ich hinein, als verhungerter Seminarlehrer kam ich wieder heraus. — Wie immer Dein alter Orientale Theodor

Meiner lieben, guten Mama gib einen allerherzlichsten Kuß und sage ihr, es hätte mich recht gefreut, daß Du ihr hättest zeigen können, wie lieb Du sie hättest.

An Mathilde v. Rohr.

131) Berlin, d. 22. Dezember 1869.

Mein gnädigstes Fräulein.

Vielen Dank für die freundlichen und teilnehmenden Worte in Ihrem gestern früh erhaltenen Briefe!

Meine Frau reiste gleich nach Eintreffen der telegraphischen Depesche (Montag, d. 13.) wieder hinunter; wir andern folgten am Mittwoch. Am Donnerstag haben wir dann unsre gute Mama auf dem alten Ruppiner Kirchhof — Kaufmann Gentz hatte uns ein Stück Erde abgetreten — zur letzten Ruhe bestattet. Die ganze Stadt war voll Teilnahme, was uns wieder einmal zeigte, daß ein ordentliches, ehrliches, anständiges Leben, voll Strenge gegen sich selbst und voll Güte gegen die Mitmenschen, immer noch seine Würdigung findet. Der Sarg war mit Kreuzen und Kränzen überdeckt.

Mein Buch — ich weiß nicht, ob Ihnen meine Frau darüber schon berichtete — ist durch Geheimrat Wehrmann dem Könige überreicht worden. Er hat sich (wie mir Herr v. Decker vor einigen Tagen schrieb) mehrfach sehr gnädig darüber geäußert; mir auch ein ansehnliches Geldgeschenk zustellen lassen. Eingehende Urteile über meine Arbeit sind mir im übrigen noch nicht zu Gesicht gekommen. Auf Zeitungsredensarten geb' ich nichts: ich weiß zu gut, wie sie gemacht werden.

An dem dritten Teil meiner „Wanderungen" arbeite ich fleißig weiter. Ich hoffe, spätestens Pfingsten mit dem Manuskripte fertig zu sein. Vor etwa vierzehn Tagen war ich in Spandau, um vom dortigen Kirchturm aus einen Blick ins „Havelland" zu tun, das ich eben im dritten Teil beschreibe. Dieser Blick vom Turm soll das Einleitungskapitel[1]) bilden.

Wie immer Ihr Th. F.

Briefe aus den Jahren 1870 und 1871.

Im Frühjahr 1870 war Fontane aus seiner Stellung in der Redaktion der „Kreuzzeitung" geschieden, hatte aber bald darauf Ersatz dafür gefunden, indem er den ständigen Bericht über das kgl. Schauspielhaus für die „Vossische Zeitung" übernahm. Nach Ausbruch

[1]) Aus diesem Einleitungskapitel wurde das Gedicht „Havelland".

des Kampfes gegen Frankreich erhielt er von der Firma R. v. Decker den Auftrag, auch über diesen Krieg ein Buch zu schreiben. Gelegentlich einer schon im Herbst 1870 begonnenen Studienreise auf den Kriegsschauplatz geriet er jedoch in französische Gefangenschaft, aus der er erst Ende November befreit wurde. Eine Frucht dieses unfreiwilligen Aufenthaltes in Frankreich ist das größtenteils noch auf der Insel Oléron geschriebene Buch „Kriegsgefangen"; eine beiläufige Frucht seiner zweiten, Ostern 1871 unternommenen Studienreise das Buch „Aus den Tagen der Okkupation".

An Emilie Fontane.

132) Berlin, d. 21. April 1870.

Meine liebe Frau.

The old clock mir gegenüber zeigt eben auf vierzig Minuten nach fünf. Diesen großen Moment kann ich nicht besser feiern als durch Stiftung dieser Zeilen. Mögen Dich am Sonnabend früh diese zwei Blätter vom dünnsten Briefpapier gesund vorfinden und ihr good morning in das parlor von 37 Argyll Road hineinrufen [1]).

Deine in Köln aufgegebenen Zeilen hab' ich doch schon heute erhalten. Ich danke Dir sehr dafür. Möge die zweite Hälfte der Reise ebenso glücklich verlaufen sein.

Daß sich Dir George so frisch und munter, wenn auch nicht in absoluter Feinheit und Patentheit präsentiert hat (beiläufig ein wahres Glück), hat mich herzlich erfreut. Noch mehr, „daß er nicht klagt". Dies ist wirklich eine Gottesgabe. Solange man körperlich nicht ganz gebrochen ist, sollte man eigentlich nicht klagen.

Theo hab' ich eben nach dem Theater (Ball zu Ellerbrunn usw.) geschickt. Natürlich selig.

Friedel, nachdem er die Nacht über siebenmal in Luisens Bett gekrochen war und immer versichert hatte: „ihn steche ein

[1]) Frau Fontane befand sich in Begleitung ihrer Tochter Martha auf einer Reise nach England, um letztere auf ein Jahr in die Obhut der mit Fontanes befreundeten Familie Merington zu bringen.

Floh, er könne nicht schlafen" (es war aber bloß Aufregung), stand bereits um acht Uhr gestiefelt und gespornt, d. h. mit dem Tornister auf dem Buckel vor mir. Um neun Uhr lieferte ich ihn heil ab. Dr. Döbbelin empfing mich im großen Saal wie den Plenipotentiair irgendeiner Großmacht und ließ alles andre stehn und warten. Mitunter wird man doch noch erkannt. Dazu zähle ich auch, daß mir gestern abend Hesekiel eine kleine, allein für mich gebraute Champagner-Maiweinbowle vorsetzte, die ich in drei großen Absätzen austrank. Er hatte nämlich einen leichten Gichtanfall und durfte nicht mittrinken. Er trug es wie ein Held.

Nun leb' mir wohl, küsse my dear little child, grüße unsre verehrten Meringtons und sei herzlich geküßt von Deinem alten Th. F.

An Emilie Fontane.

133) Berlin, d. 29. April 1870.

Geliebte Frau.

Am Montag früh kam Dein Brief vom Freitag. Ich hatte eine große Freude daran. Gott sei Dank, daß ihr heil übers Wasser seid, daß kein Unglück und kein Ärger Eure Reise gestört hat, daß Ihr nicht geprellt worden, vielmehr der schönen Gotteswelt, des Frühlings und der alten Kulturstätte froh geworden seid. Daß sich meine Mete so tapfer gehalten, hat mich sehr gefreut; ich hatt' es übrigens nicht anders erwartet. Gib ihr einen Kuß.

Deine Bemerkungen über Land und Leute hab' ich mit voller Zustimmung gelesen; dennoch (Du deutest es auch selber schon an) sind sie einseitig. Man kann alle Reisenden in zwei Charakterklassen teilen: in freundliche Sanguiniker, die überall sehen und auch sehen *wollen*, wodurch sich die Fremde vorteilhaft von ihrer Heimat unterscheidet, und in leberkranke Nörgler, die sich zu Hause eine Vortrefflichkeitsschablone zu-

rechtgemacht haben und über alles verstimmt sind, was davon abweicht. Wir gehören zur ersteren Klasse, wofür Gott gedankt sei; aber sie bleibt doch sehr an der Oberfläche hängen und ist hinterher um so verstimmter, wenn sich zeigt, daß auch nicht alles Gold ist, was glänzt. Zudem spielt das Glück auch hier mit. Es gibt unter den vielen Glücks oder Glücken auch ein ganz bestimmtes Reiseglück; manche haben's nie, andre immer.

Zu wehmütiger Betrachtung stimmten mich jene wenigen Zeilen, wo Du die „Klippe von Dover" und wenige Stunden später die Türme, die Umrisse der Riesenstadt vor Dir auftauchen siehst und Dich eine Art Sorge anwandelt: Werd' ich das alles bezwingen können? Ich bin gewiß nicht sentimental, aber wie unser lieber, kleiner Merckel zu erzählen pflegte: „Als ich Heidelberg wiedersah, weint' ich wie ein Kind; ich stand wie am Grabe meiner Jugend", so beschlich es mich auch, als Deine Zeilen mir diese Prachtstücke meiner Erinnerung, das Schönste und jedenfalls Großartigste, was ich gesehn, wieder vor die Seele riefen. Damals an der Schwelle des besten Lebensabschnittes, jetzt auch wieder; aber an der Tür gegenüber. Und was ist das Resultat der achtzehn Jahre, die zwischen heut und damals liegen! Ich will es nicht unterschätzen; in mancher Beziehung reicht es bis an meine Hoffnungen heran oder übertrifft sie selbst, aber sich durch ein mutiges, arbeit- und mühevolles Leben nichts als Sorge für das Alter errungen zu haben, ist doch, nach der Seite äußern Erfolges hin, zu wenig.

Genug davon. Hinter allem Ernst klingelt ein Clown her, und ein solcher machte denn auch, zwei Stunden später als Dein Brief, bereits seine Aufwartung. Ich bekam eine Zuschrift aus Dresden, deren Adresse ganz kurz lautete: „Dem deutschen Dichter Th. Fontane, Berlin." Ich erwartete den Anpump eines „Kollegen" und fühlte mich bereits um einen

Taler leichter; es war aber das Anschreiben eines „deutschen Lehrers" (natürlich alles deutsch und immer unterstrichen), der mich um eine Gabe „aus meiner Dichtermappe" ersuchte; die lieben Kleinen, die Herzen „deutscher Jugend" verlangten nach echtem Brot. Kurzum, er will auf andrer Leute Kosten eine Gedichtsammlung herausgeben. Unerträgliche Phraseurs.

Sonst hat sich nichts Bemerkenswertes ereignet. Gruß und Kuß meiner Mete, den herzlichsten Dir von Deinem alten

Theodor

An Emilie Fontane.

134) Berlin, d. 6. Mai 1870.

Geliebte Frau.

Das größte Lob, das ich Deinen Briefen spenden kann, ist wohl das: ich lese das alles wie Pücklers Briefe, ich frische die alten Bilder wieder auf und stimme den Bemerkungen zu. Daß Mete so einschlägt, ist mir eine besondre Freude; sie ist ein apartes Kind, in gewissem Sinne ein Angstkind, und alles wird davon abhängen, in welche Hände sie gerät; sie ist jetzt in den besten. — Dein guter Einfall, womit Du die Debatte über Frauenstimmrecht kupiertest, hat auch mich amüsiert. Man kann all diesen Dingen gegenüber sagen: „Warum nicht!", aber doch noch mit größerm Recht: „Wozu?" Die Frauen, die zur Zeit Ludwigs XIV. die Welt, den König und die Gesellschaft regierten, hatten kein Stimmrecht, haben sich aber leidlich wohl dabei befunden, jedenfalls besser als jene Unglücklichen, die sich „in Erfüllung ihrer Bürgerpflicht" an die Wahlurne drängen.

Ich habe eine ziemlich unruhige Woche hinter mir, und doch ist nicht leicht darüber zu berichten. Nennt man die Dinge bloß, so ist es langweilig, gerät man ins Beschreiben, so ist es endlos.

Am Dienstag früh hatte ich das übliche Gratulationsbukett zu Hesekiels geschickt; am Abend war ich ein paar Stunden

bei ihnen. Er hat noch immer seinen Gichtanfall, so daß sich das Bacchanal innerhalb bescheidener Grenzen hielt; er trank nur Limonade, aber aus einem — Pokal. So sucht sich das Herz zu täuschen.

Vorgestern stand ich schon gleich nach 6 Uhr auf, da Frau Fiedler mit dem Portier derartige Schnabbergespräche führte, daß ich aufwachte und nicht wieder einschlafen konnte. Decken klopfen usw. stört mich nicht, aber gegen ordinäre Stimmen bin ich fast so empfindlich wie Lepel. Ich hatte nun noch Zeit und machte zwischen 7 und 8 Uhr einen Morgenspaziergang. Es war ein wenig windig, und als ich auf den Hafenplatz kam, wankte mir ein höchst fragwürdiges Paar entgegen, er in einem grünlichen Überzieher, dritte Garnitur und dito Hut, sie in Morgenhaube unterm Hut, einem Sommermäntelchen, das das Geschwisterkind von dem Deinigen zu sein schien, und in Bambuschen, so groß wie meine Filzschuhe, die teils aus Filz, teils aus Tuchecken zu bestehen schienen. Der Wind machte es, daß sich diese beiden Torfkähne in ihren ganzen Gräßlichkeiten präsentierten. Es waren G.s. Die Begegnung, das kann ich wohl sagen, machte einen Eindruck auf mich. Die ganze Bettelhaftigkeit unsrer Zustände stand auf einen Schlag vor mir. Ich kann und darf so gehn. Wer bin ich? Ein armer, titelloser Schriftsteller, den einige kennen und viele nicht kennen. Da ist von Repräsentation keine Rede. G. ist aber einer der ersten Beamten des Staates; er sitzt im Herrenhause, und wenn er in England lebte, würde er ein hochangesehener Peer, einer von den Law-Lords, ein Mann wie Lord Brougham oder Lord Cairns sein. Und nun diese Erscheinung, dieses Paar, diese Bambuschen! Ich schreibe dies nicht aus Spottlust. Ganz und gar nicht. Ich liebe und verehre beide Leute, und mein Groll — denn der Spott vergeht einem — geht nach ganz andrer Seite.

Gestern abend war ich bei Tante Merckel. Ich weiß nicht, wie es kam, aber plötzlich steckte ich in meinen Angelegenheiten

und kam dabei ganz ungesucht auf das Benehmen ihres Bruders und des ganzen Kultusministeriums gegen mich zu sprechen [1]). Ich sagte sehr scharfe Sachen, bat dann wieder um Entschuldigung, küßte ihr die Hand und ging dann aufs neue los, weil sie mir drei-, viermal versicherte, es sei ihr eine Befriedigung, mich mal darüber sprechen zu hören. Mein Haupttrumpf war etwa der folgende: „Überall Enge und Kleinheit, nirgends Freiheit und Freudigkeit; ein dürrer, totmachender Zug geht durch diese ganze Verwaltung, nichts kann aufkommen, weil nichts aufkommen soll. Die ganze Welt besteht aus Dorfschulmeistern, die in Hunger gehalten werden müssen, um besser gemaßregelt werden zu können, und nach dieser kümmerlichen Schablone hat man auch mich traktiert. Der ganze Geist, aus dem heraus man mich wie einen halben Bettler und Querulanten behandelt, ist eine schnöde Beleidigung gegen mich. Wenn sie ihr Metier verstünden, wenn sie wüßten, was sich für ein preußisches Kultusministerium schickte, so hätten sie mir diese lumpigen 300 Taler längst als Unterstützung auf Lebenszeit angeboten. Du siehst, daß ich nicht blöde war. Helfen wird es wohl nicht, aber schaden wird es auch nicht.

Heute hatte ich einen Brief von meinem Paretzer Hofgärtner. Immer der alte — ein non plus ultra von Artigkeit. Hesekiel nennt mich zwar jetzt auch „Prinz Fontane", aber was will dieser Scherz sagen gegen den blutigen Ernst der Hofgärtnerdevotion. Sonntag werde ich wieder mit einem langen Aufsatz fertig, schreibe in nächster Woche Paretz und werde wohl am 15. oder 22. d. M. einen Sonntag dort zubringen. Nun gute Nacht. Morgen noch ein paar Zeilen. Übrigens hab' ich vor einigen Tagen ein

[1]) Fontane war im Jahre 1868 der ihm bis dahin seitens des Kultusministeriums bewilligte Zuschuß von jährlich 300 Talern entzogen worden.

Gedicht an Dich gemacht. Was einem alten Menschen alles noch passiert!

Gruß und Kuß meinem Liebling und Dir von Deinem alten Th. F.

An Emilie Fontane.

135) Berlin, d. 11. Mai 1870.

Geliebte Frau.

Seid beide schön bedankt, Du und Klein-Martha, für Eure Briefe, die ich heute rechtzeitig erhalten habe. Es interessiert mich alles; Deine Urteile und Vergleiche sind sehr gut, Du anerkennst freudig, ohne Dich verblüffen zu lassen, und so muß alles räsonnable Urteil beschaffen sein.

Die Hälfte unserer Trennungszeit ist nun um, und der Zeitpunkt ist gekommen, den ich mir gleich festgesetzt hatte, um Dich in unsre Geheimnisse einzuweihn. Ich habe meine Kreuzzeitungs-Stelle aufgegeben. Falle nicht um! Eh Du noch mit diesem Briefe zu Ende bist, wirst Du hoffentlich sagen: er hat ganz recht getan. Vielleicht (und das wäre das Beste) sagst Du's auch gleich und hast das Vertrauen zu mir, daß ich nicht so gehandelt haben würde, wenn ich nicht überzeugt wäre: es war so am klügsten und besten. Einiges Gewicht muß es doch vorweg für Dich haben, daß ich meinen Entschluß und meine Handelweise in diesen drei Wochen noch keinen Augenblick bereut habe. Im Gegenteil, ich freue mich jeden Tag darüber.

Nun historisch. Am Ostersonnabend hatte ich den Ärger. Dr. Beutner sagte mir etwas über „Skandinavien" (lächerlich in sich), sprach artig, aber sehr kühl und zog Parallelen mit Hesekiel; ich kriegte das Zucken um den Mund, stand auf und empfahl mich. Noch eh ich an dem Portierknopf unsres Hauses zog, war ich entschlossen, das Redaktionslokal nicht wieder zu betreten. Ich wollte, bevor ich meinen Absagebrief

schrieb, nur Deine Abreise abwarten. Um $^3/_4$9 Uhr reistest Du ab; Du warst noch nicht in Brandenburg, als Dr. B. schon meinen Brief hatte. Alles, was nun folgte, im Detail zu erzählen, würde zu weit führen. Hesekiel, in B.s Auftrag suchte einen Ausgleich herbeizuführen. Ich fand dies freundlich, aber kindisch; im Guten und Nicht-Guten ganz Beutner, ganz die kleine Luckenwalder Natur, die einen tapfern, reellen Entschluß nicht begreifen kann. Ich schrieb noch mal an ihn, dankte ihm in aller Aufrichtigkeit für vieles Gute und Freundliche, das er mir erwiesen, bat ihn, meine alten Beziehungen zur Zeitung, Mitarbeiterschaft statt Redaktion, fortbestehen zu lassen und empfahl mich. So sind die Dinge geblieben.

Dir brauche ich wohl nicht erst zu sagen, daß die Ostersonnabendszene weiter nichts war, als der Tropfen, der das Glas zum Überlaufen bringt. Du weißt, daß ich längst entschlossen war, in dieser Weise zu handeln, und daß ich die Brutalität, die darin liegt, unsre Freiheit und unsre geistigen Kräfte auszunutzen, ohne vorsorglich und human an unsre alten Tage zu denken — ich sage, daß ich diese Brutalität nicht mehr ertragen kann. Sooft ich an diesen Punkt denke, empöre ich mich, und zwar nicht das Schlechte in mir, sondern das Gute. Es ist gemein, beständig große Redensarten zu machen, beständig Christentum und Bibelsprüche im Munde zu führen und nie eine gebotene Rücksicht zu üben, die allerdings von Juden und Industriellen, von allen denen, die in unsern biedern Spalten beständig bekämpft werden, oftmals und reichlich geübt wird. Dieser Punkt war für mich der entscheidende. Aber auch hier folgte ich nicht dem Gefühl berechtigter Bitterkeit, sondern ich behandelte die Sache nüchtern wie ein Exempel. Ich sagte mir: Wenn man dir solche kühle Standrede jetzt zu halten wagt, wo du, zugestandenermaßen, eine Zierde, ein kleiner Stolz der Zeitung bist, wie wird man nach zehn Jahren zu dir sprechen, wenn du ihr vielleicht eine Last geworden bist?

Man wird dann eine Sprache führen, die du einfach nicht ertragen kannst, und mit 60 Jahren wirst du arm und stellungslos dastehn. Diese Situation ist beinah unausbleiblich, sie kehrt in allen Lebensverhältnissen wieder. Fasse dir also ein Herz, antizipiere die ganze Situation. Jetzt bist du noch elastisch genug, um sie mit Gottes Hilfe siegreich überwinden zu können; dir kann sich noch absolut Neues, Glückliches erschließen, der Moment dazu ist gut gewählt. Erschließt sich etwas Neues, Glückliches dir aber nicht, nun, so ist auch noch nichts verloren. Entweder trittst du dann wieder in Stellungen ein, die im wesentlichen nicht schlechter sind, als die bei der Kreuzzeitung, mitunter auch besser, oder du stehst im schlimmsten, Gott sei Dank nicht anzunehmenden Falle vor einer Katastrophe, vor der du früher oder später doch gestanden hättest. Und lieber jetzt, als nach zehn Jahren.

Hier hast Du die inneren Motive, die meine Handelweise bestimmt haben und vielleicht auch dann noch in derselben Richtung mich bestimmt hätten, wenn die ganze äußre Situation viel ungünstiger läge, als sie liegt. Wir werden vom 1. Juli 1870 bis zum 1. Juli 1871 in runder Summe 2200 Taler einnehmen, so daß wir pekuniär eher einem sehr guten als einem schlechten Jahr entgegengehn. Ich bitte Dich dringend, dabei von der Ansicht ablassen zu wollen, als rechnete ich wieder falsch. Ich rechne gut und richtig; aber mein Schicksal hab' ich natürlich nicht in der Gewalt, und die Striche, die einem dieses mitunter durch die Rechnung macht (mir bisher, Gott sei Dank dafür, sehr selten), entscheiden nicht darüber, ob man falsch oder richtig gerechnet hat. All das liegt auf einem andern Brett. Was ich durch Abmachungen und Kontrakte belegen kann, hab' ich ein Recht, in Rechnung zu stellen. Werden diese Kontrakte aber gebrochen, oder wirft mich Gott statt der üblichen zwei Monate zwölf Monate aufs Krankenbett, so ist meine Rechnung freilich falsch. Das nennt man

aber nicht „falsch rechnen", das nennt man Heimsuchung, der man sich unterwerfen muß wie dem Tod.

Und nun lebe wohl. Cheer up! Immer Dein alter

Th. F.

An Emilie Fontane.

136) Berlin, d. 16. Mai 1870.

Geliebte Frau.

Ebenso wie es nutzlos ist, an George Abhandlungen über Sparsamkeit zu schreiben, so ist es auch nutzlos, mit Dir über gewisse Punkte zu streiten; Frauen haben die Tugend, immer auf ihr erstes Wort zurückzukommen, und Du hast diese Gabe eminent. Dennoch füg' ich meinen ersten Zeilen noch ein paar Worte hinzu. Man bleibt immer der Einfaltspinsel, der da glaubt, das überzeugende Wort könnte gesprochen werden.

Ich bin beim alten Rose $4^1/_2$ Jahr, in England 4 Jahr, bei der Kreuzzeitung 10 Jahr gewesen; aus Leipzig und aus Bethanien mußte ich fort, wiewohl ich gern länger geblieben wäre — wo liegt denn nun da der ungeheure Hang nach Freiheit und Wechsel? Allerdings hab' ich diesen Hang, aber ich hab' ihn unter Kontrolle meines Urteils und Verstandes, die überhaupt die Regulatoren meiner Lebens- und Handelsweise sind. Soll es mich nicht ärgern, ja, das Wort „ärgern" ist viel zu schwach, wenn Du nun so tust, als hätte ich aus Verlangen nach Veränderung und infolge eines kleines Streites eine gesicherte Lebensstellung aufgegeben? Ich habe eine nach außen hin leidlich aussehende, aber in ihrem Kern perfide Stellung aufgegeben, die mich jetzt halb ernährte und nach zehn Jahren — nach langem, geduldigem Einstecken von Kränkungen, die sicher nicht ausgeblieben wären — gar nicht mehr ernährt haben würde. Das war das Bestimmende für meine Handelweise, ein ruhiger Kalkül, und über diesen wichtigen Punkt gehst Du hinweg.

Natürlich kann ich mich auch verrechnet haben, aber mutmaßlich wird es nicht der Fall sein, und Du wirst hoffentlich (natürlich ohne Erfolg) wieder mal einsehen können, daß neben der Gnade Gottes unsre Existenz mehr auf meiner Frische und Schaffensfreudigkeit als auf Deiner Unkenprophetie beruht, die bis jetzt — der Beweis liegt offenkundig da — noch jedesmal zuschanden geworden ist und hoffentlich auch wieder zuschanden werden wird. Du hast bisher nichts dadurch erreicht als das eine, mir in kritischen Momenten das Schwere meiner Aufgabe noch schwerer gemacht zu haben. Denn das Gesicht, mit dem Du mitträgst, hat noch niemals eine Last leichter gemacht. Dein Theo

An Emilie Fontane.

137) Berlin, d. 20. Mai 1870.

Geliebte Frau.

Vielen Spaß hat mir die Wendung in Deinem letzten Briefe gemacht, daß Du, wenn George zu Pfingsten gekommen wäre, es als „eine Pflicht und ein Vergnügen" angesehn haben würdest, auch hier zu sein. Dies ist in seiner Art klassisch. Was die Pflicht angeht, so kann ich mir nicht recht was dabei denken; aber bei dem Vergnügen desto mehr. Mir liegen die Vergnügungen, die diese Besuche begleiteten, noch in den Gliedern.

Du willst noch länger bleiben, jedenfalls über Pfingsten hinaus. Ich gönn' es Dir von Herzen. Bleibe solange Du kannst und willst; es mag für uns beide so am besten sein. Du hast ein paar glückliche Wochen mehr, und am Ende ich auch. Denn was soll ein Zusammensein mit solchen Gefühlen. Es würde doch nur drei Tage erträglich sein oder das kaum; also schieben wir's lieber bis auf Zeiten hinaus, wo ich Dir wieder in etwas vorteilhafterem Lichte erscheine. Bis dahin will ich fleißig meiner Arbeit nachgehn, ohne Aussicht auf Teilnahme oder Dank. Meine Mutter freute sich auch immer,

wenn mein Vater fror. Irgend etwas wird stets gefunden, was dem „Pferd und Wagen“ [1]) entspricht.

Ich habe in dieser Woche gesellschaftlich wenig erlebt und bin auch nicht in der Stimmung, eingehender darüber zu rapportieren. Morgen will ich nach dem Brieselang. Lepel wird mich vielleicht begleiten. Wie immer Dein Theodor

An Emilie Fontane.

138) Berlin, d. 28. Mai 1870.

Geliebte Frau.

Endlich ein Brief, der eine andre Stimmung zeigt, und der mich sehr glücklich gemacht hat. Glaube doch nicht, daß ich Dir ein bestimmtes Maß von „in Sorge sein“ verdenke. Aus diesem „Auf-dem-qui-vive-Stehn“ werden wir wohl nie herauskommen; dergleichen ist schwer abzutun, wenn man sich auf 40 Taler monatlich hin verheiratet hat und das Metier eines deutschen Schriftstellers betreibt. Es kommt nur darauf an, wie man die Sorge und das beständige Auf-dem-Posten-Stehn trägt, ob man sich davon ganz niederdrücken läßt oder ob das Vertrauen nebenher geht: „Gott, der bis hierher geholfen hat, wird auch weiter helfen.“ Sicherheit „is nich“.

Darum richte ich an Dich die herzliche Bitte: Wenn Du wiederkommst, mache mir das Leben nicht nutzlos schwer. Bedenke, daß, wenn Du mich um einen Tag oder eine Woche bringst, Du mir dadurch nur die Verpflichtung auferlegst, den nächsten Tag oder die nächste Woche das Doppelte arbeiten zu müssen. Du wirst einräumen, daß das geradezu grausam ist. Gewonnen kann durch Trübseligkeit nie etwas werden; einer Mahnung, eines Spornes bedarf ich nicht, was irgend zu leisten ist, das leist' ich ohnehin. Zuspruch, Freudigkeit, Ver-

[1]) Daß Fontanes Vater auf den Besitz von Pferd und Wagen auch dann nicht hatte verzichten wollen, als seine Verhältnisse ihm dies hätten gebieten müssen, gehörte zu den Hauptvorwürfen, die ihm von seiner Frau gemacht wurden.

trauen erleichtern mir meine nicht leichte Aufgabe; Mißstimmung, ja selbst nur leichter Vorwurf erschweren sie mir, reizen mich und fördern gar nichts. Ich weiß, Du liebst mich, meinst es gut mit mir, hast die besten Absichten, willst mich nicht kränken: aber Dein Temperament, Deine in Blut und Nerven wurzelnden Stimmungen sind oft stärker als alle Deine guten Absichten. Ich bitte Dich, nach dieser Seite hin noch ein übriges tun zu wollen; man kann seine an- und eingeborne Natur nicht ganz austreiben, aber man kann mit redlichem, gutem Willen doch, Gott sei Dank, manches zustande bringen.

Du mußt Dich mit zwei Gedanken ernstlich auszusöhnen trachten, damit nämlich, daß wir erstens ein armes und zweitens ein unsichres Leben zu führen haben werden, wie wir es bis jetzt geführt haben. Das klingt nun freilich wenig verlockend, selbst die arme Existenz soll auch noch eine unsichre sein; aber, wenn man sich zum Leben richtig zu stellen weiß, wenn man Mut, Freudigkeit und Gottvertrauen hat, so darf ich wohl sagen: der Satz klingt trauriger, als er ist. Im großen und ganzen leben wir nach diesem Rezept 20 Jahre, und trotz Armut und Unsicherheit, welch bevorzugtes Leben haben wir geführt! Ich will die alten Geschichten nicht alle wieder aufzählen; ich glaube, wir haben es beide dankbar gegenwärtig, wie vieles uns beinah täglich geboten wird, wie vieles wir vor vielen Tausenden voraus haben, die nicht arm, nicht unsicher dastehn und doch ein kümmerliches Dasein führen. Ja, ich gehe so weit, den paradox klingenden Satz aufzustellen, daß es sehr viel von dem Schönen, Aparten, Poetischen, das wir in den letzten 15 Jahren erlebt haben, in der Armut und Unsicherheit unsrer Existenz seine Wurzel hat, und daß ich, wenn ich ein sicher angestellter Mann wie der Geheimrat K. oder Hunderte seinesgleichen wäre, ich niemals die „weiße Klippe von Hastings" erklettert und niemals das

„Blachfeld von Culloden" überschritten hätte. Auch Du säßest dann schwerlich in Argyll Road und freutest Dich des Rotdorns, der Dir ins Fenster blüht, und die blauen Scheiben von Westminster-Abbey hätten nie ihren Zauber auf Dich geübt. Vergleiche Dein Leben, Deine gesellschaftliche Stellung, Deine Freiheit der Bewegung mit dem, was Frau Geheimrätin K. von dem allem aufzuweisen hat, und antworte mir dann, ob Du unter der Armut und der Unsicherheit unsrer Existenz, die ich beide zugebe, bisher ernstlich gelitten hast.

Und wenn Du nun vielleicht sagen solltest: „Ja, bisher ging es wohl, aber wie soll es nun weiter gehn, da Du den zerbrechlichen Kahn, der uns trug, ohne weitres zerbrochen hast", so antworte ich Dir: es gibt Gegenden im Weltmeer, wo so viele Schiffe kreuzen und vorbeipassieren, daß man sicher ist, wie Ludwig Pietsch[1]), immer wieder aufgefischt zu werden, wenn man nur ein ganz klein wenig schwimmen, ein ganz klein wenig, in Momenten der äußersten Gefahr, an einem Brett oder Balken sich über Wasser halten kann. Glaube doch nicht, daß diese ganz gute, aber doch enfin ganz triviale Kreuzzeitungsstellung etwas Apartes war. Glaube mir auf mein Wort: sie war es nicht, sie war das Freiheitsopfer nicht wert, das ich ihr soviele Jahre lang gebracht habe. Ich werde in der Zukunft ebensoviel Geld verdienen und dabei zu erheblicherem Grade Herr über meine Zeit sein.

Und nun nimm endlich das Schlimmste, das gewiß nicht zutreffen wird — nimm an, es glückte wirklich nicht, ich fände keine Stellung, die mir einen ähnlichen festen Anhalt gäbe, wie meine Kreuzzeitungsposition. Nun, so wäre das Äußerste, das passieren könnte, daß wir ausschließlich und ganz direkt von dem Ertrage meiner Feder leben müßten. Dieser Ertrag

[1]) Anspielung auf die glückliche Rettung von L. P., der gelegentlich der Einweihung des Suezkanals (1869) in die Gefahr des Ertrinkens geraten war.

war bis jetzt, wo ich nur die Abende, resp. die Nächte dafür hatte, gegen 1000 Taler, oder sage auch nur 800 Taler; glaubst Du nun nicht, daß ich unter Dransetzung des ganzen Tages imstande sein werde, diese Summe zu verdoppeln? Das gäbe 1600 Taler. Meinst Du nicht, daß, wenn es durchaus sein müßte, die Sache auch davon zu bestreiten wäre? Meinst Du nicht, daß diese Summe unter allen Umständen ausreichen würde, uns vor Erniedrigung und Unwürdigkeit zu bewahren. Und nur darauf kommt es schließlich an. Independenz über alles! Alles andre ist zuletzt nur Larifari. Und auch von diesem Larifari werden wir immer genugsam haben; wir werden immer lebhaft, esprittvoll und gesellschaftlich-liebenswürdig bleiben, und die Menschen werden sich immer ein Vergnügen und eine Ehre daraus machen, uns zu Gaste zu laden, sei es auf fünf Stunden zu einem Diner, sei es auf fünf Wochen zu einem Besuch. Also sei heiter, vertrauensvoll. Wenn unser Niedergang nicht in den Sternen beschlossen steht, so werden wir nicht zugrunde gehn. Wie immer Dein alter

Th. F.

An Rudolf v. Decker.

139) Berlin, d. 8. August 1870.

Hochzuverehrender Herr v. Decker.

Gestern in die flaggende, siegestrunkene Hauptstadt zurückgekehrt, beeile ich mich, Ihre geehrte Zuschrift, für die ich herzlich danke, zu beantworten.

Es erging mir wie Ihnen; ich hatte das Gefühl: nun ist es auf Lebenszeit an Siegen und Siegesbeschreibung genug. Es hat anders kommen sollen. Alles steht ein drittes Mal im Felde, so denn auch wir.

Ich habe den lebhaften Wunsch, daß wir uns über die Bedingungen auch für ein drittes, hoffentlich letztes Kriegsbuch einigen. Ich proponiere folgendes:

1. Illustrationen keine oder bloß saubre, kleine Initialen und Vignetten. Karten und Krokis, Format usw. wie früher.

2. Honorar 50 Taler pro Bogen.

Es ist dies gerade die Summe, die wir schon das vorige Mal, eh' der traurige Konflikt ausbrach, vereinbart haben, eine Summe, die ich diesmal um so eher glaube fordern zu können, als das mutmaßliche Wegbleiben der Bilder, deren Raum mir zugute kam, einen ziemlich bedeutenden Ausfall macht.

Ich sage, das mutmaßliche Wegbleiben der Bilder! Sollte zuletzt vielleicht doch wieder illustriert werden, so hab' ich nicht Erhebliches dagegen einzuwenden, um so weniger, als ich allen möglichen Respekt vor Burgers eminenter Begabung habe. Aber ehrlich gestanden, wenn es sich um Wünsche handelt, so wünsch' ich diese Illustrierung nicht, wenigstens nicht, was über Landschaft und Genre hinausginge. Ich finde dies beständige Auftauchen von drei, vier Kerlen, die mal einen Helm, mal einen Federhut tragen, selbst wenn dies alles aufs gewissenhafteste gemacht ist, doch ein bloßes Amüsement für Kinder. Für erwachsene Menschen ist es einfach langweilig. Indessen sei es drum, wenn es sein soll. Eins aber halte ich fest, und der herkömmlichen Maleranschauung: „Die Bilder sind alles, der Text ist nichts" ordne ich mich zunächst nicht wieder unter. Ich schreibe das Buch ohne Rücksicht auf die Bilder, ohne persönliches Einvernehmen mit der Künstlerwelt und unbekümmert darum, ob sich hinterher eine Illustrierung empfiehlt oder nicht.

Ich bin überzeugt, daß Sie, hochzuverehrender Herr v. Decker, mir dies alles nachempfinden und meine Reservationen in der Ordnung finden werden.

In ganz ausgezeichneter Hochachtung Ihr ganz ergebenster

Th. Fontane

140) Berlin, d. 26. August 1870.

Welche Siege, welche Verluste! Lepel, der gestern eine Stunde bei uns war, sagte sehr richtig: noch zwei solcher Siege und — wir sind ruiniert. Menschen gibt es noch, auch noch Generäle, aber keine Offiziere. Alles, was überhaupt im Feuer war, ist tot oder verwundet. Die halben, mitunter dreiviertel Offizierskorps fehlen überall; Fähnriche und Feldwebel führen die Kompagnien. Glückt es uns nicht, die Besatzung von Metz zu baldiger Kapitulation zu zwingen, so sind diese drei Siege doch vielleicht zu teuer bezahlt worden. Wir müssen's abwarten. Das Franz-Regiment, wenn Lepel recht hat, besteht nur noch aus sechs kombinierten Kompagnien, das 2. Garderegiment und das Regiment Augusta haben vielleicht noch mehr gelitten. Aus der heutigen Zeitung ersah ich, daß auch das Regiment Alexander scharf mit vor war. Daß das 1. Garderegiment furchtbar zerschossen ist (es heißt 26 Offiziere Verlust), werden Sie gehört haben; ebenso die armen Vierundzwanziger; das Bataillon Havelberg ist ohne Offizier. Alle diese Verluste verschwinden wieder vor denen der 5. Division (Frankfurt a. O.) und der beiden Gardedragonerregimenter. Doch wozu weiter aufzählen! Erfreuen wir uns an der einen großen Tatsache, daß wir wenigstens gesiegt haben, und daß wir auf Feindesland stehen. Ein Zweites wiegt kaum minder schwer: heiter und singend ziehen Tag und Nacht immer neue Tausende hinaus, um die entstehenden Lücken zu füllen. Ohne einen gewissen Leichtsinn wäre es jetzt gar nicht auszuhalten.

Von George hatten wir gestern Nachricht. Am 17. war er im Feuer gewesen; die Dreiundneunziger und Siebenundzwanziger, unter Führung von General v. Zychlinski, berannten Touk. Es mißglückte. Die Dreiundneunziger und das 2. Bataillon vom Siebenundzwanzigsten hatten erhebliche Verluste; das 1. Bataillon, bei dem George steht, und die Füsiliere

hatten nur ein paar Leichtverwundete, da sie in Reserve (übrigens im Granatfeuer) standen.

Wie immer Ihr Th. Fontane

An Emilie Fontane.

141) Blainville (zwischen Luneville und Nancy), d. 1. Oktober 1870.

Geliebte Frau.

Meine Karten aus Weißenburg und Sulz hast Du hoffentlich erhalten[1]).

Ich verließ Sulz gestern mittag in einem großen Militärzug, 54 Wagen, auf denen sich Geheilte und Genesene aller möglichen Regimenter befanden, Garde, Brandenburger, Schlesier, Sachsen, Hessen, auch ein Unteroffizier aus Rostock.

Die Fahrt war schön, die Abendfahrt von Savern („Ergeben der Gebieterin") an dem jungfräulichen Pfalzburg vorbei bis Saarburg geradezu entzückend. Der Weg führt durch die Vogesenberge hindurch; acht Tunnel werden passiert, und am Eingang und Ausgang jedes Tunnels lag eine württembergische Feldwache, sitzend oder hockend um mächtige Feuer herum, die mit dem Holz der umherstehenden Tannen unterhalten wurden. Kostbare Salvator Rosas! Die Berge im engsten Zirkel alles umrahmend, auf den Bergen alte Burgruinen und über den Ruinen der tiefblaue Himmel mit seinen glitzernden Sternen. Diese Feldwachen haben den Zweck, die Bahn an dieser wichtigen und gefährlichen Stelle zu schützen.

Die Nacht über lag der Zug in Saarburg fest; wir biwakierten im Kupee, schliefen bis vier Uhr, wo uns die Reveille weckte, nahmen dann Kaffee und Absinth in einem Hotel siebenten Ranges und brachen um sechs Uhr auf. Der Weg ging über Luneville, wo wir eine halbe Stunde hielten; jetzt liegen

[1]) Fontane hatte seine Reise nach dem Kriegsschauplatz am 27. September angetreten.

wir bei Blainville und warten den Postzug ab, der uns in einer Stunde nach Nancy führen soll. Neben uns liegt ein langer Zug bayrischer Artillerie, schweres Feldgeschütz (Zwölfpfünder), die von Würzburg kommen und direkt bis Paris gehen. Ich habe mit den Bayern hier Freundschaft geschlossen. Ich finde sie nett, gutmütig, einzelne sogar unterrichtet; neben mir auf einem krümelbedeckten, etwas eingefetteten Tisch schreiben zwei Artilleristen Briefe in die Heimat, auf Papier, das ich ihnen samt englischen Kuverts geschenkt habe. Das ließ sich Mr. Merington auch wohl nicht träumen, als er mir die Kuverts kaufte.

Die ganze Reise, wenn es so fortgeht, ist im höchsten Maße lehrreich, interessant und geradezu erhebend. Alles hat einen großartigen Charakter. Es ist eine organisierte Völkerwanderung. Immer neue Massen überschwemmen das Land, dessen Bevölkerung staunt und kopfschüttelt, aber in ihrem Dünkel, vielleicht selbst in ihrer kindischen Hoffnung auf Sieg, ungebrochen ist. Es heißt jetzt, daß eine neuformierte große Armee von Straßburg gegen Lyon vorrücke. Vielleicht ist es ein Irrtum; bekanntlich weiß man auf dem Kriegsschauplatze selbst am wenigsten, was geschieht.

Grüße alle Freunde, küsse die Kinder. Wie immer Dein

Th. F.

An Emilie Fontane.

142) Nancy, d. 2. Oktober 1870.

Geliebte Frau.

Ich traf gestern mittag bald nach ein Uhr hier ein. Beinah der erste Mensch, den ich sah, war Graf Eberhard Stolberg, an dem die einzig störende Eigenschaft die ist, daß man nie recht weiß, ob man ihn Herr Graf oder Erlaucht oder Exzellenz anreden soll. Dazu kam es nun glücklicherweise überhaupt nicht; er schien mich zu erkennen, ein leises „was will

denn der hier?" schien durch seine Seele zu ziehn, und ich entzog mich durch ein geschicktes Halblinks der Möglichkeit dieser Frage.

Ich rückte mit einem jüdischen Manne hier ein, den ich anfangs für einen christlichen Rittergutsbesitzer gehalten hatte, bis er sich mir als Produktenhändler entpuppte. Von Station zu Station schlich ich mich mehr und mehr in sein Vertrauen ein. In der Gegend von Luneville erfuhr ich, daß sein früheres Geschäft darin bestanden habe, in Frankfurt a. M. große jüdische Hochzeiten à Kuvert 10 Taler auszurichten. Er sei aber zu sehr Künstler dabei gewesen. Zwei dieser Kunstwerke hätten ihn nahezu ruiniert: das eine wäre ein in einer großen Kristallschüssel serviertes Trüffelkalb mit zwei Köpfen gewesen, das andre ein Champagnerpudding, der derartig architektonisch aufgebaut worden sei, daß auf dem dunkleren Geleepostament der Brautvater als Büste, an den Ecken des Postaments aber die vier Töchter desselben gestanden hätten. Ich fragte: antik oder bekleidet? worauf er ruhig antwortete: bekleidet, aber alles durchsichtig, alles in Gelee. Soweit waren wir in Luneville. Eine Meile hinter Blainville erfuhr ich, daß er es versucht habe, durch ein Café chantant die Ausfälle, die ihm durch jene Skulpturleistung erwachsen waren, wieder zu decken. Er habe auch Herrn Charles Schmidt, der vor dem Rosenthaler Tore in Berlin die größten Erfolge gehabt habe, engagiert, Primadonnen seien aber teils nicht aufzutreiben gewesen, teils hätten sie ihn im Stich gelassen; er habe sich von der „moralischen Unzuverlässigkeit" dieser Personen überzeugt. Seitdem sei er Produktenhändler geworden, und er ginge nun als Armeelieferant nach Nancy, wo bereits ein Transport von 2000 Speckseiten lagere. Diesen — übrigens ganz manierlichen — Mann hatt' ich zur Seite, als ich des Grafen Eberhard ansichtig wurde; Du wirst also doppelt begreifen, daß ich ausbog. Wir leben hier in der größten Einigkeit, die von der Seite

meines Genossen sich bis zum Attachement steigert. Dasselbe wurzelt in zweierlei, zum kleineren Teil in meinem blauen Orden, zum größeren Teil in meinem Französisch! Unglaublich, aber wahr. Es wird jetzt hier ein parler français geleistet, woneben selbst ich auf einer schwindelnden Höhe stehe. Ich bitte Dich vor allem, daß Du Wangenheims[1]) von dieser enormen Tatsache, die sich den unglaublichen Erfolgen dieses Krieges ebenbürtig anschließt, in Kenntnis setzest. Wären mir übrigens alle sprachlichen Exerzitien nicht zu trist, öde und langweilig, so würd' ich es wohl in einem halben Jahre ganz gut, soll heißen ganz leidlich, lernen können. Lepel hat eigentlich recht, daß man mit 200 richtig gewählten (darauf kommt es an) Vokabeln das Nötige immer bestreiten kann.

Nancy, als Stadt seiner Bürger, ist ziemlich trivial; was dem Dinge einen in der Tat imposanten Charakter gibt, ist beinahe ausschließlich eine Schöpfung des Stanislaus Leszczinski, der, wie Du nicht wissen wirst, König von Polen und Herzog von Lothringen war. Es ist vielleicht die glänzendste und großartigste Leistung, die das Zeitalter des Louis quinze aufzuweisen hat.

Heute nachmittag geh' ich nach Toul, wo ich den Wall sehen will, von dem ein 27er eine Rose für seinen Brigadier (Zychlinski) pflückte, und die Gartenmauer, hinter der George mit seinem Bataillon gelegen hat. Wenn irgend möglich,

[1]) In der Familie des Geh. Regierungsrates Frhrn. v. Wangenheim, der Fontane und die Seinen freundschaftlich nahestanden, seitdem dieser in den Jahren 1853—55 die Töchter der Familie in Geschichte und Literatur unterrichtet hatte, wurde die französische Sprache in hervorragender Weise gepflegt. Frau v. Wangenheim, eine eifrige Katholikin, unterhielt enge Beziehungen zu den Spitzen der katholischen Kirche in Deutschland und Frankreich und hatte während der Gefangenschaft Fontanes Gelegenheit, ihren hierdurch gewonnenen Einfluß in erfolgreicher Weise zu seinen Gunsten geltend zu machen.

mache ich, von Toul aus, einen Ausflug nach Vaucouleurs und Domremy. Den Kindern und Dir die herzlichsten Küsse von Deinem Th. F.

An Emilie Fontane.

143) Toul, d. 4. Oktober 1870.

Geliebte Frau.

Wieder sitze ich an einem Wackeltisch, um an Dich zu schreiben; alle Tische scheinen hier wacklig, wie das Land selber. Welche falsche Vorstellung haben wir von diesem Lande gehabt! Wir hielten es für reich, blühend, äußerlich prosperierend, schön in der Erscheinung seiner Städte. Von alledem ist wenig vorhanden, wenigstens sieht man nichts davon. Es ist möglich, daß in den Banken, in den Truhen und Kästen ein Reichtum zu finden ist; in dem, was sichtbar wird, ist nichts davon zu bemerken. Wo immer man in Deutschland reist, hat man den Eindruck des Fortschritts, der ascendance, hier überall den des Rückschritts, des Verfalls. Man hat sich um die Welt draußen nicht bekümmert und ist von dieser total überholt worden. Selbst Österreich, soweit ich es kenne, macht nicht so sehr den Eindruck der Stagnation, wie dieses moderne Frankreich. Man empfindet deutlich, daß sie unterliegen mußten; alle Kraft, alle Frische, alle Strebsamkeit, alle Umschau haltende Intelligenz ist auf unsrer Seite. In den Beobachtungen, die ich mache, kann ich mich kaum irren, denn ich trage keine Vorurteilsbrille und habe auf den vielen Reisen, die ich in meinem Leben gemacht habe, in der Regel den entgegengesetzten Eindruck gehabt: den, daß man uns in äußerlichen Dingen voraus sei. Gut hab' ich bis jetzt nur die Betten gefunden; im übrigen von Luxus, Komfort, Eleganz keine Spur. Natürlich existiert das alles, aber wenn man fast acht Tage in einem Lande ist und zum Teil in guten Hotels und Cafés sich bewegt hat, will man doch auch etwas davon gesehn haben.

Das Essen ist gut, das Frühstück erbärmlich; der „Tischwein" das Schrecknis aller Deutschen.

Seit gestern nachmittag bin ich hier. Mit meinem Eintreffen in Toul bin ich in den poetischen Kreis der Jeanne d'Arc eingetreten, ohne daß ich sagen könnte, bis jetzt poetisch-romantisch berührt worden zu sein. Meine ersten Erlebnisse hier standen sogar in einem eklatanten Gegensatz zu aller Poesie. Ich brach natürlich gleich auf, um der berühmten Kathedrale meinen Besuch zu machen, eh' ich aber noch eintreten konnte, empfand ich ein solches Rumoren in mir, daß ich es für klug hielt, einen eiligen Rückzug in mein Hotel anzutreten. Ich erreichte es auch glücklich, aber bald mußte ich mich überzeugen, daß damit wenig gewonnen sei; denn die Korridore auf und ab laufend, konnte ich jene Lokalität nicht finden, die in der Regel durch eine Tür in kleinerem Format kenntlich ist, und an deren Überschriften sich die Dezenz der Menschheit so mannigfach versucht hat. Aber weder Tür noch Überschrift war zu finden. Es blieb mir endlich nichts andres übrig, als die Glocke zu ziehn. Richtig, alle meine Ahnungen gingen in Erfüllung. Statt einer jener Strickstrumpffrauen, mit denen man sich auf den deutschen Bahnhöfen so schnell und gemütlich einlebt und von denen ich jede einzelne in diesem verzweifelten Augenblick mit einem Franken belohnt hätte, erschien die Tochter der Madame Millot, stellte sich mit einem gewissen patriotischen Schmerzensausdruck, der ihr gut stand und den ich gleich bei meinem Kommen beobachtet hatte, in die geöffnete Tür und sagte ernst: „Monsieur, vous avez sonné!" Die Situation war furchtbar! Ein kurzer Kampf tobte in meiner Seele; endlich siegte, wie immer, die gemeine Menschennatur, und in einem Ton, in dem sich Determiniertheit, Scham und Vertraulichkeit wunderbar mischten, fragte ich: „Oh, Mademoiselle, le cabinet où est-il donc?" Sie blieb ganz sie selbst; dem Ausdruck ihres Patriotismus noch den einer stillen Ver-

achtung zulegend, machte sie eine klassische Armbewegung, etwa wie die Jachmann, wenn sie die Iphigenie spielt, und sagte einfach: descendez! Dann schritt sie voraus, öffnete einen Hof, der die Form und die Größe jener Triangelschlafstuben hatte, denen man mitunter in Berliner Häusern begegnet, und verschwand mit einem „c'est ça" vor meinen Augen. So schlimm nun alles gewesen war, so kam doch noch das Schlimmere. Die Örtlichkeit hatte ganz den südländischen Charakter, ein Engländer hatte nie seine reformatorische Tätigkeit hier begonnen; und so begann denn jener Schauer- und Scheuerakt, dem ich vielleicht erlegen wäre, wenn mich nicht die souveräne Rücksichtslosigkeit meiner alten Kreuzzeitungskollegen seit zehn Jahren daran gewöhnt gehabt hätte, mir diesen wichtigen Platz des Lebens Tag um Tag durch meiner Hände Arbeit zu erkaufen.

Toul ist eigentlich nur ein Nest, etwa wie Spandau vor 30 Jahren; freilich entbehrt Spandau der schönen aus Quadern aufgeführten Kirchen, aber das ist auch alles. Mitunter blickt man durch ein Portal hindurch in einen grünen, gartenartigen Hof hinein, auf dem in verschwiegner Stille ein villenartiges Wohnhaus liegt, aber die Straßen selbst sind schmutzig und ohne jeden architektonischen Reiz.

In etwa einer Stunde will ich von hier nach Vaucouleurs und Domremy fahren. Nun Gruß und Kuß Euch allen von Eurem, resp. Deinem Th. F.

An Emilie Fontane.

144) Besançon, 14. Octobre 1870.[1])

Ma chère Emilie.

Vous savez: malheur, tristesse, misère ont toujours comme accompagnement quelque chose comique ou ridi-

[1]) Da der sachliche Inhalt der Briefe, die Fontane aus der Gefangenschaft an die Seinen gerichtet hat, auch in seinem Buche „Kriegsgefangen" sich findet, so werden hier nur einige wenige Proben dieser

cule, et la bonne humeur (je suis faché: la seule) de ma situation est: que je m'adresse à vous en français.

J'ai entendu aujourd'hui, que des lettres écrits en français — parce qu'il est plus facile de les controler — sont permis de partir plus vite que des lettres dans une langue étrangère et c'est la raison pour cette „étude".

Mes souhaits j'ai exprimé plusieurs fois, si souvent qu'il ne me parait pas nécessaire de les repêter.

Vous n'attendrez pas à présent une raconte de mon enprisonnement; tout cela est trop long et mon âme n'est pas encore assez quiet pour faire une telle description. Seulement cela. Le premier jour à Neufchâteau — une petite ville dans le voisinage de Domremy — fut le pire. La population est très enragée contre nous, et en passant des villes et des villages on sent quelque chose comme un danger, mais dans les moments où les autorités prennent les affaires dans leurs mains, tout est bon. La passion est passée, et la justice commence. J'espère meilleur. Ma parfaite innocence sera prouvée bientôt. Pour le moment il faut s'armer avec patience. Il n'est pas facile. Je suis prisonnier, comme nous disons à Berlin: „dans la plus téméraire signification du mot." De l'autre côté il est mon devoir de vous assurer, que les autorités de la citadelle sont polis, affables, bienfaisants. Tout ce qu'est permis par la loi, est accordé. C'est une grande consolation, mais pour une personne comme moi, „verhätschelt" jusqu'à présent par sa bonne fortune, reste encore une situation très dure. Oh, Jeanne d'Arc! il faut que je paye cher pour vous.

Briefe mitgeteilt. Das an die Spitze gestellte französische Schreiben ist ein getreuer Abdruck des Originals, an dem sprachliche Korrekturen absichtlich unterlassen worden sind.

Ne soyez pas trop triste. Tout que se fait, est par la volonté du Dieu. Voyez par les nuages de la présence et espérez de la future. Je suis convaincu, que Professor Lazarus[1]) (par Mr. Crémieux), Frau von Wangenheim (par des autorités cléricales) et les Ambassadeurs ont fait tout qu'est possible dans ma faveur.

Dieu soit avec vous. Les plus tendres saluts pour vous et pour les enfants, aussi pour George et pour ma petite chère en Angleterre. Aujourd'hui comme toujours votre

Th. F.

145) An die Familie.

Besançon, d. 18. Octobre 1870.

On me dit ce moment officiellement, qu'il est necessaire d'examiner mon affaire dans une interrogation et que cette interrogation n'aura pas lieu plutôt qu'à fin de cette semaine ou à commencement de la prochaine. C'est très triste. Je vous prie de m'écrire quelques mots, mais doux, pas en passion. Je crois, il est possible de recevoir des lettres, naturellement après un controle par des autorités.

Professeur Lazarus, des ambassadeurs et des amis ont-ils fait quelques pas dans ma faveur?

Dieu vous bénisse. Toujours votre

Theodore Fontane.

An Rudolf v. Decker.

146) Besançon, d. 26. Oktober 1870.

Hochzuverehrender Herr v. Decker.

Sie werden bereits in Erfahrung gebracht haben, daß ich heute vor drei Wochen in Domrémy „unter dem Verdachte

[1]) Dr. Moritz Lazarus, Professor der Philosophie an der Berliner Universität und als Mitglied des „Rütli" mit Fontane befreundet,

der Spionage" verhaftet worden bin. Meine Passion „pour la Pucelle" ist mir teuer zu stehn gekommen. Vor drei Tagen hat mich das Kriegsgericht völlig freigesprochen. Gleichzeitig indes hat man sich entschieden, daß es, in Erwägung meiner vielen Beziehungen zu Militärs, geraten sei, mich bis zum Schluß des Krieges als prisonier de guerre im Lande zu behalten. Roche-sur-Yon in der Vendée ist mir als Aufenthaltsort angewiesen worden. Ich werde mutmaßlich morgen oder doch in den nächsten Tagen dorthin geführt werden. Eine weite Reise, die mutmaßlich drei Tage dauert.

Ich bitte nun um folgendes:

1. daß mir die Revisionsbogen des letzten Abschnitts, alles möglichst fix und fertig, nach Roche-sur-Yon, Vendée, geschickt, auch einige Blätter Manuskript, in betreff deren ich gestern meine Frau instruiert habe, und die ich von dieser bitte abholen zu lassen, beigepackt werden. Es ist möglich, daß das einige Taler kostet. Es geht aber nicht anders, und wo soviel dran gesetzt worden ist, kann es zuletzt auf eine solche kleine Depense auch nicht mehr ankommen.

2. Wenn meine Frau um Geld bitten sollte (wahrscheinlich wird sie es nicht tun), so bitte ich, ihr hundert Taler zustellen lassen zu wollen.

3. Ich fürchte nicht, daß das neue Kriegsbuch in seinem Erscheinen durch meine Verhaftung erheblich hinausgeschoben wird. Ich werde in Roche-sur-Yon fleißig arbeiten; außerdem hab' ich ein Gefühl, hoffentlich kein trügerisches, daß der Frieden nahe sei.

Mich Ihnen angelegentlichst empfehlend, Ihr ganz ergebenster Th. Fontane

---

stand als hervorragender Vorkämpfer für das Judentum in Verbindung mit dem damaligen französischen Justizminister J. Adolphe Crémieux, dem Begründer der 1860 ins Leben getretenen „Alliance israélite universelle".

An Emilie Fontane.

147) Besançon, d. 27. Oktober 1870.

Geliebte Frau.

Herzlichsten Dank für Dein Telegramm, das ich indirekt, aus Flintern in der Schweiz erhalten habe. Gewiß haben unsre lieben Wangenheims auch dazu die Hand geboten; ich habe gestern, wo Kardinal Matthieu seine Verwendung für mich eintreten ließ [1]), gleich an Frau v. W. geschrieben.

Aus Deinem Telegramm habe ich zu meiner großen Betrübnis ersehen, daß mutmaßlich verschiedene Briefe, die ich an Frau v. W. und demnächst an Dich gerichtet habe, gar nicht bei Euch eingetroffen sind. Dadurch bist Du über mein Schicksal länger in schwerer Sorge gewesen als nötig. Ich wurde am 5. verhaftet; am 8., spätestens am 9. war die Krisis vorüber, und von da ab handelte es sich nur noch um die Frage, ob ich unverzüglich in Freiheit gesetzt oder als prisonnier de guerre im „fernen Westen" interniert werden würde.

Welche Tage! In Stunden die Erlebnisse von Jahren zusammengedrängt; immer neue Bilder, immer neue Menschen; lange Schriftstücke und Konversationen, alles in französischer Sprache — ich habe in diesen drei Wochen mehr französisch gelernt, als sonst in einem Jahr, aber die Anstrengung ist kolossal. Wo die Kräfte herkommen, weiß ich nicht. Alles Gnade Gottes. Freilich wenn ich in Roche-sur-Yon sein werde, werd' ich vermutlich zusammenbrechen und ein Fieber durchzumachen haben; aber ängstige Dich nicht: Tee und Soda und Schlaf werden das ihre tun.

Ich lege diesen Zeilen einen Zettel bei, auf dem Du verzeichnet findest, was ich in Roche-sur-Yon zu haben wünsche. Du mußt zunächst auf der Post anfragen, ob es überhaupt möglich ist (immer par la Suisse), eine solche Kiste zu schicken,

[1]) Dank dieser Verwendung wurde Fontane in der Gefangenschaft hinfort „comme officier supérieur" behandelt.

und wenn die Antwort auf „ja" lautet, mußt Du fragen: wieviel es kostet? Kostet es unter fünf Taler, so schicke; kostet es drüber, so laß es. Natürlich würde der Empfang dieser Dinge sehr zu meinem Komfort beitragen, da ich eigentlich nichts bei mir habe.

Mit Sehnsucht warte ich auf den Brief, den mir Dein heut empfangenes Telegramm in Aussicht stellt, hoffentlich lautet er nicht zu traurig. Cheer up! Du bist noch nicht ein lone 'lorn woman. Es werden wieder glückliche Tage kommen. Daß ich Dir diese Schmerzen bereitet habe, tut mir in der Seele leid; ich kann aber auch jetzt noch nicht finden, daß meine Verschuldung groß war. Man hatte mich sicher gemacht und meine Vorsicht eingelullt.

Küsse die Kinder; wie immer Dein alter Leichtsinn

Th. F.

Wunschzettel
zum Aufbau in Roche-sur-Yon.

1. Zwei Taghemden. Die dänischen Knöpfchen. 2. Zwei Nachthemden. Ein Nachttuch. 3. Sechs gute Kragen. 4. Drei Paar wollene Strümpfe. 5. Ein Paar Unterhosen. (Weil ich nachts immer friere.) 6. Eine Leibbinde. 7. Die alte rote Kappe, after having been cleaned. 8. Ein Paar ältere, schwarze, mit kleinen weißen Pünktchen gesprenkelte Beinkleider; aber nicht etwa die dicken, graumelierten. 9. Die schwarze Weste, an die Basedow einen Schoß gesetzt hat. 10. Die Stiefel mit dem krausen, schlecht aussehenden Oberleder. 11. Ein Paar Filzsohlen, als Schuhe präpariert (wie die, die sich jetzt in Toul befinden). 12. Das gebrauchte englische Rasiermesser aus dem Merington-Kästchen und den „strop", den Du mir mal geschenkt hast. 13. Schachtel mit baby-pins. 14. Eine Binde oder ein schwarzseidenes Tuch. Kann schon gebraucht sein. 15. Ein altes cache-nez.

An Emilie Fontane.

148) Besançon, d. 28. Oktober 1870.

Geliebte Frau.

Endlich nun Entscheid. Morgen früh sieben Uhr werd' ich nach Roche-sur-Yon aufbrechen und hoffentlich am Sonntagabend daselbst eintreffen. Es ist eine weite Reise, aber was hilft's.

Deinen sehnsüchtig erwarteten Brief hab' ich auch heute nicht erhalten, und es werden nun also noch Tage vergehn, ehe ich Deine mir lieben Schriftzüge wieder zu Gesicht bekomme. Ein großer Trost und eine sehr große Freude sind mir Elsy v. Wangenheims französische Zeilen gewesen, die mir der Kommandant der Zitadelle heute brachte. Ich weiß doch nun einigermaßen, wie es bei Euch steht, auch daß George bis dahin heil und gesund geblieben war.

Wenn ich eine Stelle in Elsys Brief richtig verstanden habe, so haben sich Heyden und Eggers aufgemacht, um mich in der Löwenhöhle aufzusuchen; ist dem wirklich so, so ist Ritter Delorges ein Pappenstiel gegen beide. Die Güte meiner Freunde beschämt mich allerdings. Elsys Brief hat mich gerührt, sag' ihr das. Ich werde diese Beweise wahrer Freundschaft nie vergessen. — Die nächsten Zeilen also von der Vendée aus. Gott sei mit Dir und mit uns allen. Dein

Th. F.

An Emilie Fontane.

149) Chanteau Isle d'Oléron[1]), d. 14. November 1870.

Geliebte Frau.

Heute früh bin ich Deinem Geburtstage zu Ehren eine Stunde früher aufgestanden, habe schon um acht Uhr meinen Spaziergang auf dem rempart gemacht und, nach Osten hin-

[1]) Erst während seines Transportes durch Frankreich hatte Fontane erfahren, daß er nicht in Roche-sur-Yon, sondern auf der Insel Oléron interniert werden solle.

überblickend, Deiner viel gedacht. Ich hoffe, daß dieser Tag kein allzu trüber für Dich gewesen sein wird. Ich lebe ja noch, bin relativ gesund und habe den Trost, daß zuletzt alles seine Zeit hat, auch der Krieg. Wir leben nicht in einem Zeitalter, das sieben- oder gar dreißigjährige Kriege führt; die Campagne von 66, die eigentlich nur sieben Tage dauerte, war ein Musterstück moderner Kriegführung. Dies große Duell von anno 70 dauert eigentlich schon viel zu lange.

Es ist jetzt $2^1/_2$, bei Euch bereits 3 Uhr, und ich sehe Dich auf dem Sofa ruhn, um Dich von den Anstrengungen der Gratulationscour zu erholen. Gewiß hat heute niemand gefehlt; es ist so natürlich, daß Deine Lage Teilnahme weckt. Etwas von Dir, von Euch allen zu hören, ist jetzt mein größter Wunsch. Ich weiß absolut nichts, weder von Welt noch Krieg noch Familie.

Gott sei mit Dir und mit Euch allen an diesem und jedem Tage. Wie immer Dein Th. F.

An Emilie Fontane.

150) Chateau Isle d'Oléron, d. 24. November 1870.

Geliebte Frau.

Nur wenige Zeilen, aber die besten, die ich bis jetzt von hier aus geschrieben habe.

Ich bin frei!

Gott sei gedankt. Daneben Dank Dir, unserm Lazarus und Mr. Crémieux, der es, so vermute ich, siegreich durchgefochten hat [1]). Ich kann leider noch nicht fort, da ich auf Geld warten muß, hoffentlich nicht zu lange. Tout à vous. Th. F.

[1]) Mit dieser Vermutung hatte sich Fontane allerdings geirrt. Die von Professor Lazarus erbetene Fürsprache des Ministers Crémieux mag vielleicht zu seiner Freilassung beigetragen haben. Den Ausschlag für diese haben aber jedenfalls die erst neuerdings bekannt gewordenen energischen Schritte gegeben, die Graf Bismarck durch Vermittelung der amerikanischen Gesandtschaft gegenüber der fran-

An Emilie Fontane.

151) Chateau Isle d'Oléron, d. 26. November 1870.

Geliebte Frau.

Das waren zwei große Tage, der 24. und 25! Vorgestern früh erfuhr ich, daß ich „frei sei und auf Ehrenwort nach Deutschland zurückkehren könne". Gestern, ganz gegen Erwarten, glückte es mir, meine preußischen Bankscheine wechseln zu können (ohne diesen glücklichen Zwischenfall konnte ich von meiner Freiheit keinen Gebrauch machen), und endlich gestern nachmittag erhielt ich, durch gütige Vermittlung des Bischofs von La Rochelle und des hiesigen Geistlichen, Deine Zeilen vom 2. November, das erste Lebens- und Liebeszeichen von Dir seit länger als acht Wochen. Deine Worte haben mich tief bewegt, zugleich meinem Herzen wohlgetan.

Unsern Wangenheims und — zufolge ihrer Vermittlung — der Geistlichkeit dieses Landes verdanke ich überhaupt viel, vielleicht alles. Erst seit gestern weiß ich bestimmt, daß ich „dicht davor" war. — Wann ich hier abreisen werde, weiß ich in diesem Augenblick noch nicht. Vielleicht in drei oder vier Tagen; es ist noch eine Anfrage an den Divisionsgeneral in Bordeaux gerichtet. Eben erhalte ich zwei reizende kleine Briefe aus England von Mrs. und Martha Merington; Poststempel London, den 28. Oktober. Der Brief ist also vier Wochen lang in Frankreich umhergefahren und hat mich ersichtlich in allen Winkeln gesucht. Gott sei mit Dir und mit uns allen. Dein

Th. F.

An Elise Fontane.

152) Berlin, d. 12. Dezember 1870.

Meine liebe, alte Liese.

Gerade heute, in dieser Stunde bin ich seit acht Tagen wieder „bei Muttern" und also im glücklichen Besitze alles

zösischen Regierung einschlug. Man vergleiche hierüber die Angaben im Vorwort zu der neuen Ausgabe von „Kriegsgefangen".

dessen, wonach sich nachgerade einige hunderttausend Menschen sehnen, die es nun satt haben, tot zu machen oder tot gemacht zu werden, wobei sie natürlich dem ersteren doch immer noch den Vorzug geben. Meine Schicksale kann ich schlechterdings nicht in diesem Briefe deponieren; sie werden über kurz oder lang auf dem Löschpapier der Vossin zu Dir sprechen; auch von einem Buche ist bereits die Rede[1]). Du siehst, man tut sein möglichstes, um aus dem Pech, das man hatte, schließlich noch Gold zu machen.

Meine Schicksale kann ich auf diesem Briefbogen nicht deponieren, wohl aber meinen Dank. Alle Welt ist Deines Ruhmes voll, und neben meinem eignen Zeitungsroman wird nun der Deine als Heldenschwester ersten Ranges und als Panzer-Schwägerin genannt. Möge diese Ausbeute an Ruhm Dich für manches andre schadlos halten, beispielsweise für die Geschenke, die ich Dir nicht mitgebracht habe. Ich folge darin nachgerade einer Tradition, die man nicht leichtsinnig durchbrechen muß.

Nun lebe wohl, meine gute Liese. Gruß und Kuß Dir von Deinem alten Theodor

An Rudolf v. Decker.

153) Berlin, d. 23. Dezember 1870.

Hochgeehrter Herr v. Decker.

Gestatten Sie mir, Ihnen zum Weihnachtsfeste die besten Wünsche für Ihr und der Ihrigen Wohl und zugleich meinen nochmaligen Dank für die Teilnahme und Hilfebereitschaft auszusprechen, die Sie mir und meiner Familie während der zurückliegenden trüben Wochen bezeigt haben.

In das nächste Jahr — von dem kleinen Extrabuche abgesehen — gehen wir nun mit einem neuen großen Werke hinein. Ich freue mich erst jetzt darauf, es schreiben zu können,

[1]) „Kriegsgefangen", erschienen im Verlage von R. v. Decker.

und dies Geständnis, wenn es nicht allzu eitel klingt, ist die beste Weihnachtsaufmerksamkeit, die ich Ihnen erweisen kann.

Noch Ende September, als ich meine Reise antrat, blickte ich auf das neue Buch wie auf eine schwere Arbeit. Jetzt blicke ich darauf wie auf eine freudige, den Schreiber selbst erhebende Aufgabe. Die Dinge haben sich so gestaltet, der Stoff ist so überreich, daß wie von selber ein Werk entstehen wird, das mit den beiden vorhergehenden wenig Ähnlichkeit haben wird. Es muß sich lesen wie ein Roman. Es muß nicht bloß fleißig und ordentlich werden, nicht bloß Klarheit in einen chaotischen Stoff bringen (dies Verdienst nehme ich auch für das 66er Buch in Anspruch), es muß fesseln, Interesse wecken wie eine Räubergeschichte. Etwas davon ist es ja auch leider.

Dies wollte ich Ihnen sagen.

Mich Ihnen angelegentlichst empfehlend, wie immer

Ihr Th. Fontane

An Emilie Fontane.

154) Reims, d. 12. April 1871.[1])

Liebe Frau.

Seit heute mittag 2½ Uhr bin ich hier im „Goldnen Löwen" (Hôtel du Lion d'Or), zu Füßen der Kathedrale (siehe „Jungfrau" 4. Akt). Viel Glück hat sie mir hier wieder nicht gebracht, denn Wohnung „is nich", und ich werde die nächste Nacht im Speisezimmer auf einer Matratze an der Erde schlafen. Bleibt als Steigerung nur noch das bekannte Billardbett.

Von „Vergnügen" hab' ich bis jetzt noch nichts genossen, läßt sich auch nicht danach an und ist auch nicht nötig. Ich hab'

[1]) Auch von den während seiner zweiten Studienreise nach Frankreich geschriebenen Briefen Fontanes werden hier nur wenige Proben von intimerer persönlicher Färbung mitgeteilt. Im übrigen sei auf seine in Buchform erschienene Schilderung dieser Reise verwiesen.

es auch nicht erwartet. Solche Reisen macht man, weil man sie, mit Recht oder Unrecht, für nötig hält, und dafür halte ich sie noch. Das Büchermachen aus Büchern ist nicht meine Sache.

Ergeh' es Dir gut und ängstige Dich nicht. Natürlich kann man, wie überall, einen Stein an den Kopf kriegen, aber zunächst und auf den großen Linien von Gefahr träumen, ist lächerlich. Passiert einem doch ein Unglück, so ist es das berühmte Fingerbrechen in der Westentasche. Wie immer Dein

Th. Fontane

An Emilie Fontane.

155) St. Denis, d. 20. April 1871.

Liebe Frau.

Meine Zeilen von gestern hast Du hoffentlich erhalten. Unsre Partie nach dem „Windmühlenberge" von Sannois, der selbst seinen Berliner Namensvetter an Schönheit übertrifft, war vollkommen gelungen, ebenso das Diner beim General v. Medem, der unsern alten Lepel aufs beste grüßen läßt. Am Abend war ich im Theater. Toll. Forsche Gassenhauer, Tanz à la Gräbert, Leutnantskritik (z. B. „hübsche Figur, nur etwas schwach im Oberschenkel"), und dazu von draußen der dumpfe Donner vom Mont Valérien. Wunderbare Verhältnisse: reizvoll, poetisch, aber auf die Dauer doch gefährlich. Das Ganze eine große Vorschule für Bummelei und Aventurierschaft. Manches Leben wird daran zugrunde gehn. Nicht hier, nicht jetzt, aber — nach Jahren, wenn der Brotkorb wieder höher gehängt wird.

George ist gestern 5 Uhr nach Mouy zurückgereist. Er war sehr nett; eigentlich wenig verändert. Er ist noch ganz im Werden. Was aus ihm sich bilden wird, ist schwer zu sagen und wird von Fügungen abhängen. Er ist gar nicht ohne Selbstgefühl, oder noch richtiger, er hätte nichts dagegen, eine Rolle

zu spielen; ich zweifle aber fast, daß er die rechte Dampfkraft dahinter setzen wird. Und davon hängt alles ab. Begabt ist jeder dritte Mensch. Er kann ein einfacher „bon camarade" werden, der Billard und Kegel spielt und eigentlich nicht recht von der Kneipe herunterkommt; er kann es aber auch zu einer feinen Künstlernatur und speziell zum Humoristen bringen. Nous verrons! Diese Bemerkungen bitt' ich Dich aber nicht gegen ihn selber laut werden zu lassen; denn wiewohl sie mehr Lob als Tadel enthalten, kommt dabei doch nichts heraus.

Wie immer Dein Th. F.

An Emilie Fontane.

156) Dorf Neuville bei Dieppe, d. 27. April 1871.

Liebe Frau.

Gestern in Rouen. Kostbar. Das Ganze wie eine Vereinigung aller Vorzüge dreier Länder: Frankreich, Deutschland, England. In der Tat liegt es so, daß es an alle drei grenzt, denn der Kanal ist mehr Brücke als Grenze.

Heute früh bin ich von Dieppe nach dem Hügeldorfe Neuville hinaufgestiegen, von dessen höchster Stelle aus man das Meer überblickt. Ich schreibe diese Zeilen in einem kleinen Wirtshaus bei einem Glase Bier, nur durch die Straßenbreite von Kirche und Kirchhof getrennt, auf dem Alexander Dumas père begraben liegt. Ich werde nun hinübergehn, um das Grab des französischen Göthe (in Produktionskraft, Fähnrich-Bewunderung und Mohrenabstammung rivalisieren sie) zu besuchen. Vielleicht füg' ich dann noch eine Zeile hinzu.

Nachschrift. Es ist entzückend hier. Die Blumen sind von A. Dumas' Grabe. Nimm sie, schreibe einige Zeilen an Ludchen[1]) und sage ihr: ich hätte an Dumas Grabe an ihren Vater gedacht und schickte ihm diese Blüten vom Grabe des

[1]) Ludovica Hesekiel, die gleichfalls als Romanschriftstellerin tätige Tochter von George H.

großen Erzählers, des „Trovatore". Dumas war halb Heseekiel, halb Göbsche und log wie beide zusammengenommen. Hiervon und von der gleichzeitigen Erinnerung an Göbsche mußt Du aber nichts sagen. Ist Dir die ganze Sache, die mir angenehm wäre, peinlich, so hebe die Blumen auf; ich bringe sie ihm dann persönlich. Doch wäre es wohl gut, Du tätest nach der Seite hin auch mal etwas. Mit den bloßen Sympathien und Antipathien kommt man nicht weit.

Man möchte hier 14 Tage oder doch wenigstens 8 Tage sein. Aber heut abend geht's weiter. Rouen und Dieppe sind allerdings die reizendsten Punkte meiner Reise bis jetzt, wenn auch freilich nicht die wichtigsten. Aber das Reizende ist leider immer das weniger Wichtige.

Dein Th. F.

An Karl Zöllner.

157) Berlin, d. 30. Juni 1871.

Mein lieber Chevalier.

Katerbitz[1]) liebliche Gestalt erschien gestern noch einmal auf der Bildfläche, und ich schicke Dir einliegend, was er hier abgegeben hat. Der eine Brief stammt vom „Heiligen Damm", ein Wort, bei dem sich mir früher immer die Brust hob. Seit vorigen Sommer weiß ich, daß auch das Schwindel ist. So schwinden meine Götter.

Wir haben seit gestern gutes Wetter, lang entbehrten Sonnenschein, und ich hoffe, daß nun das kalte Morgenwasser auch um etwas besser schmecken soll. Ein tolles Vergnügen bleibt es unter allen Umständen.

Morgen ist Rütli bei Menzel, der letzten Mittwoch ein Zauberfest (Diner) geben wollte, es aber schließlich auf Herbst oder Winter vertagt hat. Letzten Sonnabend ging ich, nach

[1]) Katerbitz, ein kleines Männchen, ehemaliger Korpsdiener, war Faktotum im Zöllnerschen Hause.

dem Rütli, eine gute halbe Stunde mit ihm spazieren, und nach einigen Einleitungsworten über Blomberg, die nur kurz dahin gingen: „ein Unglücklicher weniger", kamen wir, durch Blombergs Namen darauf hingeführt, auf Kunstkritik und Kunstschriftstellerei zu sprechen. Es war unglaublich interessant. Seine innerste Stellung zu diesen Dingen decouvrierte sich. Kugler, Eggers, v. Lützow und all die verschiedenen Kunstblätter der letzten dreißig Jahre — alles unsagbar lächerlich! Über Lübke drückte er sich vorsichtig aus. Es war ersichtlich, daß er vor seinem Gesamtwissen, vor seinen Erfolgen und seiner Lebensstellung Respekt hatte, aber — eigentliches Verständnis, tiefere Berechtigung des Urteils, alles auch nur fraglich. Ich sprach später mit Lepel darüber. Er war ganz und gar gegen Menzel. Du wirst es erst recht sein. Ich, für meine Person, bin immer wieder erschüttert. Er lehnte sich nämlich keineswegs gegen die Sentiments oder das Urteil eines gebildeten Geschmacks auf, sondern nur gegen die neunmalweise kritisierende Klugschmuserei. Daß nach dieser Seite hin durch die Kritik beständig gesündigt wird; daß sie nicht genau erkennt, wo sie sprechen darf, und wo sie klüglich schweigen muß, weil sie davon nichts versteht, das möchte ich doch annehmen. Es müßte ein Lessing kommen, der in Paragraphen feststellte, wieweit der gebildete Nichtkünstler in seinem Urteil gehen darf, und welche anderen Punkte umgekehrt eine Art noli me tangere bilden. Ergeh' es Euch allen gut. Die Frau grüßt. Wie immer Dein Noel

An Emilie Zöllner.

158) Warnemünde, d. 19. September 1871.

Teuerste, verehrteste Chevalière.

Unter den vielen Unterlassungssünden meines Lebens rechne ich mir ein etwaiges nicht Briefe geschrieben Haben im allgemeinen nicht an. Ein vielleicht hier und da vorkommendes

Manko wird durch kolossale Überschüsse mehr als gedeckt. Und doch erblaßt mein Gewissen bei dem bloßen Namen: Chevalier! Hier liegt eine Schuld, und zwar der schlimmsten eine: Undankbarkeit. Er schrieb, Er hat Großes an mir getan. Mitten aus der Kur heraus, ein Bad hinter sich, ein Bad vor sich (gräßliches Bild!), schrieb er zweimal, und ich, ein kurlos in der Ferne Schweifender, ein durch das benachbarte „Trottoir" Rostocks beständig auf ihn Hingewiesener, ich habe vier Wochen vergehen lassen, ohne auch nur wie Dick[1]) zu telegraphieren. Dies, weil das Teuerste, ist immer das Billigste.

Ja, vier Wochen waren es vorgestern, daß ich, angetan mit einem neuen Hut und dem altbewährten Reiseorden, meines schönsten Schmuckes ganz zu geschweigen, gen Dresden fuhr. Unvergeßlicher Moment!

Im Sinnen darüber, wie die Schuld schließlich doch noch zu tilgen sei, bin ich auf den Gedanken gekommen, an Sie, teuerste Frau, zu schreiben. Die Erfahrung, daß eine da dargebrachte Huldigung, wo wir selber attachiert sind, mit einer gewissen Doppelkraft auftritt, läßt mich hoffen, daß ich mich, wie schon so oft, auch hier leidlich gut aus dem Dilemma herausgezogen habe.

Was schreibe ich Ihnen? Ich würde Ihnen und mir unrecht tun, wenn ich Sie meiner speziellsten Verehrung noch wieder erst versichern wollte. Ich gehe also auf minder Persönliches über, auf Warnemünde.

Das Spill lebt noch, und der „Pavillon" ist kein leerer Wahn. Nur daß er kein Pavillon ist! Als ich eintrat bei „Hübners", waren wir vierzig bei Tisch; gestern waren wir fünfzehn, heute werden wir neun sein. Geheimnisvolle, poetisch anmutende Zahl! Die Aristokratie beiderlei Geschlechts, d. h. Mecklenburgs und Israels, ist längst wieder daheim.

[1]) Richard Lucae.

Statt dessen sind Onkel Bräsig und Triddelfitz en bataillon hier eingezogen. Sporadisch taucht etwas Pastoralisches auf. Einer, ein Alter, mit dem üblichen weißen Halstuch (die sich hier, wegen der Unmöglichkeit von Staub und Schweiß, sehr lange halten), sitzt mir bei Tische vis-à-vis. Er schüttelt immer mit dem Kopf, was ich anfangs auf mich bezog. Sie kennen meine Soupçons. Längst aber ist meine Gereiztheit der Teilnahme gewichen. Er schüttelt, weil er muß. Er will bis in den Oktober bleiben, „dann ist es am kräftigsten". So bereiten sich Zustände für ihn vor (in balneis salus), in denen schließlich auch nicht mehr geschüttelt werden kann.

Die Abende verbringe ich beim Tee auf meinem Zimmer. Es gibt Sardelle und in Scheiben geschnittene Boulette. Die Stücke Zucker erinnern mich an ein Lotteriespiel meiner Jugend, das mit sieben Würfeln gespielt wurde. Auf einem war ein Totenkopf. Ich habe so kleine Würfel nie wieder gesehn, Der Kognak steht der Kartoffel näher als nötig. Das Bett ist ein Sommerbett und leistet im Stofflichen etwa dasselbe, wie die Hängematte auf Heydens „Siesta". Inwieweit ich selber dem schönen Schaukelgegenstand entspreche, müssen Unparteiischere entscheiden.

Am Sonntag war ich in der Kirche. Der Geistliche schien mir anfangs der Zwillingsbruder des Kandidaten, der mit Lining oder Mining in der Laube saß, während Onkel Bräsig im Kirschbaum sein Quartier aufgeschlagen hatte. Ich tat ihm aber unrecht, und er sprach vorzüglich. Gute Predigten hört man nur noch in Nestern. Die Berliner Predigerei ist meist wenig erbaulich.

Heut über vierzehn Tage wird die neue Kirche eingeweiht. Sie ist ein saubres, gotisches Gebäude; innerlich intakt. Nur die Ecken und Vorsprünge sind bereits dem allgemeinen Schicksal der Kirchenwinkel verfallen. Mirabeau sagte von Preußen: „Noch nicht reif und schon faul." So heißt es hier: noch nicht

geweiht und schon entweiht. Das Gemeine hat immer den Vortritt.

Nur nicht in Rütli und Ellora, wo solche Sterne scheinen! In alter, aufrichtiger Verehrung Ihr Noel

An Elise Fontane.

159) Berlin, d. 9. Oktober 1871.

Meine liebe Liese.

Es war sehr liebenswürdig von Dir, an den bedenklichen „5. Oktober", an dem der Vater starb und der Bruder, wider Willen, die vorbereitenden Schritte dazu tat, in so herzlicher Weise zu denken. Sei bestens bedankt dafür! Übrigens war mir am 5. und 6. in der Rückerinnerung ganz greulich zumute; es war doch eine tolle Geschichte.

Emilie weiß gar nicht, daß ich schreibe, und wird in ihrem leise erwachenden Glauben an in mir vorhandene Gefühlsreste oder Anfänge neu gestärkt werden. Ich kann's brauchen.

Gestern war George mit seinem Freunde W. auf einen Tag hier; in gepumptem Zivil mit Kneifer. Ursache (vorgeblich) Theater. Wir haben auch nicht weiter nachgeforscht. „O rühre, rühre nicht daran." Sie waren nämlich schon am Sonnabend hier gewesen. Darüber liegt ein Schleier. Im übrigen machte er einen ganz guten Eindruck, war heiter wie immer, aß tüchtig Plumpudding und fand alles „rauhbeinig". Dies ist neues Modewort. Etwas unanständig.

Mit meinem Buche[1]) bin ich beinahe fertig; nur noch sieben Kapitel — meine Brust weitet sich.

Mit herzlichsten Grüßen wie immer Dein alter

Theodor

---

[1]) „Aus den Tagen der Okkupation", erschienen im Verlage von R. v. Decker.

Briefe aus den Jahren 1872—1878.

Im Jahre 1872 begann Fontane die Arbeit an seinem Buche „Der Krieg gegen Frankreich 1870—71", das erst i. J. 1876 zum Abschluß gelangte. Daneben beschäftigte ihn, außer seiner Tätigkeit als Theaterreferent der „Vossischen Zeitung", die Fortführung seiner „Wanderungen durch die Mark Brandenburg", von denen noch i. J. 1872 ein III. Band „Havelland" erschien, während die beiden älteren Bände neu aufgelegt und entsprechend ergänzt wurden. Erholung von den Anstrengungen seiner rastlosen Arbeit suchte er wiederholt in Sommerfrischen, sowie in den Jahren 1874 und 1875 auf zwei Reisen nach Italien, von denen die erste (in Gemeinschaft mit seiner Frau) bis nach Neapel ausgedehnt, die zweite auf Oberitalien beschränkt wurde.

Ein in Fontanes Leben tief eingreifendes Ereignis war seine im März 1876 erfolgte Berufung zum 1. Sekretär der Kgl. Akademie der Künste; doch erkannte er bald, daß in dieser Stellung eine ihm befriedigende Fortsetzung seiner schriftstellerischen Tätigkeit unmöglich sei, und bat schon nach wenigen Monaten um seine Entlassung aus dem Amte, die ihm im August 1876 gewährt wurde. Die zunächst folgende Zeit bis 1878 wurde durch die Vollendung seines schon im Jahre 1866 begonnenen größeren Romans „Vor dem Sturm" ausgefüllt, an den sich demnächst die noch i. J. 1878 geschriebene Novelle „Grete Minde" anreihte.

An Mathilde v. Rohr.

160) Berlin, d. 24. April 1872.

Mein gnädigstes Fräulein.

Ihr so freundlicher, gütiger Brief versetzte mich in einige Aufregung, und es war natürlich meine Absicht, Ihnen umgehend zu antworten. Von sechs Uhr ab kam aber beständig Besuch, so daß ich gestern nicht zum Schreiben kommen konnte.

Es geht nicht! Wenn Sie diesen Brief zu Ende gelesen haben werden, so werden Sie mir zustimmen. Wenn ich sage: „Es geht nicht", so ist dies nicht aus einer Bockigkeit heraus gesprochen, sondern weil es gegen alle praktische Klugheit und Lebensweisheit, ja geradezu gegen den Anstand verstoßen würde, wenn ich anders handelte.

Sie wissen, ich erhalte (durch Geheimrat Hahn vermittelt) vom Ministerium des Innern vierhundert Taler, und zwar zu allerwesentlichstem Teile, ja noch richtiger ausschließlich deshalb, weil mir das Kultusministerium die Wiederbewilligung von dreihundert Talern verweigerte. Wenn nun nachträglich, wo sich Zeiten und Personen geändert haben, das Kultusministerium kommt und mir — angeregt durch einen guten Freund — aus heiler Haut ein jährliches Geschenk von dreihundert Talern macht, so kann ich es allenfalls nehmen. Es ist dann wie etwas, das man am Wege findet und das man aufzunehmen am Ende berechtigt ist. Anders aber liegt die Sache hier. Ich soll um die Wiederbewilligung einer Sache bitten, die ich, von andrer Seite her, schon seit zwei Jahren wieder beziehe. Das geht nicht. Gibt man sie mir, so bin ich am Ende ein Narr, wenn ich sie nicht nehme. Fordre ich sie aber, so liegt das an der Grenze der Unverschämtheit oder hat diese Grenze schon überschritten. Es ist etwa so, wie wenn mir morgen der Besitzer der Vossischen Zeitung, Stadtgerichtsrat Lessing, eine Zulage bewilligt, für die ich mich herzlich bedanke, und ein Vierteljahr später fordere ich von dem Redakteur der Zeitung, Dr. Kletke, daß er mir mein Gehalt noch um weitere zwei-, dreihundert Taler erhöht. Tut der letztere es, trotz jener ersten Zulage, aus freien Stücken, so kann ich es nehmen. Ergreife ich aber die Initiative, so verstößt dies gegen allen Anstand und alle Billigkeit. Meine Frau hat diese Empfindung gerade so lebhaft wie ich selbst, und Sie werden sie auch haben. Ich kann ein Geschenk nehmen, aber nicht eine Summe, die ich schon habe, erbitten. Alles weitere mündlich. Wir sehen Sie doch wohl sehr bald. Ihnen für Ihre große Güte und Hilfebereitschaft wie immer zu Dank verpflichtet, Ihr aufrichtig ergebenster

Th. Fontane

An Paul Lindau[1]).

161) Berlin, d. 14. Juni 1872.

Sehr geehrter Herr und Freund.

Ihre Zeilen, die ich gestern abend vorfand, als ich von der verballetierten Phädra des Prinzen Georg nach Hause kam, sind mir eine größere Freude gewesen, als Sie sich vorstellen können. Im allgemeinen bekenne ich mich ganz zu dem W. Scottschen Satz: Tadel reizt mich, aber Lob erfreut mich nicht. Es gibt indessen glänzende Ausnahmen von der Regel. Sie haben das eminent, was die schriftstellernden Menschen hier, soweit ich sie kenne, beinah ohne Ausnahme nicht haben: geistige Durchdringung des Gegenstandes, Vorurteilslosigkeit, Witz und Stilgefühl. Und von einem solchen Kenner ein Lobeswort zu hören, tut einem außerordentlich wohl.

Ich weiß nicht, ob Sie dieselben Wahrnehmungen machen wie ich, aber für mich steht es fest, daß nirgends in der Welt der Sinn für die Form und im Zusammenhange damit jegliche feinere Geschmacksbildung so völlig fehlt wie hier. Ursprüngliche Landessterilität, halbhundertjähriges, aller Liebe und Frauenanmut entkleidetes Sanssoucitum, dazu ein mehr oder weniger berechtigter Geistesdünkel haben hier ein merkwürdiges Geschlecht erzeugt, das selbst in seinen Spitzen im Türkischen Zelt[2]) einen sehr untürkischen Kaffee aus einer abgestoßenen Tasse trinkt und, mit einem in allen Regenbogenfarben schillernden, hier und da noch Eireste tragenden Neusilberlöffel umrührend, das Gefühl hegt, einen Feiertag gelebt zu haben. So ist es in allem. Dieser Kaffee kann auch ein Artikel von Max Ring sein. Das Schlechteste ist gerade gut genug.

[1]) Der Adressat des Briefes ist nicht überliefert. Die Schlußworte lassen ihn jedoch erraten. Paul Lindau berichtet in der „Gegenwart" vom 15. Juni 1872 über Clara Zieglers Auftreten als Brunhilde im Königlichen Schauspielhaus. Th. F. hatte ihm wohl sein Buch „Aus den Tagen der Okkupation" (Berlin 1872) zugeschickt.

[2]) Restaurant in Charlottenburg.

Wir sprechen wohl mal ausführlicher darüber. Dupanloup[1]) hat ganz recht; es ist nicht wahr, daß wir das erste Kulturvolk sind. Wir sind noch weit davon ab. — Auf Ihren Ziegler-Artikel bin ich sehr gespannt; ich kriege die „Gegenwart" immer erst Sonnabend. Wie immer Ihr aufrichtig ergebenster

Th. Fontane

An Elise Fontane.

162) Berlin, d. 15. Juni 1872.

Meine liebe, alte Liese.

Keinen Liebesbrief, den ich wirklich lieber schriebe, wiewohl auch nach der Seite hin nicht meine Forcen liegen, sondern einen Geschäftsbrief.

George, den in Geschäften auch alle guten Geister verlassen, schrieb mir gestern Mannigfaches über die bekannte unbezahlte Schneiderrechnung. Auslassungen, die ich in einer gewissen Scheu immer nur halb und ohne alle Neigung, den Gegenstand zu ergründen, lese, etwa wie man wegsieht, wo sich zwei verstohlen geküßt haben, teils um nicht ohne Not zu genieren, namentlich aber auch, um nicht vielleicht etwa noch mehr zu sehn. Solche Auseinandersetzungen stimmen nie; und je mehr man empfindet, daß sie nicht stimmen, desto mehr ärgert man sich. Also ich lasse mich lieber gar nicht darauf ein. Mir liegt weniger an der Kleinheit der moralischen, als an derjenigen der Kleiderschuld, und zehn Taler mit viel Verbrechen sind mir lieber als 100 Taler mit wenig. Ich schreibe nun, meine liebe, gute Liese, daß ich endlich erfahre, um welche Summe es sich handelt, möchte aber auch wirklich nur zu einer Equipierungs-Restzahlung und nicht zur Zahlung aller möglichen andern Hosen und Röcke herangezogen werden.

---

[1]) Dupanloup, Bischof von Orléans, der im Kriege von 1870—1871 mehrmals einen Kreuzzug gegen die Deutschen zu predigen versuchte.

Ich wäre Dir sehr dankbar, wenn Du mit George über die ganze Angelegenheit auch mal vom Standpunkt der Schwester eines ennuyanten Bruders und nicht vom Standpunkte der Tante eines amüsanten Neffen sprechen wolltest. Philisterei hat mich nie gedrückt, und kleine Unkorrektheiten können keinen milderen Beurteiler finden als mich; aber G.s Handelweise ist wirklich nicht die richtige, wenn es mir auch nicht einfällt, in solchen Dingen Todsünden zu sehn, um derentwillen einem die Hand aus dem Grabe wächst. Emilie ist wirklich engelsgut zu ihm, gibt, was sie irgend hat, und hat wahrhaftig keinen Anspruch darauf, von G. als eng und kleinlich im Geldpunkt dargestellt zu werden. Im Gegenteil. Wie sie überhaupt einen noblen Charakter hat, so hat sie ihn auch in Geldangelegenheiten. Sie ist viel gütiger als ich; ich bin in allen diesen Dingen der reine Blender, wie alle Menschen, die leicht geartet sind und eine Neigung haben, sich alles Unangenehme so lange wie möglich vom Leibe zu halten. Wenn Emilie also etwas herb (und vielleicht zu herb) geschrieben hat, so liegt das darin, daß sie ein sehr feines Rechtsgefühl hat und in diesem Rechtsgefühl sich durch G.s ganze Art verletzt fühlt. In solcher Stimmung schreibt dann eine Frau ein Wort mehr als nötig.

(Verzeih, meine liebe Liese, daß ich Dich nur mit solchem Zeuge unterhalten habe; sehr nach meinem Geschmack ist es auch nicht. Denke, daß zu den Tantenrechten auch Tantenpflichten gehören. Vorläufig empfiehl mich dem freundlichen Hause, dem Du zur Zeit angehörst.) Wie immer Dein alter Theodor

An Mathilde v. Rohr.

163) Berlin, Mittwoch, d. 25. September 1872.

Mein gnädigstes Fräulein.

Lassen Sie mich Ihnen aussprechen, daß es mich außerordentlich erfreut, Sie bei den Aufzeichnungen aus Ihrem

Leben zu wissen, und oftmals abends, wenn eine linde, nachsommerliche Luft weht, seh' ich Sie im Geiste in dem bekannten Glaserker sitzen, wie Sie geschäftig sind, die lieben, alten Gestalten zu porträtieren. Ob ich diese Aufzeichnungen je lesen werde, steht trotz eines kleinen Unterschiedes der Jahre doch sehr dahin. Ich rechne zwar auf siebzig, weil Vater und Großvater es so weit brachten, aber wie leicht macht man auf diesem Gebiete die Rechnung ohne den Wirt! Und wie es in alten Balladen heißt: „Ich hätte des nicht leid." Das beständige Ringen, nicht mehr um vorwärtszukommen, sondern nur noch um sich auf einem Platze dritten Ranges mühevoll zu behaupten, hat etwas Ermüdendes. Aber keine sentimentalen Betrachtungen! Überlebe ich Sie und komme ich in die Lage, diese mir so werte Erbschaft anzutreten, so mögen Sie sicher sein, daß ich Sie in dem, was Sie jetzt abendlich niederschreiben, einen späten, aber aufmerksamen Leser finden werden.

Unser Leben beginnt sich jetzt, wo alle ausgeflogenen Vögel heimkehren, wieder in der alten Winterweise zu gestalten. Die großen Gesellschaften sind freilich noch im Rückstande, was ein wahres Glück ist. Vorläufig beschäftigt uns allerpersönlichst unser in etwa acht Tagen bevorstehender Umzug. Wir freuen uns auf den Wechsel der Szene. Es waren neun glückliche Jahre, die wir in dieser Wohnung (die wir, wie sovieles andere, Ihnen verdanken) zugebracht haben; aber Haus und Wohnung sind sehr heruntergekommen, und keine Ordnungsliebe, auch der wirtschaftlichsten Frau, reicht aus, eine Wohnung imstande zu halten, wenn alle Nachbarn oben und unten, rechts und links alles verkommen lassen. Dazu Flur, Treppe, Korridor — alles in einem furchtbaren Zustande. Der Hof sieht aus, als könne er das ganze Geheimratsviertel mit Typhus versorgen. Alles hat seine Zeit, so auch eine Wohnung. Im übrigen wünschen wir aufrichtigst und in Dankbarkeit gegen

das, was zurückliegt, daß die nächsten neun Jahre nicht unglücklicher verlaufen mögen als die Epoche von 1863—1872. Es waren, wie die besten, so auch die interessantesten Jahre meines Lebens. Drei Kriege und welche! Alles an den Fenstern vorüber: Dänen, Kroaten, Turkos. Dazu Reisen kreuz und quer, selbst eine romantische Gefangenschaft.

Der Aufregung der Drei-Kaiser-Zusammenkunft, dem Zapfenstreich und dem Totdrücken[1]) (nicht der drei Kaiser, wohl am wenigsten aus Liebe zueinander) sind wieder stillere Tage gefolgt. Aber wohl nur still auf der Oberfläche. Ich kann es weniger beweisen, als ich es fühle, daß in breiten Volksschichten, berechtigt und unberechtigt, eine tiefe Unzufriedenheit gärt. Das Sozialdemokratentum wächst, reiht sich bereits in die standesgemäßen politischen Parteien ein. Frankreich sinnt Revanche. Der Partikularismus sammelt alle politisch Unzufriedenen um seine Fahne, und die Katholiken — was man auch sagen mag — sind aufs tiefste verstimmt. Und von ihrem Standpunkt aus mit Recht. Zündstoff genug ist da, um die Welt auch ohne Zutat von Petroleum mal wieder in Flammen zu setzen. Doch ich weiß wohl, daß dies die herkömmlichen Betrachtungen alter Herren sind, und daß solche Sprache seit Beginn dieses Jahrhunderts eigentlich alljährlich geführt worden ist.

Von Eggers wird dann und wann mit einem langweilig-betrübten Gesicht gesprochen, wie wenn jeder einzelne sagen wollte: „Nun ja, ja, er ist tot; wir können ihn doch nicht wieder lebendig machen", und doch gibt es jedem zugleich einen Vorgeschmack davon, wie es sein wird, wenn er selber über kurz oder lang an die Reihe kommt. Nichts kann so gut entbehrt werden wie ein Mensch, auch der beste. Einen besonderen Wert

[1]) Beim Zapfenstreich, der während des Besuches der Kaiser von Österreich und Rußland am 7. September stattfand, wurden elf Menschen auf der Schloßfreiheit erdrückt.

hat nichts mehr, weder Person noch Sache. Ein ungeheurer Überschuß an geistiger Kraft ist da. Es ist ein Glück; aber dem einzelnen beschneidet es die Flügel.

Mir gewiß. In den nächsten vier Wochen werden zwei Bücher von mir erscheinen: der dritte Teil Wanderungen (Havelland) und der erste Halbband meines Krieges 1870/71; aber meine Phantasie und Hoffnung beschäftigt sich kaum einen Augenblick damit. Ich weiß nachgerade: all dergleichen kommt und geht, und es ist Torheit, sich etwas andres davon zu versprechen als die zehnzeilige Zeitungsnotiz eines Reporters, der das Buch nicht gelesen hat. Kann auch nicht anders sein. Was erscheint nicht alles! Und darunter Hundert- und Tausendfaches, das weit über das hinausgeht, was man selber leistet. Die Hoffnung ist nur bei der Jugend.

Ich verbleibe, mein gnädigstes Fräulein, in alter aufrichtiger Verehrung Ihr Th. Fontane

An Maximilian Ludwig.

164) Berlin, d. 29. April 1873.
Potsdamer Str. 134c.

Hochgeehrter Herr.

Ich war also am Sonnabend im Uriel. Beim besten Willen konnte ich in der Zeitung nichts darüber sagen. Dies richtet sich nicht gegen Ihr Spiel, das ich in allen seinen Intentionen gern anerkenne; es richtet sich lediglich gegen den Uriel selbst. Wenn ich die Rolle in hundert Teile zerlege und mir nun die entsprechenden hundert Einzelfragen vorlege: „Traf es der darstellende Künstler in der Szene mit de Silva, mit Judith, mit Esther, mit Ben Akiba?“ so lassen sich diese Einzelfragen allenfalls beantworten, aber auf die Frage: „Wie war der Uriel überhaupt?“ ist nicht Rede und Antwort zu stehn. Es ist alles, sobald sich das Auge auf das Ganze richtet, schief, verworren, unwahr — eine Figur, die durchaus auf der Höhe von Bern-

hard von Weimar[1]) steht. Gutzkow und Gottschall, Gottschall und Gutzkow, wie das alliteriert! Es sind die beiden großen Phraseure unsrer Zeit, was selbstverständlich ein gutes Quantum Begabung nicht ausschließt. Alle Gutzkowschen Helden sind er selbst, d. h. moderne, von krankhaftem Ehrgeiz verzehrte, große Worte machende Menschen. Ich hatte noch gestern abend mit Freunden eine Debatte darüber. Man fand mich zu streng, wollte den Uriel halten; schließlich gab man's auf. Allerdings hat es in den dreißiger Jahren, als Gutzkow eine werdende Größe war, unter Assessoren, Doktoren und Professoren solche Uriel-Acosta-Figuren gegeben, weil es eben Gutzkows gab. Dieser durfte deshalb in Stücken, die er in seine eigene Zeit hineinverlegte, auch allerhand kleine und große Gutzkows auftreten lassen. Das Unerträglichste ist nur, daß er auch vergangene Jahrhunderte usurpiert und alle Zeitalter noch nachträglich mit Gutzkows oder Uriels bevölkert. Ein Mensch, der erst „subjektive Ansichten", dann die „Wahrheit" selber hat, dann den Unsinn ausspricht, daß die Juden durch die „Ehre" zusammengehalten würden, dann den Galilei spielt, dann familienwindelweich sich geriert, dann widerruft, dann den Widerruf widerruft, weil Mutter inzwischen gestorben ist und Jochai ihn mit dem Fuß getreten hat — solche Figur widersteht mir, und wenn sie von einem Gott gespielt würde. Es bleibt notwendig alles Komödie.

Nachdem Sie mich durch Ihren Heinrich V.[2]) so sehr erfreut und zu Dank verpflichtet haben, darf ich dies alles hoffentlich aussprechen, ohne Ihnen wehzutun. Ich wiederhole, daß sich in dem Gesagten auch nicht ein Wort verbirgt, das sich gegen Sie richtete. Es ist nur eben eine Rolle, von der es — für

[1]) Rudolf Gottschalls Trauerspiel „Herzog Bernhard von Weimar" wurde Mitte März im Kgl. Schauspielhause aufgeführt (vgl. Kritische Causerien, Ges. Werke II, 8, S. 168).

[2]) Vgl. Kritische Causerien, Ges. Werke II, 8, S. 365f.

mich — ganz gleichgültig ist, ob sie gut oder schlecht gespielt wird. Jede Begabung muß hieran scheitern.

Hochgeehrter Herr, Ihr ganz ergebenster

Th. Fontane

An Maximilian Ludwig.

165) Berlin, d. 2. Mai 1873.
Potsdamer Str. 134c.

Hochgeehrter Herr.

Es war mir eine aufrichtige Freude, Ihre Zeilen zu empfangen, und die Art, wie Sie für Ihre Rolle und dadurch auch für den Dichter derselben eintreten, weiß ich hochzuschätzen. Ich respektiere jede ehrliche Ansicht, zumal wenn sie auch das noch hat, was unserer Zeit zu allermeist fehlt — Pietät. Vielleicht überrascht es Sie, daß ich dies gerade betone; aber ich habe Pietät. Freilich weil ich sie habe, hab' ich auch einen tiefen Groll gegen alles, was diese Pietät fordern möchte und nach meinem Gefühl keinen Anspruch darauf hat.

Eine literarische Fehde können wir nicht führen, wiewohl darin, wenigstens für mich, viel Verlockendes, viel Anregendes und Belehrendes liegen würde. Statt dessen lieber das Bekenntnis, daß ich das Mißliche aller Kritikerei sehr wohl fühle und an den zwei Tagen, wo ich meine Rezensionen schreibe und — lese, immer in nervöser Aufregung bin, weil ich unter der Wucht der Frage stehe: kannst du das Gesagte — das ja immer nur der unvollkommene Ausdruck eines Gefühls, oft widerstreitender Empfindungen ist — kannst du es auch verantworten? Sie mögen daraus ersehen, daß ich es nicht leicht nehme und mitunter da, wo das Publikum glaubt, ich kalauere oder mache einen Bummelwitz, am allerwenigsten.

Meine Berechtigung zu meinem Metier ruht auf einem, was mir der Himmel mit in die Wiege gelegt hat: Feinfühligkeit künstlerischen Dingen gegenüber. An diese meine Eigen-

schaft hab' ich einen festen Glauben. Hätt' ich ihn nicht, so legte ich heute noch meine Feder als Kritiker nieder. Ich habe ein unbedingtes Vertrauen zu der Richtigkeit meines Empfindens. Es klingt das etwas stark, aber ich habe es und muß es darauf ankommen lassen, wie dies Bekenntnis wirkt. Meine Empfindung verwirft Uriel Acosta und ist umgekehrt nicht nur durch alles Shakespearische hingerissen, sondern sogar auch durch die „Räuber". Detailblödsinn schadet nichts, wenn nur das Ganze richtig gefühlt und gedacht ist. Dabei weiß ich mich völlig frei von Namenanbetung und Literaturheroenkultus.

An die Richtigkeit meiner Empfindung glaub ich; aber der Versuch, diese Empfindung hinterher zu erklären, wodurch erst eine Kritik entsteht, dieser Versuch mag unendlich oft mißlingen. So leg' ich auf die Motivierung meines Urteils über Acosta kein Gewicht, aber die empfindungsgeborene Überzeugung von der unbedingten Verwerflichkeit dieses Stücks, an dem nur einige Nebenrollen gelungen sind, halte ich aufrecht.

Es war mir ein Bedürfnis, Ihnen dies auszusprechen. Sie werden mich daraus besser als aus diesem oder jenem Gedruckten erkennen können und zugleich vielleicht die Überzeugung gewinnen, daß ich in den verschiedenen Tönen, die ich anschlage, in Selbstbewußtsein und Selbstbezweiflung, gleich aufrichtig bin.

Mit vorzüglichster Hochachtung, sehr geehrter Herr Ludwig,
Ihr ganz ergebenster Th. Fontane

An Karl und Emilie Zöllner.

166) Tabarz b. Waltershausen (Thüringen),
d. 14. Juli 1873.

Hochverehrtes Paar, geliebte Chevaliers.

In einer Lattenlaube, gackernde Hühner und meckernde Ziegen um mich her, schreibe ich diese Zeilen, von denen ich

wünsche, daß sie Euch wohlbehalten in Franzensbad treffen mögen. Die Gattin nebst dem ihr und mir gleichmäßig zugehörigen Anhang (so die Treue kein leerer Wahn ist) traf am Montag in Frötttstedt ein, wo ich das Glück hatte, in unmittelbarer Nähe der Hörselbrücke — an welcher Stelle sieben Wagen und eine Rudolstädter Hofdame vor kurzem ihren Tod fanden — sie heil in Empfang nehmen zu können. Bei jetzigen Bahnzuständen immer schon was. Im Hintergrunde ragte der Hörselberg auf, wo Frau Venus den Tannhäuser mehrere und einige Nächte gefangen hielt. Mit einer gewissen Wehmut durchdrang es mich, daß sich die holde Frau (ich meine Frau Venus) um meine Person weniger bemüht und mich jedenfalls früher entlassen haben würde.

Abwärts geht es Schritt um Schritt,
Dreiundfünfzig gefallt mer nit.

Die Fahrt von Frötttstedt hierher in einem char à banc war sehr angenehm, und ich hatte die Genugtuung, meine Haus- und Wirtswahl belobt zu sehen, was mir um so wohler tat, als man als Ehemann auf solchen Ausgang nie mit Bestimmtheit rechnen kann. Im Gegenteil. Es wurde ein idyllisches Mahl eingenommen: Erdbeeren mit Milch, frische Eier mit beinah rötlichem Dotter, Schwarzbrot und Butter, dazu Wasser aus dem Thilobrunnen. Die Kinder machten ihre ersten Kletterversuche, und alles schien eine Reihe glücklicher Tage zu versprechen. Aber „o Menschenherz, was ist dein Glück"? Und siehe da, schon zwei Stunden später begrüßte ich die ersten Anzeichen von der Dauerlosigkeit menschlichen Hochflugs. Ikarus Noel war der Sonne zu nahe gekommen, und die Wachsflügel begannen zu schmelzen. Station Halle war an meiner Penelope, die diesmal, statt treu zu warten, treu erwartet worden war, nicht spurlos vorübergegangen, und zwei um fünf Uhr früh genossene, eben heiß aus dem Ofen gekommene Semmel begannen ihre infernale Wirkung zu

üben. Die ersten verschämten Erklärungen darüber klangen noch ziemlich harmlos. „Es steht mir vor der Brust“ oder „Es stößt mir das Herz ab“ sind Wendungen, die einen alten Seebefahrenen, der dreiundzwanzig Jahre lang den Ozean weiblicher Anfälle durchschifft, nicht allzusehr aus der Fassung bringen. Sie stehen auf Höhe jenes unenträtselten Zustandes, wo sich bei männlichen Individuen „die Hämorrhoiden auf die Brust werfen“. Eine Abzweigung der Sommerfeldtschen Hausapotheke war mit auf die Reise genommen worden, und so suchte ich den bösen Geist durch Senfspiritus und Baldriantropfen zu bannen. Aber ich mußte bald gewahr werden, daß ich es hier nicht „mit den Kleinen von den Meinen“, sondern mit dem höllischen Meister selbst zu tun hatte, und so alle Beschwörungsformeln durchgehend, schritt ich vor bis zur Tinctura Opii crocata. „Incubus! Incubus! Tritt hervor und mache den Schluß.“ Diesem Zeichen unterwarf er sich endlich, aber doch nur knurrend, ein Knurren, das beiläufig drittehalb Tage anhielt und von den üblichen Erscheinungen, die sich durch Unruhe, rasches Aufstehen und plötzliches Verschwinden zu erkennen geben, bis zuletzt begleitet war. Dann wölbte Iris ihren Bogen, und der Friede war wieder da. Leider hatten sich all die Zeit über mehrere alte Sprichwörter wieder neu bewährt, und neben dem Lager der Herrin stand das Bett der Dienerin. Pech kommt nicht allein. „It does 'nt come single-handed, it comes in bataillons.“ Luise humpelte, legte sich und lag vier Tage. Nachdem wir zwischen Rose, Rotlauf und Furunkel längere Zeit geschwankt und zwischen Pappelsalbe und Bohnenmehl unsre Aufmerksamkeit gewissenhaft geteilt hatten, erschien endlich ein angeschnapster Dorfbarbier, angetan mit einer Ledertasche und der ganzen Dezidiertheit seines Geschlechts. Er stellte eine Diagnose, um die ihn Bedlam und Zehlendorf hätten beneiden können, und setzte Schröpfköpfe, die ebenso verständig waren, wie das Räsonnement unverständlich ge-

wesen war. In der Regel ist es umgekehrt. Das Blut floß, die Geschwulst fiel, und unser Barometer stieg wieder. Gestern konnte bereits die erste Brühsuppe gekocht, der erste Eierkuchen gebacken werden. Das Leben lacht seitdem wieder, und der Glaube an eine sittliche Weltordnung hat sich neue belebt. Partien werden geplant, und die Wörter Reinhardsbrunn und Friedrichsroda gehen rasch und sicher, die Namen Inselsberg, Schmalkalden und Schwarzatal wenigstens schüchtern über unsere Lippen. Tante Merckel ist erwartet (das Signal zu kühneren Unternehmungen). In die Tiefen Schopenhauers wird hinabgestiegen, und Wille und Vorstellung, Trieb und Intellekt sind beinahe Haushaltungswörter geworden, deren sich auch die Kinder bemächtigt haben. Mete sagt nicht mehr: „Theo, du bist zu dumm", sondern „Suche das Mißverhältnis zwischen deinem Willen und deinem Intellekt auszugleichen".

Von der „schönen Natur" und unsrem Glücklichsein in ihr schreib' ich nicht erst. Es versteht sich von selbst: „Die Welt ist herrlich überall, wo Berlin nicht hinkommt mit seinem Schwall." Freilich ein Ausspruch, der sich kaum noch irgendwo mit voller Berechtigung machen läßt, denn — wo käme Berlin nicht hin?! Auch hier ist es vertreten. Und „in diesem Sinne", wie jetzt jede öffentliche Rede unsinnig schließt, Euer aufrichtig ergebenster Th. Fontane

Luise liegt wieder; das Brometer ist gesunken. „Ach, mit des Geschickes Mächten usw."

An Emilie Zöllner.

167) Tabarz b. Waltershausen, d. 19. August 1873.

Hochverehrte Frau und Freundin.

„Heil dem Tage, an welchem Du bei uns erschienen" — mit diesem Lortzingschen Morgenchoral müssen Sie mir erlauben, Sie heute zu begrüßen. Sei Ihnen das nächste Jahr

hold! Bauen Sie auf Franzensbad und dem teuren Fundament seiner Pflaumen (Stück für Stück ein Silbergroschen) eine unerschütterliche Gesundheit auf und bewilligen Sie eine gleiche Unerschütterlichkeit unsrer Freundschaft. Sehr bald werden wir uns wieder persönlich darum bewerben können, denn die Episode Tabarz nähert sich ihrem Abschluß. Der letzte Besuch in Reinhardsbrunn ist bereits gemacht, die letzte Sonntagspredigt gehört, der letzte Sonntagsschleifer getanzt, woraus Sie übrigens nicht etwa auf eigne Aktion des Unterzeichneten schließen wollen, und morgen oder übermorgen wird mich auf meinem Waldplatze die letzte Ameise ankriechen und mit der Lektüre Tristram Shandys um die Wette meinen absteigenden Menschen stechen und prickeln. Über ein Kleines, und in der Lethe des Kanals geht selbst die Erinnerung an Bergluft und Waldesfrische unter, und statt der Waldnymphe tritt wieder Fräulein Keßler an mich heran. Dem 42. Sonnenuntergange folgt die 43. Aufführung von „Maria und Magdalena". Der Hain und seine Kulissen verschwinden, und Hein[1]) schiebt wieder die seinen vor. Daß ich mich dessen freute, kann ich nicht sagen. Gern hielt ich hier aus, bis die letzte Eberesche in einem Krammetsvogelmagen ihr Grab gefunden. Aber was mit dem Verluste versöhnt, ist das, was wir im engsten Freundeskreise wiederfinden. An diesen Kränzen flechten Ihre freundlichen Hände am geschäftigsten mit, und daß Sie dieses Liebesamtes noch lange warten mögen, sei der letzte Wunsch und die letzte Zeile dieses Briefes. Wie immer Ihr

Th. Fontane

An Emilie Fontane.

168) Wusterhausen a. D., d. 16. September 1873.
$9^1/_2$ Uhr abends.

Das tollste, was man sich denken kann,
Ist ein zärtlicher Ehemann. (Alte Ballade.)

[1]) Direktor des Königlichen Schauspiels.

Dennoch schreibe ich, oder um verbindlicher zu sein: parce-que, nicht quoique.

Nachdem ich mich auf dem Bahnhofe ...

17. September früh. Hier wurde ich gestern abend durch Herrn Dr. Ipscher, dessen Bekanntschaft ich im Omnibus gemacht hatte, und der hier die Doppelaufgaben Traubes und Langenbecks löst, unterbrochen, um aus meinem Zimmer in die Wirtsstube abgeholt zu werden. Hier fanden wir bereits den Burgemeister, den Apotheker und den ersten Kaufmann der Stadt, und es hieß nun: „Beisammen sind wir, fanget an." Wir sprachen über Krieg, Unsterblichkeit, Volksunterschiede, Sprachenbildung, Louis Napoleon, Glaubensbekenntnis, Niedergefahren zur Hölle, Sydow und die kleinen Semmeln, so daß ich nicht glaube, daß es noch irgend etwas gibt, wovon wir nicht gesprochen hätten. Es dauerte bis 12½ Uhr. Sehr nette Leute. Auf wie lange, werde ich glücklicherweise nicht in der Lage sein, ausproben zu können. Im ganzen empfinde ich immer wieder die Kolossalwahrheit des Satzes:

„Die schlechteste Gesellschaft läßt Dich fühlen,
Daß Du ein Mensch mit andern Menschen bist."

Wenn ich mich aller Eitelkeit entkleide, so muß ich sagen, daß ich wohl mehr gesprochen habe als die andern, aber doch eigentlich auch nur Blech.

Eben bringt man mir den Kaffee; ein lieblicher Zichorienduft umnebelt orientalisch meine Sinne. Mir gegenüber befindet sich eine „Stadt London"; sehr ähnlich. In einer Stunde hoff' ich mit den Sehenswürdigkeiten fertig zu sein. Dann auf nach Trieplatz, in das „Rohricht" mitten hinein.

Grüße Liese, die Kinder, die Freunde; wie immer Dein

Th. F.

169) Neu-Ruppin, d. 23. September 1873.

Geliebte.

In dem „Szekler Landtag", einem ziemlich berühmten Gedichte von Chamisso, heißt es: „Der Regen regnet ewig fort." Darin hat er, große Situationen nach Dichter- und Propheten-art ein für allemal kennzeichnend, auch die meinige getroffen. Der Regen regnet ewig fort. Am Freitag Regen mit Pauke, heute Regen mit Regen. Den Alpakaschirm hab' ich bereits gesegnet, als ich heute mittag bei Gentz und der „Freundin" meine Besuche machte und natürlich keinen zu Hause traf. Ich ging dann zu Rüdiger oder vielmehr seinem Nachfolger und speiste mit dem Wirt selber, zwei Mann hoch. Brühsuppe, Schnittbohnen mit Hering und Kalbsbraten. Es hatte einen Wert von 5 Sgr., kostete aber 15, die ich, mit Rücksicht darauf, daß ich der einzige Gast war, gern bezahlt hätte, wenn nicht der Wirt selbst, im übrigen ein guter, dämlicher Kerl, durch Verbrauch von wenigstens 15 Zahnstochern und beständiges Nachhelfen mit allen fünf Fingern (und was für welchen) mir den Appetit total verdorben hätte. Ich empfand wieder ganz die Wonne, einem höheren Kulturvolk — nach einigen dem „einzigen" — anzugehören. Schweine sind es und Rüpel, nur dies steht fest.

Ich habe den ganzen Tag über geschrieben und gelesen und bin dadurch völlig auf meine Kosten gekommen. Ich las Mindings „Sixtus V." mit lebhaftestem Interesse, trotzdem ich die Arbeit durchaus verwerfen muß. Das Interesse galt zu erheblichem Teile dem Stücke selbst, das zwar nicht als Drama, aber doch als poetische Leistung überhaupt nicht geringe Meriten hat; noch mehr aber galt es den zwei Herausgebern, lieben guten Leuten, die in einer Vorrede verzweifelte Anstrengungen machen, der Welt zu beweisen, daß so etwas Großes seit 50 Jahren nicht dagewesen sei. An dieser An-

empfehlung muß das Stück mindestens ebenso scheitern wie an sich selbst. Ich freue mich auf die Zeit, da ich mich über Minding — seit lange eine Lieblingsfigur von mir — werde aussprechen können.

In der Wirtschaft hier weiß ich nun völlig Bescheid und kann der Hilfeleistungen entbehren; in beschämender Weise hat Lieschen für mich gesorgt, doch werde ich nicht so unverschämt sein, ihr den Himbeersaft auszutrinken oder das Eingemachte aufzuessen. Jenes berühmte Ruppiner Liebespaar, das „nur das Eingemachte mitnahm", gehört zwar zu meinen Lieblingsfiguren, doch will ich nicht in ihre Fußstapfen treten, weder was die Liebe noch was das Eingemachte angeht.

Meine Situation hier würden einige als eine verzweifelte ansehn; ich behandle diese Dinge aber wie unser Sohn George. Als er zur 1. Kompagnie kam, schrieb er: „er habe nun einen Vorteil, der Musik am nächsten zu marschieren", eine Version, die er, als er einige Wochen später zur 4. und letzten Kompagnie kam, dahin abänderte: „er habe nun den Vorteil, die Musik des unmittelbar folgenden Bataillons zu hören." Er hat ganz recht; es kommt immer nur darauf an, daß, wie und wo man auch marschiert, man allerorten die Musik des Lebens hört. Die meisten hören nur die Dissonanzen.

Tausend Grüße an groß und klein. Wie immer Dein altes Papaken

An Alexander Gentz.

170) Berlin, d. 23. November 1873.
Potsdamer Str. 134c.

Sehr geehrter Herr Gentz.

Frau v. P. war noch nicht bei mir, was in gewissem Sinne als ein wahres Glück anzusehn ist. Ich kann wirklich auf dem Turmseil der Persönlichkeitenschilderung die gewagtesten Saltomortales ausführen und habe mitunter — darüber sind Freund und Feind einig — das Unmögliche möglich gemacht, aber an

der Schilderung solchen Lebenslaufes scheitert die Kunst auch des Geschicktesten. Damit will ich der Dame nicht zu nah getreten sein. Ich weiß vielmehr, daß sie innerhalb ihrer Gattung eine Art Unschuld vertritt. Aber gerade darin steckt die nicht zu überwindende Schwierigkeit. Damen, die siebenundzwanzig Liebhaber gehabt haben, mitunter drei auf einmal, sind gewöhnlich so geartet, daß sie über alle diese Dinge selber lachen und vor aller Welt offen bekennen, daß sie zu den Sittlichkeitsfragen eine aparte, äußerst freie Stellung einnehmen. Von solchen Damen kann man schließlich sagen, was man will. Sie sind moralisch anspruchslos. Damen wie Frau v. P. aber gleichen solchen, die einen halben oder viertel Buckel haben und beständig von dem Wunsch erfüllt sind, die Menschen glauben machen zu wollen, sie seien so gerade gewachsen wie eine Tanne. Da ist denn äußerste Diskretion nötig. Das große Verschweigeprinzip feiert seine Triumphe, und nichts bleibt übrig als — Zuckerwasser. Solche Biographien zu schreiben, kann man mitunter nicht vermeiden; aber danach drängen wird sich niemand. Also „lieber nich". Es lag mir wirklich nur an drei, vier Notizen: wann und wo geboren, wann als „Frau v. P." getauft, wann böhmisch verheiratet. C'est tout. Ich werde das wahrscheinlich aus einem Theaterlexikon entnehmen können; wenn nicht, so schadet es auch nicht.

Wie immer Ihr ergebenster Th. Fontane

An Mathilde v. Rohr.

171) Berlin, d. 26. März 1874.
Potsdamer Str. 134c.

Mein gnädigstes Fräulein.

Der Winter, eh' er geht, hat sich bei mir noch bemerkbar gemacht. Ich bin seit drei Wochen krank, nicht bettlägerig, aber doch so, daß ich acht bis zehn Tage nicht aus dem Zimmer gekommen bin. Auch in diesem Augenblick ist es noch nicht besser.

Ich schleppe mich nur dann und wann ins Theater, um meines Amts zu warten. Sonst kommt mein gesamtes Tun über Lesen und Schreiben wenig hinaus. Meine Frau, trotzdem es ein rechter Sturmwinter war, hat sich im ganzen gut gehalten, was mir immer sehr zustatten kommt. Eine verstimmte Frau ist ebenso ein Druck, wie eine heitere einem Flügel leiht. Auch ist mein Metier derart, daß ich kleiner Hilfen und Sekretärdienste täglich bedarf, Dienste, die nur bei guter Gesundheit geleistet werden können. Mit den Kindern geht es erfreulich. Theo entwickelt sich mehr und mehr zu unserer Freude. In den nächsten Tagen wird er nach Kunkendorf abgehen. Martha zeigt Begabungen, die über das Alltägliche hinausgehen, und ist — im Gegensatz zu ihren früheren Jahren — ein Liebling der Menschen geworden. Sie kommt jetzt in die erste Klasse. Der Kleinste läßt es an sich kommen. Er ist weniger begabt als die andern und weniger ehrgeizig, wird aber wohl auch seine Meriten haben. Ganz leer läßt der liebe Gott keinen ausgehn. Die Eltern und Erzieher müssen nur ausfindig machen, wo die Spezialbegabungen liegen.

Unser Leben bewegt sich im alten Geleise. Nur fängt es an, sich mehr und mehr zu vereinfachen, was seit langem meinen Wünschen und Plänen entspricht. Weder meine Gesundheit noch meine Neigungen noch meine Verhältnisse konnten sich länger mit dieser täglichen Gesellschaftsrennerei vertragen. Ich will nur bei den „Verhältnissen" stehenbleiben. Die dicken Bücher wollen doch am Ende geschrieben sein, und wenn man vierzehn Tage lang krank ist und dann vierzehn Tage lang täglich in Gesellschaft geht, so überkommt einen mit einem Male eine nur zu begründete Angst: „Wohin soll das führen?" Ich hab' es also seit sechs Wochen so eingerichtet, daß ich nur Donnerstags und Sonntags in Gesellschaft gehe, und merke bereits, trotzdem ich all die Zeit über nicht gesund gewesen bin, daß es einem doch außerordentlich hilft. Die Abende sind nämlich

deshalb die Hauptsache, weil sie eine Art Endlosigkeit haben. Man kann sie bis zwei, drei Uhr ausdehnen, und das Gefühl, das einem aus der Vorstellung erwächst: du hast jetzt, wenn du willst, sieben Arbeitsstunden vor dir, ist außerordentlich angenehm und förderlich. An solchen großen Arbeiten, wie ich sie beständig vorhabe, wo man auf verschiedenen Tischen zehn Karten und zwanzig Bücher aufgeschlagen hat, kann man nicht viertelstundenweis herumbasteln. Dazu sind die Vorbereitungen zu groß. Ich habe übrigens die Freude gehabt, daß alle Freunde mir ausnahmslos zugestimmt und meine Beschlüsse in bezug auf gesellschaftliches Leben und Treiben gebilligt haben. Man unterhält die Leute, und hinterher heißt es dann noch: „Mein Gott, er kommt auch nicht von der Stelle." So erging es beispielsweise beständig unserm alten Eggers.

Sehr viel Freude haben uns in diesem Winter unsere Schopenhauerabende gemacht, wohl schon deshalb, weil sie maßvoll auftraten und nur alle vierzehn Tage wiederkehrten. Es waren Wangenheims (drei), Hofprediger Windel und Kusine, meine Frau und ich. Wir haben doch viel Anregung dadurch empfangen und verhältnismäßig wenig Zeit eingebüßt, da wir immer erst sehr spät zusammenkamen.

Der Druck der dritten Auflage meiner „Wanderungen", in die dann auch das Rohrkapitel hineinkommen wird, schreitet rüstig vorwärts. Den Namen Barbara habe ich beseitigt und Urania wiederhergestellt. Ob die Familie im ganzen dadurch befriedigt wird, muß ich bezweifeln. Denn immer aufs neue mache ich die Erfahrung, daß Familien, mit Ausnahme der gütigen, nachsichtigen und verehrten Dame, an die ich diese Zeilen richte, nicht zufriedenzustellen sind. Ich glaube auch, daß sie, die Familien, von ihrem Standpunkte aus ganz recht haben, weil ein Schriftsteller, der die Dinge lediglich als einen Stoff für seine Zwecke ansieht, auch bei größter Vorsicht und wirk-

lichem Takt immer noch der Pietät entbehren wird, die im Herzen der Familienmitglieder lebt. Mitunter ist es freilich nicht mehr Pietät, sondern einfach eine Mischung von grenzenloser Dummheit mit ebenso grenzenloser Eitelkeit. So schrieb mir heute meine Schwester Lise aus Ruppin: alle Anverwandten des Hauses Gentz (Gott sei Dank mit Ausnahme der beiden Söhne) seien empört über das, was ich über den alten Johann Christian Gentz geschrieben hätte. Nach meiner aufrichtigen Meinung müßten sie mir ein Denkmal errichten oder eine „Stiftung" für meine Kinder ins Leben rufen. Mitunter schwindelt einem. Ich hab' es aber nun so oft erlebt, daß es keinen Eindruck mehr auf mich macht. Neulich kriegte ich einen Klagebrief von einer Frau v. Witzleben, geb. v. Meusebach, aus Potsdam, die sich bitter beschwerte über das, was ich über ihren verstorbenen Bruder geschrieben habe [1]). Er war schließlich absolut verrückt. Ich nenne ihn einen „Mann von Genie und Exzentrizität". Das ist nun der Dank dafür.

Vor einer Stunde war Lepel hier, den ich seit vier Wochen nicht gesehen hatte. Er kommt jedesmal, wenn ich mit Briefschreiben an Frl. v. Rohr beschäftigt bin. Es ist dann, als ob eine Stimme ihn riefe, ein Magnet ihn zwänge. Er kränkelt auch seit vielen Wochen; doch fand ich ihn viel besser aussehend als früher. Er brachte mir unter anderem einen Toast, den er am 22. März in der Franz-Kaserne vorgelesen hat. Allerliebst. In solchen Sachen hat er eine höchst glückliche Hand. Die Strophen sind auch mit Jubel aufgenommen und noch am selben Abend durch Oberst v. Boehn vom 1. Garderegiment dem Kaiser vorgelesen worden. — Meine Frau grüßt und empfiehlt sich Ihnen angelegentlichst.

In alter, aufrichtigster Ergebenheit, mein gnädigstes Fräulein, Ihr

Th. Fontane

---

[1]) Havelland, 7. Auflage, S. 442 f.

An Karl Zöllner.

172) Berlin, d. 30. Juli 1874.
Potsdamer Str. 134 c.

Lieber Chevalier.

Arbeit und Hitze, selbst Mangel an Stoff, haben mich bis heute nicht dazu kommen lassen, meiner bekannten Leidenschaft zu frönen und Dir und Deiner Verehrten einen Brief zu stiften. Es darf aber so nicht weitergehen, um so weniger, als wir am Sonntag bei Wangenheims zu Tisch, bei Wichmanns zu Abend waren, am Montag Hertz senior und junior an unsrer Tafel sahen, am Dienstag früh Wangenheims Abschied zelebrieren halfen (bei Katholiken wird immer zelebriert) und am Abend desselben Tages unsere Salons öffneten, um Wichmann und Frau respektive L.... und Frau zu empfangen. Die Einladung war ein wenig unter Anlehnung an das bekannte Bild von den zwei feindlichen Löwen erfolgt, die sich gegenseitig bis auf die Schwänze auffressen. Für den Dritten, Dabeistehenden, immer die relativ bequemste Position.

Bei Wangenheims wurde vier Stunden lang politisiert, ohne daß die Worte: ultramontan, Carlisten, Hauptmann Schmidt[1]), Kullmann auch nur ein einziges Mal genannt worden wären. Es ging, immer namenlos, ins Allgemeine hinein, unter fleißiger Heranziehung Chinas und Japans, Rußlands und Nordamerikas. Nur einmal, beim Kaffee, nahm mich der alte Wangenheim in die Ecke und sagte schelmisch: „Sie wissen doch, Bismarcks Kugel ist nun gefunden!" Ich machte ein verblüfftes Gesicht, weil ich in ahnendem Gemüte fühlte: „Jetzt kommt etwas Furchtbares." Und richtig, er erzählte mir,

[1]) Kriegskorrespondent, preußischer Artilleriehauptmann a. D. A. Schmidt wurde im Juni 1874 von den Carlisten gefangengenommen und erschossen. Vgl. darüber und über das Kullmannsche Attentat Bismarcks Rede im Deutschen Reichstag vom 4. Dezember 1874 (Historisch-kritische Gesamtausgabe der Reden von Horst Kohl, Bd. 6, S. 218 ff.).

vorgestern sei in Moabit, von einem Heckenzaun her, ein Schuß abgefeuert worden, der einen Vorübergehenden getroffen habe; die Kugel säße noch in der Backe. Welche, gab er nicht an. „Die reine Bismarckkugel," so schloß er. Die Sache, so unsinnig sie ist, machte doch einen tiefen Eindruck auf mich. Ja, sie machte ihn, weil sie so unsinnig ist. Er wollte ohngefähr sagen: jeder Strolch, der aus einem Hinterhalt ein Pistol abfeuert, wird jetzt politisch ausgenutzt. Die Moabiter Kugel war nichts anders als die Kissinger Kugel und umgekehrt. Aber man macht aus allem eine Bismarckkugel, um die Katholikenhetze fortsetzen zu können. Ich wurde höchst unangenehm und zugleich traurig davon berührt. Es zählt dieses Haus zu dem Besten, Bravsten und Liebenswürdigsten, was ich in meinem Leben kennengelernt habe, und doch! Wie gebrechlich sind wir, wie einseitig, wie urteilsunfähig, wenn das am grünen Holze solchen Hauses und solcher Herzen geschehen kann!

Über unser Hertz-Diner, das sehr anmutig verlief, ist nicht viel zu berichten. Wohl aber über den Wichmann-L....-Abend, den wir — die Gelegenheit an der Stirnlocke fassend — rasch in Szene gehen ließen, um eine übriggebliebene Dinerente noch glücklich verwenden zu können. Da Wichmanns dies Prinzip, und zwar à outrance, in bezug auf Lachs und Sandtorte haben, so schien uns darin nichts Verbrecherisches zu liegen. Die Sache selbst entwickelte sich wie folgt. Schon am Dienstagvormittag schickte Wichmann seinen Schirm [1]), Metallständer mit grünem Lappen, der immer sonderbar-geheimnisvoll auf mich wirkt: halb Monstranz, halb Hinterteil eines photographischen Apparates. Derselbe Lappen, durch den der lichtbildnerische Künstler durchkuckt, ehe es losgeht. Um $8\frac{1}{2}$ Uhr trat das Wichmannsche Paar an; um 9 Uhr L... und Frau.

[1]) Hermann Wichmann, Musiker und Schriftsteller (1823—1905), war augenleidend und mußte sich gegen Blendung schützen.

Sie war schwarz gekleidet, Gaze mit Goldpunkten, die reine Königin der Nacht. Sehr stark, auffallend stark. L... selbst merkwürdig gut imstande, schweigsam-glücklich, dem Senator[1]) immer ähnlicher werdend. Die L... nahm das Wort und hielt es. Ich sage absichtlich: hielt es, denn das Wort ist ihre Fahne, mit der sie steht und fällt. La garde meurt, mais elle ne se rend pas.

Die Unterhaltung, mit Vorliebe die Wege der chronique scandaleuse wandelnd, kam unter anderm auch auf die Frau X. Die L... erzählte von einer Szene, die sie mit der Sandwichinselkönigin J. M. über eben diese Frau X. gehabt habe. Die L...: „So wäre denn also alles übertrieben, was man von ihr sagt?" J. M.: „Wer sagt? Was sagt man? O, man sagt viel (Pause und Blick), sehr viel!" An dieser Geschichte, die der L... in einem unbewachten Moment — wie ihn Schnabberliesen so oft haben — entschlüpfte, hatte ich meine herzliche Freude. So muß solchen Damen heimgeleuchtet werden, und ich zählte in jenem Augenblick zu den getreusten Untertanen der Königin Pomare[2]). Die L... nämlich, der ich ein gutes Quantum von Geist, Belesenheit und Unterhaltlichkeit gern lasse, der ich gern zugestehe, daß sie, in kleinen Dosen genossen, amüsieren kann, wirkt doch dadurch so unerquicklich, daß alles auf dem Fundament einer durch und durch unschönen Seele ruht, Sumpfblasen, die, mit dem Gesellschaftsfidibus berührt, leuchten und knallen. Aber...! Man kann an ihr demonstrieren, wie eine Frau nicht sein soll. Alles ist unweiblich. Man wird ihrer Vorzüge nicht froh, weil nichts in wahres Wohlwollen, in echte Liebe und wirklich adlige Gesinnung getaucht ist. Alles selbstisch und berechnet. Und dabei ist er glücklich. Übrigens glaub' ich, daß sie gut gegen ihn ist. Er ist jetzt ein Teil von ihr, und so kehrt sie ihren Egoismus nicht

[1]) Karl Eggers.
[2]) Vgl. Heines „Romanzero".

gegen ihn, sondern läßt ihn an den Segnungen desselben teilnehmen.

Als Mitternacht da war und wir, oben im Fenster liegend, ihnen nachsahen und, wie bei einer langen Trennung, mit dem Taschentuche grüßten und winkten, entspann sich zwischen Mila und Theochen ein ziemlich intrikates Gespräch. Wir ließen lachend alle Redewendungen passieren, die sich in Romanen und Novellen vorfinden, um das alte Thema vom „Pfand der Liebe" wenigstens dem Worte nach neu zu behandeln. Schließlich alle Kraft zusammenfassend, „die Lust und auch den Schmerz", murmelte ich balladenhaft vor mich hin: sie füttert zwei!

Damit gingen wir zu Bett; in all und jedem Sinne neidlos.

Empfiehl mich meiner teuren Chevalière. Wie immer, naß oder trocken, zu Wasser und zu Lande Dein Noel

An Emilie Fontane.

173) Berlin, d. 22. August 1874.

Geliebte Frau.

Hoffentlich seid Ihr in gutem Wohlbefinden in Neuhof angekommen; einige Zeilen mit der Meldung davon habe ich heute früh bei meinem Kaffee vermißt. Es fehlte auch sonst noch allerhand, namentlich Wohlbefinden.

Mit dem Parisiusschen Roman[1]) bin ich nun durch; er ist gut bis zuletzt; ich wollte, der meinige würde nicht schlechter. Es ist wirkliches Volksleben, dabei — nach Goethe eine Sache von höchstem Wert — alle Figuren liebenswürdig. Selbst mit dem einen Bösewicht versöhnt man sich in seiner Sterbestunde. Die Liebesverhältnisse, wie so oft in deutschen Romanen, lassen zu wünschen übrig; das meiste ist plump. Aber auch dies kann er wenigstens, denn eines der letzten Kapitel, das endlich die

[1]) „Pflicht und Schuldigkeit" von Ludolf Parisius, erschienen 1871.

Verlobung zwischen Antonie und dem Assessor bringt, ist höchst vorzüglich. Liebenswürdig, echt und fein zugleich. Auch nicht ohne Originalität. Seine Force ist das gefühlvoll Humoristische, und ich habe an vielen Stellen vor Bewegung und vor Vergnügen geweint. Er steht zwischen Willibald Alexis und Fritz Reuter mitten inne und hat von beiden viel. Betrüblich hat mich nur das eine gestimmt: solch Buch kommt und geht und lebt nicht viel länger als ein Leitartikel oder eine Theaterrezension. Die Frage muß sich einem aufdrängen: Verlohnt es sich dergleichen zu schreiben? Seit 20 Jahren redet man auf mich ein: „Schreibe deinen Roman"; ich will froh sein, wenn er nicht schlechter wird als dieser, und doch läßt sich's nicht leugnen: es ist wie ein in den Teich geworfener Stein. Plumps, ein paar Ringe, und nach fünf Minuten ist alles wieder still und glatt. Was gibt mir ein Recht anzunehmen, daß ich es besser machen oder mehr Glück haben werde! Meine „Wanderungen" haben den einen großen Vorzug, als etwas relativ Originelles dazustehn, während Romane, selbst gute, im Dutzend verschwinden.

Auf dem Wege ins Theater begegnete mir gestern Alberts[1]). Ganz der alte Schwerenöter, aber doch etwas gedrückt. Die große Pleite berührt auch ihn; dabei ist er krank und angegriffen. Er meinte: „Sie kommen immer mehr' rauf, ich immer mehr 'runter." Ich lachte. „Ja, ja, ich verfolge dergleichen." Ein paar Stunden später entdeckte ich die mutmaßliche Ursache dieser Huldigung. Alle Menschen haben nämlich den unsinnigen Aufruf zu dem unsinnigen Dichtertag in Weimar gelesen, wo mein Name mit obenan figuriert. Nachgerade merke ich aber, daß man nur von solchem dummen Zeuge Ehre und Ansehn hat. — Im Theater traf ich noch Herrn v. Hülsen im Foyer. Er reichte mir seine Patsche, um sich nochmals bei mir zu bedanken.

[1]) Langjähriger erster Sekretär der preußischen Gesandtschaft in London.

Doch nunmehr die Hauptsache! Am 28. oder 29. September will ich meine Reise nach Italien, d. h. nach Rom antreten, und bin fest entschlossen, coûte que coûte, Dich mitzunehmen. Ich rechne auf Deine Zustimmung und während der Reise selbst auf Deine Entschlossenheit und gute Laune. Es tut nicht gut, philiströser zu sein als nötig. Exaktheit und Entsagenkönnen sind vorzügliche Dinge, aber es ist ein Fehler und ein Unrecht (wenn man sich nicht kirchlich die Askese zur Lebensaufgabe macht), davon mehr zu leisten, als dringend nötig ist. Von dem Gelde, das mir die dritte Auflage meiner Wanderungen und die zweite meiner Gedichte eingebracht haben, werden wir im wesentlichen die Reise machen können, da wir die Hauptzeit in Rom festsitzen wollen, wo man nicht teurer lebt als in Dresden. Ich rechne also auf Dein Jawort, wie am Altar. Grüße Meten. Wie immer Dein

Th. F.

An Emilie Fontane.

174) Berlin, d. 28. August 1874.

Geliebte Frau.

Nicht nur Deine Zusage allein, sondern ganz besonders wie sie gemacht wurde, hat mich von Herzen erfreut. So Du den rechten Willen hast, werden es schöne Tage werden, so nicht Gott eigens beschlossen hat, unser Gerstenfeld zu verhageln. Von Leichtsinn ist bei der ganzen Sache keine Spur; in 24jähriger, fast bis zur Peinlichkeit getriebener Exaktheit, haben wir uns einen ehrlichen Anspruch darauf erworben, auch mal fünfe gerade sein zu lassen. Übrigens bin ich, wie von meinem Leben, überzeugt, daß uns die Sache gar nicht besonders kostspielig werden wird. Das Gefühl „dies mußt Du sehn" hab' ich nie, wenn nicht die Dinge entweder billig und bequem zu haben sind oder meinen ganz speziellen Zwecken dienen. Das Wichtigste hat man aber, beinahe ausnahmslos, immer ganz billig;

denn das Wichtigste ist doch immer das, was sozusagen auf der Straße liegt. Über die Piazza del Popolo oder den Korso fahren, den Vatikan und die Peterskirche sehn, durch das Kolosseum schreiten und auf dem Forum romanum unter Trümmern Umschau halten, kostet zunächst gar nichts. Der Tiber fließt kostenlos an mir vorbei, und die sieben Hügel präsentieren sich mir, ohne Entree zu verlangen. Hat man das, was ich eben aufgezählt, so hat man schon ein gut Teil gesehen.

Vorläufig bin ich glücklich, daß die Partie so steht, wie sie steht. Bleibe nur bei guter Laune, Frische und Courage, das ist die Hauptsache und wichtiger als hundert Taler mehr oder weniger. Denn es kommt nicht auf die Masse des zu Sehenden und kaum auf die Bedeutung des einen oder andern an, sondern lediglich darauf, mit welchem Auge man sieht. Es darf nicht trübe sein. Wie immer Dein Th. F.

An Emilie Fontane.

175) Berlin, d. 3. September 1874.

Geliebte Frau.

Seit zwei oder drei Tagen habe ich nicht an Dich geschrieben. woraus Du ersehen magst, in welcher Hetzjagd ich lebe. Eigentlich tu' ich mir selber leid. Von einem Menschen, der mitunter an einem Tage eine Kritik und sieben Briefe schreiben, drei Korrekturbogen durchsehn, Fahnen lesen, Karten zeichnen, Holzstöcke revidieren, Schauspielerinnen empfangen, Zeitungen überfliegen, Bücher lesen und schließlich doch vor allem auch welche *schreiben* soll (und zwar, dem Umfange nach, *was* für welche): von solchem Menschen kann man nicht gut verlangen, daß er auch noch voll Zartheiten und Aufmerksamkeiten ist. Er *muß* zerstreut und abgezogen sein, weil beständig 15 verschiedene Dinge an seiner Seele zerren und ihn nervös machen. Nun gibt es ja einzelne Gottbegnadete, die es dann

schließlich doch leisten und nicht bloß große Feldherren und Staatsmänner, sondern auch große Gatten und Väter sind; aber sie sind rar, müssen sehr gute Nerven und, wie Mohammed, die Kraft von 30 Männern haben. Das ist für alle Teile sehr angenehm, aber, wie der kleine Korff sagte: „Landwehr-train-Assistenzarzt kommt selten vor."

Du wirst — wenn nicht der Deibel schnöderweise seine Hand in die Pastete steckt — auf der Reise, die wir vorhaben, sehn, daß ich auch aufmerksam sein kann, und daß ich mit meiner Frau lieber Sorbet oder Kaffee trinke als festgenagelt an meinem Schreibtisch sitze.

Küsse meine Mete und sage Treutlers, daß ich ihnen aufs neue von Herzen dankbar sei, Dich wieder in Schick gebracht zu haben. Gruß und Kuß und frohes Wiedersehn. Dein

Th. F.

An Ludwig Pietsch.

176) Berlin, d. 13. September 1874.

Teuerster Pietsch.

Sie haben es wieder nicht nur sehr reizend, sondern auch sehr gnädig gemacht. Ich kann es mir denken, welchen Schreck Sie gekriegt haben, einen Nr. I-Mann so mit Bummelwitzen abgefertigt zu sehen[1]).

Nur eines möchte ich doch, um nicht in immerhin ernsten Sachen bummliger zu erscheinen, als gestattet ist, zu meiner relativen Rechtfertigung hervorheben: die Bilder wirken fremdartig. — Wie in allen, so stehn wir auch in unsern Bildern unter der Macht des Herkömmlichen, die abzuschütteln oder zu

[1]) Th. F. hatte an Stelle des von Berlin abwesenden L. P. für die „Vossische Zeitung" vom 9. September 1874 über die zwei Tage vorher eröffnete Berliner Kunstausstellung einen Generalbericht geschrieben, worin er unter anderem Alma Tademas Bilder stofflich langweilig nannte und ihrer Behandlungsweise in humoristischem Ton den spezifischen Gehalt absprach.

durchbrechen in meinen Augen (ich gehe darin sicherlich zu weit) immer ein Verdienst ist. Alles Aparte, Courageuse, die Tradition lachend beiseite Schiebende reizt mich, und so hab' ich beispielsweise die Tademaschen Sachen früher bewundert. Wenn man aber an die Stelle der Allgemeintradition eine persönliche Spezialtradition setzt und alles, Altes und Neues, in einer ganz bestimmten, immer wiederkehrenden Weise sieht, so ist mit diesem Verfahren nichts gebessert. Ja, es ist bei Aufgaben wie der, die sich Tadema hier gestellt, ein entschiedener Nachteil. Natürlich klemm' ich mich nicht auf Krokodil und Ramses, aber die ganze Modernität, die uns hier geboten wird, ist nicht Modernität, wie wir sie zu sehen gewohnt sind, ist auch keine eigenartige, mit neuen Augen gesehene, sondern eine altvertademasierte Modernität. Man wird sofort, man stehe nun drei oder dreizehn Schritte vor diesen Bildern, an eine ganze Kollektion früherer Arbeiten desselben Meisters erinnert, die, ihrem Gegenstande nach, vor zwei oder zweitausend Jahren irgendwo in Szene gingen. Ob Ägypten, Griechenland, Rom — darauf leg' ich nicht das geringste Gewicht. Nur so viel bleibt für mich bestehen: es ist etwas ganz Neues, das nach etwas ganz Altem schmeckt oder doch irgendeinem ganz Alten, wie wir es aus Tadema bei dieser oder jener Gelegenheit kennenlernten, in störender Weise ähnlich sieht. — Ich schreibe Ihnen dies, teuerster Pietsch, nicht, um brieflich mit Ihnen anzubinden, nicht in dem irgendwo versteckten dickköpfigen Glauben, daß ich doch eigentlich recht hätte, sondern nur, um in bezug auf meine gedruckten scherzhaften Wendungen über Tadema nicht in einem schlechteren Lichte vor Ihnen zu erscheinen als nötig. Ich halte, auch bei meinen Theaterkritiken, die scherzhafte Behandlung nicht bloß für erlaubt, sondern geradezu für einen Vorzug, aber sie hat eine zugrunde liegende ernste und ehrliche Meinung zur Voraussetzung. Sonst ist sie unerlaubt. Diese Zeilen sollten nur aussprechen, daß ich bei der Behandlung

Tademas, wenn auch irrtümlich, so doch in letztem ganz überzeugungsvoll verfuhr.

Ihr Th. F.

An Kaufmann Weber[1].

177) Berlin, d. 28. September 1874.

Sehr geehrter Herr,
Sehr willkommener Herr Schwager.

Die letzten Zeilen, die ich vor einer größeren Reise — von der Sie vielleicht durch Lieſe ſchon gehört haben werden — niederſchreibe, richten ſich an Sie und ſollen Ihnen ausdrücken, wie ſehr wir uns freuen, unſre Schweſter an Ihrer Hand einer glücklichen Zukunft entgegengehen zu ſehn. Ich ſchreibe nicht, in vorſichtiger Wendung, einer „hoffentlich glücklichen Zukunft", weil ich nach allem, was ich von Ihnen gehört und geleſen habe, eine Art Gewißheit Ihres beiderſeitigen beſcheidenen Glückes (was in meinen Augen die beſte Form des Glückes iſt) im Herzen trage. Das Leben hat mich gelehrt, daß alles auf die Menſchen ankommt, nicht auf die ſogenannten Verhältniſſe. Die Menſchen, in 99 Fällen von 100, machen dieſe. Auch wenn ſie ſich ungünſtig geſtalten, werden ſie durch das, was wir in uns haben, doch ſchließlich beſiegt. Beſiegt, nicht um als irgendein Rothſchild oder ſonſtiger Glückspringz aus ihnen hervorzugehn, aber doch inſoweit, um den feindlichen Mächten einen ehrenvollen Frieden abzuzwingen. Daß Ihnen beiden ſolche Kämpfe, die immer unbequem bleiben, nach Möglichkeit erſpart werden mögen, iſt mein herzlicher Wunſch.

Sie führen in meiner Schweſter eine durch Eſprit, Umſicht, große Entſchloſſenheit und noble Geſinnung gleich ausgezeichnete Lebensgenoſſin in Ihr Haus ein; es iſt keine Spur

[1]) Kaufmann Weber in Schweidnitz hatte ſich mit Fontanes jüngſter Schweſter Eliſe verlobt; die Hochzeit fand am 26. Januar 1875 ſtatt.

von Kleinlichem oder Kümmerlichem an ihr; dies alles darf ich sagen, weil es die Wahrheit ist. Die kleinen Schwächen mögen Sie selber entdecken; sie stecken in den obengenannten Vorzügen eigentlich schon drin. Auch sie hat, wie die Besten, „les défauts de ses vertus".

Meine Frau, Sie herzlich begrüßend, empfiehlt sich Ihnen angelegentlichst. Wenn wir von unsrer Reise zurück sind, hoffen wir, Sie bald zu sehn. Bis dahin und darüber hinaus Ihr aufrichtig ergebenster Schwager in spe Th. Fontane

An Karl und Emilie Zöllner.

178) Venezia, d. 7. Oktober 1874.

Verehrtes und geliebtes Paar.

Die Tage verlaufen so, daß selbst ich nicht briefschreiben kann. Die alte Leidenschaft geht an neuen Genüssen unter, die uns doch (siehe Faust) wieder nach Begierde verschmachten lassen. Unser Erlebtes ist in Kürze das folgende: Am 3. von München aus über Innsbruck (Nest) und den Brenner nach Verona. Das Inntal hinauf, das Etschtal hinunter. Passeier, Sterzing, Iselberg — die ganze Hofer-Speckbacherei zog noch einmal an uns vorüber; im ganzen viel prosaischer als auf dem Defreggerschen Bilde. Frierend fuhren wir in das schöne Land Italia hinein. Es goß mit Mollen. Der erste Eindruck war: „Das leisten wir auch." In Verona Nachtquartier in Colomba d'oro. Verona, wie Dir nicht unbekannt sein wird, hat eine Geschichte; es soll Lieblingsaufenthalt König Pipins gewesen sein. Nach den Maienlüften, die in Colomba d'oro wehten, ist dies höchst wahrscheinlich. Wir besichtigten am andern Tage die Stadt, bei welcher Gelegenheit wir den Architekten Zittel (der in Lucaes Atelier arbeitete und jetzt den Schinkelpreis gewonnen hat) sowie den dicken, blonden, kakerlakigen Dr. A. trafen. Die Gesichter, die jedesmal geschnitten werden, wenn zwei Berliner sich auf einsamem Reisepfad be-

gegnen, sind klassisch. Jeder einzelne sagt etwa: „J, machst den Schwindel auch mit.“ Früher sollen sich Landsleute bei ähnlichen Begegnungen weinend in die Arme gestürzt sein. An der Tomba di Giulietta (längere Zeit Wassertrog) trafen wir Adolphe Thiers nebst Frau und Schwägerin. Die beiden bedeutendsten Kriegsschriftsteller der Neuzeit standen nebeneinander und grüßten sich. Meine Lage war die günstigere: ich wußte, wen ich neben mir hatte; er ist hingegangen ohne Ahnung des Glücks, das ihm die Stunde bot. Mit Kunstgeschichte unterhalte ich Dich nicht. Siehe Burckhardt, Förster, Lübke, Baedeker.

Am Sonntag abend hier: Hotel Bauer in Nähe des Markusplatzes, Zimmer Nr. 37, Stubenmädchen Elise; sehr nett. Netter allerdings noch ist Venezia selbst. Wir wollten zwei Tage hier bleiben; es werden aber wohl sechs werden. Meine kühnsten Erwartungen wurden übertroffen. Das Einzelne, auf allen Gebieten, ist vielfach beanstandenswert; das Ganze unsagbar schön, anheimelnd, beglückend. Auch Milachen ist weich wie Butter. Wir trafen gleich am ersten Tage Frau v. Noville nebst Tochter, die mit uns in demselben Hotel wohnen, eine für uns sehr angenehme und lehrreiche Begegnung, da die Damen schon fünf, sechs Tage vor uns hier waren. Eben haben wir mit ihnen zusammen gegessen. Die Stunde von neun bis zehn werden wir wieder in ihrer Gesellschaft verbringen; denn es ist Abendkonzert auf dem Markusplatz.

Im übrigen, auch geschieden von terra firma, zu Wasser wie zu Lande Dein gondeltrunkener Noel

An Karl und Emilie Zöllner.

179) Florenz, d. 10. Oktober 1874.

Venedig ist interessant von Schritt zu Schritt, landschaftlich zauberhaft, poetisch durch und durch; aber es repräsentiert

doch nicht die Form der Schönheit, die ich dauernd vor Augen haben möchte. Dazu ist mir, rund herausgesagt, die ganze Geschichte doch zu schmutzig. Sie bedarf des Mondlichts, bei dem man nur halb sieht. Sie bedarf der Verschleierungen, um immer wieder zu entzücken. Bei hellem Tageslicht genießt man den Canal grande, den Rialto und nun gar das Gewirr der Gassen und kleinen Kanäle mit sehr gemischten Empfindungen. Es ist eine Touristenstadt, eine Stadt zum Sehen, auch zum Bewundern, aber nicht zum Wohnen. Junge Künstler und Dichter werden sich vielleicht über diese Äußerungen entsetzen, aber es ist doch so, wie ich sage. Die ganze Welt der Erscheinungen ist nicht dazu da, um Malern und Poeten wünschenswerte und bequem liegende Stoffe zu bieten, sondern um überhaupt zu befriedigen und zu erfreuen. Das Leben stellt vielfach andere Forderungen als die Kunst, und Individuen wie Staaten gehen zugrunde, die dies übersehen. Wem diese Wahrheit zu Fleisch und Blut geworden ist, der wird auf Venedig blicken, wie ich noch in der letzten Stunde auf ein wunderschönes Frauenzimmer blickte, die aus dem zweiten Stock eines halbverfallenen Hauses träumerisch-faul mit tief und dumm schmachtendem Auge uns nachsah, als unsere Gondel an den Wasserstiegen des schmalen Kanals vorüberfuhr. Sie war so schön, wie ich selten Weiber gesehn habe, und das halbgekräuselte schwarze Haar lag wie eine Mähne um sie her, mit den Spitzen nach vorn hin über die halb entblößte Brust fallend: ich werde den Anblick nie vergessen. Aber sie war ungewaschen und ungekämmt und nach meinem Gefühl, sowenig sie persönlich innerhalb der idealen Liebe zu stehen schien, doch nur für eine solche geeignet. Ein Wesen, nur mit dem Auge zu genießen; mit ihr zu leben — ein Gedanke, nicht ausgedacht zu werden! So auch die Stadt selbst. Diese schöne, schwarzhaarige Schwester Struwelpeters, die seifenintakt auf einen gondelbefahrenen Rinnstein niedersah, war mir wie das Bild Venezias selbst erschienen.

Eine glänzende Ausnahme macht der Markusplatz und die an ihn grenzende Piazetta. Hier ist nicht nur alles interessant, malerisch, poetisch. Hier ist auch alles in jedem Sinne schön, und es bedarf keiner romantischen Prise Schnupftabaks, um uns die Augen übergehen zu machen. Es verlohnt sich tausend Meilen zu reisen, um dies eine Stunde zu sehn. Es ist ganz einzig, ebenso im einzelnen wie im ganzen. Ich finde nichts lächerlicher als ein Herumkritisieren an Bauwerken wie der Markuskirche und dem Dogenpalast. Sint ut sunt aut non sint. In mehreren Reisebüchern fand ich die Markuskirche als einen „schwülstigen Bau" charakterisiert. Man muß ein unendlicher Lederschneider sein, um so was Dummes und Kleines sagen zu können. Leider reicht auch Schulfuchserei und Doktrinarismus zu solcher Dummheit gerade aus. Die Markuskirche wirkt beinahe elementar, und sie kritisieren wollen, ist nicht viel anders, wie wenn man die blaue Grotte oder die Fingalshöhle einer künstlerischen Beurteilung unterziehen wollte. So kolossale Sachen, die in einem Jahrtausend geworden, gewachsen, gemodelt sind, liegen über alle Kritik hinaus. Man hat sich lediglich vor ihnen zu verneigen. Wir sind wohl zehnmal, länger oder kürzer, in diese Kirche eingetreten, und immer war der Eindruck derselbe.

Der Dogenpalast, zunächst von einer viel bestrickenderen Schönheit, wirkt doch nicht so mächtig, trotzdem historische Erinnerungen und eine uns näherstehende dekorative Kunst, letztre in hunderten von berühmten Bildern, seine Wirkung unterstützen. Über diese Bilder, die fast ausnahmelos von Tintoretto und seiner Schule, nur verhältnismäßig wenige von Paul Veronese und seinen „Erben" (so schreiben die Kataloge) herrühren, noch ein paar kurze Worte. Wenn sie teppichartig durch Farbentöne wirken und im übrigen in klaren, äußerlich meisterhaften Kompositionen historische Momente der Republik festhalten sollen, so finde ich sie großartig. Wollen

sie mehr sein, so finde ich sie erbärmlich. Diesen Massenleistungen gegenüber habe ich wieder recht empfunden, daß es ohne Seele nicht geht. Au fond ist alles tief langweilig, und als ich schließlich in der kleinen Dogenkapelle einem Albrecht Dürerschen Christuskopfe begegnete, atmete ich auf. Dieser eine Kopf repräsentiert in meinen Augen mehr wahre Kunst als alle Tintorettos zusammengenommen. Was dieser letztre geleistet, sind Schildereien, in denen die immer wieder auftauchende gelbe Dogenmütze eigentlich das interessanteste ist. Auch diejenigen seiner Bilder, die ihren Stoff der heiligen Geschichte entnehmen, sind nicht besser. Das Kolossalbild im Saal des Großen Rates, das den Namen die „Glorie des Paradieses" führt, ist ein Salat von Engelbeinen, und seine berühmteste Leistung „Die Kreuzigung", die sich in der Scuola San Rocco befindet, läßt mich ebenfalls kalt. Das Kompositionstalent, die Gabe zu gruppieren, Klarheit in die Massen zu bringen, ist außerordentlich; aber der Mangel an aller Innerlichkeit ist geradezu erschreckend. Der Christus auf dem letztgenannten Bilde scheint, soweit man ihn bei der starken Nachdunklung erkennen kann, gut, will sagen nicht ganz unbedeutend; die Frauen und Jünger unterm Kreuz aber sind konventionell und noch weniger als das. Ich habe für diese Art von Kunst wohl ein Verständnis, aber kein Herz. Farbentöne würden dasselbe tun.

Unter allem, was ich bis jetzt gesehn habe, haben mich, von zwei großen Tizians abgesehn, folgende drei Bilder am meisten interessiert: 1. der schon erwähnte Dürersche Christus mit der Dornenkrone (Pilatus links neben ihm); 2. ein in derselben Dogenkapelle befindlicher Giorgione: „Christus im Hades", ein Bild voll Kraft und Schwung und tiefster Innerlichkeit; 3. ein „toter Christus" aus der Bologneser Schule; Name des Meisters unbekannt. Ich mache diese Aufzählungen respektive Bemerkungen namentlich Heydens wegen, der sie

auf ihre Richtigkeit prüfen mag. Wobei ich aber gleich im voraus bemerke, für mich persönlich bleiben sie auch richtig.

Das Bedeutendste, was ich bisher sah, sind die beiden Bilder Tizians, die Himmelfahrt Mariä darstellend, von denen sich das eine im Dom zu Verona, das andre in der Academia delle belle arti zu Venedig befindet. Sie sind grundverschieden, aber beinahe gleich schön, wenn auch nicht gleich an Bedeutung. Ihr Unterschied besteht darin, daß die erstre freundlich-beseligend, frauenhaft-gütig zu den staunenden Jüngern hernieder, die andre überirdisch verklärt, von der erhabenen Wonne des Schauens durchdrungen, zu Gottvater aufwärts blickt. Im ersten Moment schien mir das letztgenannte Bild hinter dem in Verona zurückzustehn, das aus den verschiedensten, äußern und innern Gründen, die ich hier nicht alle aufzählen mag, rascher Auge und Herz erobert. Aber von dem Augenblick an, wo man sich in der Erhabenheit der venezianischen „Assunta" zurechtgefunden hat, versinkt das Veroneser Bild neben der letztern. Das Bild in Verona, soweit die Maria in Betracht kommt, wirkt wie ein Vorläufer der Murillomanier; die „Assunta" in Venedig erinnert an die Sixtinische Madonna. Ja, mein Herz ist fast geneigt, ihr noch den Vorrang vor dieser anzuweisen.

Hier, verehrtes Paar, hast Du oder haben Sie oder habt Ihr meine Weisheit. Weitres hoffentlich mündlich, wenn Eure Geduld so weit reicht wie meine Redeseligkeit. Ergeh' es Ihnen gut. Ich bitte die Briefe, nach Mitteilung des einen oder andern an Theo, zirkulieren zu lassen, erst an George, dann an Martha, derart, daß George den Brief direkt nach Neuhof[1]) schickt.

Mit tausend herzlichen Grüßen an die Freunde, insonderheit an Sie beide, wie immer Ihr

Th. Fontane

---

[1]) Gut bei Liegnitz im Besitze der Familie Treutler.

1. Unserm lieben kleinen Friedel einen Kuß, und er solle nicht „aufmucken", wenn Theo oder Tilla[1]) ihre Autorität geltend machen. — An Tilla beste Grüße.

2. Unser alter Theo soll nicht zu streng regieren und so bald wie möglich nach Rom hin an uns schreiben. Poste restante.

3. Die Einlage, kuvertiert und adressiert, bitte ich an Hertz gelangen zu lassen. Wenn Du, geliebter Chevalier, ihm die Einlage auf einem Gange zum oder vom Gericht selbst brächtest und ihm bei dieser Gelegenheit einiges erzähltest, würde ich Dir sehr dankbar sein. Von 10 bis 2 und von $5^1/_4$ bis $7^1/_2$ Uhr ist er in seinem Geschäft. Die Plaudereien in seinem Kontor sind meist sehr amüsant.

4. Unser alter Fournier[2]), wie wir eben erfahren, ist gestorben. Für uns ein wirklicher Verlust. Er hat, durch die zweifelhaftesten Zeiten hin, in Treue und Liebe bei uns ausgehalten.

An Hermann Kletke.

180) Rom, d. 22. Oktober 1874.

Hochgeehrter Herr Doktor.

Nie schleppe ich mich wieder mit Fahnen und Manuskripten auf großen Reisen umher. Nie verspreche ich wieder, von dieser oder jener Station aus achtzehn Geschäftsbriefe (Begleitschreiben zu zwei von mir in neuer Auflage erschienenen Büchern) als ein wahres Schreckens- und Schmerzenspaket in die Heimat zurückzuschicken. Den Schatten seiner literarischen Untaten auch nicht anderthalb Monate lang loswerden zu können, ist ein Schicksal, das einen gegen das des seligen Schlemihl gleichgültig machen kann.

Eine mehrtägige Krankheit abgerechnet sowie den Umstand, daß ich, um eine auf drei Wochen gemietete Wohnung nach

[1]) Vgl. Fußnote S. 210.
[2]) Prediger an der französischen Kirche in Berlin.

achtzehn Stunden wieder loszuwerden, die ganze Miete mit hundertundfünfzig Franken auf ein Brett zahlen mußte — ich sage, diese zwei Fatalitäten abgerechnet, ist es mir gut gegangen. Nur schreiben kann ich über nichts! Es widersteht mir von Grund aus, hundertfältig Gesagtes noch einmal zu sagen. Man muß diese Sachen kennen, aber man muß es aufgeben, sich darüber vor versammeltem Volk vernehmen lassen zu wollen. Nach dieser Seite hin war eine kleine Fahrt, die ich vier Wochen vor meiner Reise von Köpenick nach Teupitz spreeaufwärts machte[1]), unendlich ergiebiger als Venedig, Florenz und Rom zusammengenommen. Ich werde in keine Konkurrenz mit Pietsch eintreten, weil ich einfach nicht kann. Daß Pietsch es konnte, hängt mit seiner größern Frische und größern journalistischen Gewandtheit zusammen. Er kann eben mehr als andre. Es mag noch hinzukommen, daß ich um fünf Jahr älter bin als er, was in manchen Lebensepochen sehr wenig, in andern sehr viel ausmacht.

Empfehlen Sie mich den Herren von der Zeitung, den Eigentlichen und Uneigentlichen, ganz besonders unserm hochverehrten Chef[2]) und erhalten Sie Ihr Wohlwollen Ihrem aufrichtig ergebensten Th. Fontane

An Karl Zöllner.

181) Rom, d. 23. Oktober 1874.

Mein teurer Freund.

Wir hatten gestern einen wunderschönen Tag (ich befand mich wieder wohler) in den Kaiserpalästen und später in den Thermen des Diocletian, wo mich die in die Trümmer hineingebaute Kirche und in ihr ein wundervoller Dominichino entzückte. Dies Bild (der heilige Sebastian am Kreuz; gewöhn-

[1]) Vgl. „Wanderungen", Bd. 4 „Spreeland" (4. Aufl., S. 57 f.).

[2]) Stadtgerichtsrat C. R. Lessing, Besitzer der „Vossischen Zeitung".

lich nur am „Pfahl") zählt zu den großen Nummern, deren es — ich möchte sagen, Gott sei Dank — viel weniger gibt, als man in einer Art Besorgnis, es nicht bezwingen zu können, vorher annimmt.

Das Trümmer-Rom interessiert mich hundertmal mehr als das, was steht und prunkt. O, wie begreif' ich die Kaiserzeit, die von dem Mann aus Bethlehem nichts wissen wollte. Gewiß hatte sie unrecht; aber für die Sinne ging von da ab eine große Welt unter, und eine kleine kam herauf. Die in die alten Wölbungen und Kolonnaden verhältnismäßig kümmerlich hineingebauten Kirchen wirken wie ein Predigtamtskandidat mit angegrauter weißer Halsbinde, der sich in eine vornehme Gesellschaft eindrängt und alles mit seinem prätentiösen Kleinzeug langweilt. Heyden wird mir gewiß recht geben, wär' es auch nur um des Predigtamtskandidaten willen.

Heute wollen wir noch mal nach der Kirche Santa Maria degli Angeli, dann nach San Clemente, dann in die Galerie des Palazzo Borghese. Die Elloramutter ist unberufen wohl und munter. Sie meint, es reise sich mit mir wie mit einem „Vater"; eine etwas bedenkliche Ehrenerklärung.

Nun lebt alle wohl und seid tausendmal gegrüßt von Eurem Freund und Bruder Noel

An Karl Zöllner.

182) Rom, d. 31. Oktober 1874.

Mein lieber Chevalier.

Übermorgen früh werden wir Rom, nach fast dreiwöchentlicher Anwesenheit hierselbst, verlassen. Wir tun es mit dem Gefühl, nur einen Zacken vom Baumkuchen, allerdings wohl die vorstehendste, braunste und schmackhafteste Stelle genossen zu haben. An Fleiß und Eifer haben wir es nicht fehlen lassen, aber der Stoff ist endlos. „Unüberwindliche Mächte" [1]). Wenn

[1]) Titel des Romans von Hermann Grimm (Berlin, Hertz 1867).

hierin einerseits etwas Niederdrückendes liegt, so doch auch andrerseits etwas Trostreiches, für mich wie für alle diejenigen, die sich mit einem kurzen Aufenthalt begnügen müssen. Es würde mich geradezu verstimmen, mir sagen zu müssen: „Hättest du noch drei weitre Wochen gehabt, so hättest du Rom im großen und ganzen bezwingen können." Aber ich empfinde umgekehrt ganz deutlich, daß die Zeitfrage an dieser Erdenstelle ziemlich gleichgültig ist, und daß ich nach drei Monaten mit demselben Gefühl von Rom scheiden würde wie in diesem Augenblick. Was zu leisten war, ist geleistet worden. Ich habe die Lage der Stadt, der Straßen und Plätze, der Paläste und Kirchen, das Genrehafte und das Landschaftliche, wie ich mir einbilde, zur Genüge weg. Damit muß man sich zufriedengeben und wegen unerledigter Details sich nicht zu Tode grämen. Diese Detailsschätze, wie ich nur wiederholen kann, sind eben unbezwingbar. Ein Menschenleben reicht dafür nicht aus.

Die großen Sachen sind mit Liebe und Gewissenhaftigkeit absolviert; die tausend andern, für Kunst- und Kulturgeschichte lehrreichen Nummern, die noch bleiben, erheischen nicht das Auge eines Reisenden, sondern das eines Studierenden, die Arbeit eines Lebens. In dieser Erkenntnis schnüre ich frohen Mutes mein Bündel. Das Mögliche ist geleistet worden, und wie ich kühnlich hinzusetze: für meine Verhältnisse gerade genug.

Es ist nicht der Ton, in dem ich sonst wohl Briefe zu schreiben pflege; aber es will nicht anders gehn. Alles, was man sieht, gleichviel, ob es einem gefällt oder überhaupt nur verständlich wird, flößt einem einen solchen kolossalen Respekt ein, daß sich der Bummelwitz ängstlich verkriecht. Man scheidet aus der Gesellschaft anständiger Menschen aus, wenn man, aus dem Vatikan oder St. Peter kommend, sich in Scherzen — selbst in guten — ergehen will. Hier ist ein Fall gegeben, daß selbst die humoristische Behandlung der Dinge, die ich sonst so hoch stelle, zum Fehler werden kann. All Ding hat seine Weise.

Neapel, d. 3. November 1874.

Soweit war ich vor drei Tagen gekommen. Mit derselben schlechten Tinte, aber einer noch schlechteren Feder, fahre ich heute fort.

Den Brief noch in Rom zu schließen, verbot sich, da gerade der letzte Tag noch allerhand brachte. Es traf sich so glücklich, daß gerade am 1. November die während der sechs Sommermonate geschlossene Villa Farnese (Farnesina) zum erste Male wieder geöffnet wurde, so daß wir noch imstande waren, die zwei berühmten Säle dieser Villa mit der Galatea und der Darstellung des Amor- und Psychemärchens in Augenschein zu nehmen. In Kunstschwatz kann ich mich hier nicht ergehn. Nur so viel ganz allgemein, daß ich, bei der aufrichtigsten Bewunderung vieler der sogenannten „großen Nummern", einer kaum geringeren Zahl gegenüber ziemlich ketzerische Ansichten unterhalte. Die Lügerei der Menschen, auch derer, die etwas von den Dingen zu verstehn vermeinen oder auch meinetwegen wirklich verstehn, ekelt mich an. Nichts ist rarer als innerliche Freiheit den Erscheinungen des Lebens und der Kunst gegenüber und der Mut, eine selbständige Empfindung auszusprechen. Und doch wäre selbst das Dümmste immer noch besser als das Unwahre, aus Furcht oder Eitelkeit Nachgepapelte. Die in die Reisebücher aufgenommenen Kunsturteile, oft von sehr berühmten Leuten, wirken meistens unsagbar abgeschmackt. Man fühlt, daß die betreffenden Herren wenig gefühlt und wenig gewußt und in dieser Verlegenheit sich mit öden Redensarten aus der Affäre gezogen haben. Onkel Unger [1]) hatte ganz recht, wenn er die fragwürdigsten alten Pinseleien kaufte und nicht eher ruhte, bis er einen Gian Bellin oder Giorgione herauskonstruiert hatte. Viele Renommees sind gewiß in ganz ähnlicher Weise durch die Ungers der Kunstgeschichte nach und nach

[1]) Hauptmann Unger, Sammler und Kunsthistoriker in Berlin; Onkel Richard Lucaes. Vgl. über ihn Bd. 2, S. 215.

gemacht worden. Wenn von tapfrem Verleumden immer etwas hängen bleibt, so auch von tapfrem Loben. Ich glaube ganz bestimmt, daß drei geistreiche Kerle einen vierten, wenn sie es nur eisern wollen, berühmt machen können, namentlich wenn der zu Feiernde dunkel und unverständlich ist. Nur an der biedern Platitüde scheitert alle Verherrlichungskunst.

In die Heimat zurückgekehrt, werde ich meine Zunge sehr hüten müssen, auch schon deshalb, weil ich selber sehr wohl empfinde, daß es mir nach einer ganz bestimmten Seite hin an etwas sehr Wesentlichem gebricht, was mein Urteil einseitig und ungerecht macht. Lägen die Dinge günstiger, so würde ich mich mit einem wahren Feuereifer in diese Fragen stürzen und in einem Tone losgehn wie etwa über die Iphigenie der Frau Erhartt. Schöne Erscheinung und schöne Bewegungen hatte Frau Erhartt auch. In meinem Gemüte steht es felsenfest, daß es in aller Kunst — wenn sie mehr sein will als Dekoration — doch schließlich auf etwas Seelisches, zu Herzen Gehendes ankommt, und daß alles, was mich nicht erhebt oder erschüttert oder erheitert oder gedanklich beschäftigt (wie beispielsweise die großen und doch so einfachen Sachen Michel Angelos) keinen Schuß Pulver wert ist. Hiermit hängt es zusammen, daß mir die der raffaelischen Zeit unmittelbar vorausgehenden Jahrzehnte lieber sind als die „Blütezeit" selbst. Ich beziehe dies auf die Epoche, nicht auf die einzelnen Leistungen, unter denen aber nur die mit Recht als die großen und größten gelten, die neben der vollen äußern Schönheit auch jene innerliche haben, die das Auszeichnende und Herrliche des fünfzehnten Jahrhunderts war. Mögen andre anders darüber denken, ich denke so und habe mein gutes Recht dazu. Ich lasse mich von niemandem mehr von dieser mir tief ins Herz geschriebenen Überzeugung abbringen, auch von den Berühmtesten nicht. Es ist unglaublich, wieviel Schwindel umgeht. So viel, daß alle Welt mit Fingern auf jeden zeigt, der

es wagt, dies auszusprechen. Denn auch die Besten sind mehr oder weniger Großschwindelbewahrer und fühlen sich verletzt oder bedroht, wenn jemand laut oder leise zu lachen wagt.

Nur eines ist nicht Schwindel: der Golf von Neapel, der eben sonnenbeschienen und bootebefahren in herrlichsten Farben vor mir liegt, und die aufrichtig freundschaftliche Gesinnung des Gefertigten für den Kreis seiner Freunde, insonderheit für seine teuren Chevaliers.

Wie immer Dein alter Noel

An Karl Zöllner.

183) Neapel, d. 10. November 1874.

Mein lieber Chevalier.

Ich schreibe am 10. November bei weitgeöffnetem Fenster und bin nach links hin in den Schatten gerückt, um nicht nur der Sonne, sondern auch der Wärme zu entfliehn. Leider bin ich immer krank. Indessen das Stück Erde, das hier ausgebreitet vor uns liegt, ist von einer solchen, alle Mißstimmung und allen Nörgelhang siegreich überwindenden Schönheit, daß man seine Choleratropfen freudig-ergeben weiternimmt und die Table d'hote-Diners, die man als bloßer Zuschauer mitmacht, in verklärtem Schmerze bezahlt.

Vorgestern, nachdem wir schon vorher Pompeji besucht hatten, sind wir von einer dreitägigen Fahrt ins Land zurückgekehrt, deren Programm lautete: Capri, Sorrent, Salerno, Paestum. In Capri sah ich die Lepelsche „Witwe von Capri" nicht, dafür aber die Kopischsche blaue Grotte und die Platensschen „Fischer von Capri", wie man denn überhaupt aus Jugenderinnerungen und ganz speziell aus dem Rauschen des deutschen Dichterwaldes an dieser gesegneten Erdenstelle gar nicht herauskommt. In Sorrent ging es mir minder gut als unsrem Freunde Paul Heyse, so daß ich statt der Idyllen nur etwa Elegien hätte verfassen können. Leider keine Goetheschen,

denn nichts lag mir ferner, als auf irgendeinem Nacken auch nur den fraglichsten Hexameter zu skandieren. Der ganze Vesuv saß mir im Leibe, und das unheimliche Rollen und Grollen nahm kein Ende. Endlich mit Hilfe höllischer Tinkturen (Satan durch Beelzebub) aus dem Gröbsten heraus, beschloß ich, den ersten Schritt zu weitrer Rekonvaleszenz von Bewegung in frischer Luft zu erwarten, und stieg kühnlich in den Wagen, den wir zu vier genommen hatten. Die Gesellschaft, darunter zwei Damen, ertrug mich in Geduld, denn ich saß zwischen ihnen, nicht wie die Zeder auf dem Libanon, sondern wie der Baldrian auf der Rudower Wiese. Zwölf Stunden lang hatte ich von tinctura Valerianae gelebt. Die köstliche Fahrt tat mir wirklich wohl, und wir trafen am Abend des zweiten Tages in Salerno ein. Am Morgen des dritten nach Paestum, dessen Räubern und Schlangen wir glücklich entgangen sind. Die Elloramutter als Heroine. Mit Todesangst im Herzen, doch ausgehalten, der einzig wahre Mut. Um neun Uhr abends waren wir mit Hilfe der Eisenbahn wieder in Neapel, das wir mit einer Art Heimatsgefühl begrüßten. Morgen oder übermorgen wollen wir auf den Vesuv, ich immer, links und rechts gestützt, als „sterbender Mansfeld“ [1]). Dann noch wenige Tage in Neapel selbst und dann in drei großen Etappen: Florenz, Verona, München, wieder nach Haus. Empfiehl mich Deiner verehrten Chevaliere. Th. F.

An Mathilde v. Rohr.

184) Berlin, d. 24. November 1874.
Potsdamer Str. 134c.

Mein gnädigstes Fräulein.

Seit vier Tagen wieder hier, eile ich, um Ihnen ein Lebenszeichen von uns zu geben. Sieben schöne Wochen liegen hinter

[1]) Graf Mansfeld, Feldherr im Dreißigjährigen Krieg, erwartete den letzten Augenblick seines Lebens völlig gewaffnet und stehend, auf zwei seiner Adjutanten gestützt.

uns. Unsre Erwartungen sind fast noch übertroffen worden. Dennoch sind wir froh, nun wieder in der Heimat zu sein, und unsrer Arbeit, unsren Kindern und Freunden leben zu können. In der Jugend, wo man noch flügger, noch weniger verwachsen mit dem Boden ist, auf dem man geboren wurde, kann einem in der Fremde und ganz besonders in einer so schönen Fremde, der Wunsch kommen, sich auf lange niederlassen und das Herrliche ganz genießen, das Lernenswerte ganz lernen zu wollen. Man hat dann noch eine freie Wahl und kann sein Leben, sein Studium, seine Interessen an irgendein Schönes setzen, das einem irgendwie entgegentritt. In spätren Lebensjahren ist das nicht mehr möglich. Man ist dann nicht bloß mit einer Frau (wenigstens in der Regel), sondern auch mit einer bestimmten Lebensaufgabe verheiratet, die einem nun nicht mehr erlaubt, willkürlich das und das zu tun, sondern einen mit wohltuender Gewalt in das vorgeschriebene Geleise pflichtschuldiger Tätigkeit zurückzwingt. Vor dreißig Jahren hätten mich nicht zehn Pferde von Neapel weggekriegt, und ich würde Kopf und Kragen daran gesetzt haben, mein Leben, oder doch ein bestes Stück davon, dem Studium Pompejis und seiner ausgegrabenen, wunderbaren Schätze zu widmen. Jetzt konnte mir dieser Wunsch nicht mehr kommen, kaum der Gedanke. All dieser Herrlichkeit gegenüber empfand ich deutlich und nicht einmal schmerzlich, daß meine bescheidene Lebensaufgabe nicht am Golf von Neapel, sondern an Spree und Havel, nicht am Vesuv, sondern an den Müggelbergen liegt, und inmitten aller Herrlichkeit, die nur eben bildartig gesehn und dann in den Kasten der „Anschauungen" hineingetan sein wollte, zog es mich an die schlichte Stelle zurück, wo meine Arbeit und in ihr meine Befriedigung liegt. Wenn es Zweck des Reisens ist, sich zu enthusiasmieren und innerhalb des Enthusiasmus sich glücklich zu fühlen, so kann man nicht früh genug auf Reisen gehn. Handelt es sich umgekehrt um jene gerechte Würdigung,

die verständig gewissenhaft abwägt zwischen Daheim und Fremde, zwischem Altem und Neuem, so kann man seinen Wanderstab nicht spät genug in die Hand nehmen. So schön und herrlich Italien ist, so ist es mir doch ganz unzweifelhaft, daß es durch jugendliche Menschen, namentlich durch die unglückselige Klasse der Maler, noch zu etwas Herrlicherem hinaufgeschraubt worden ist, als nötig war.

Gestern vormittag war ich bei Herrn Hertz. Er war sehr liebenswürdig, beinah herzlich. Ich wünsche aufrichtig, daß schlechter Absatz der Bücher, der doch immerhin möglich ist, nicht eine kleine Verstimmung heraufbeschwören möge. Übrigens bin ich ihm das Geständnis schuldig, daß er nach dieser Seite hin sehr nobel ist und einen eine etwa getäuschte Hoffnung nie unangenehm empfinden läßt. Ich bin einigermaßen neugierig, wie sich Kritik und Publikum zu der zweiten Auflage der Gedichte stellen werden. Mit den besten Wünschen für Ihr Wohl, unter herzlichen Grüßen und Empfehlungen von meiner Frau und mir, in alter, aufrichtiger Dankbarkeit, Ihr ganz ergebenster Th. Fontane

An Theodor Fontane[1]).

185) Berlin, d. 27. März 1875.

Mein lieber alter Theo.

Ich glaube nicht nur, daß Du der erste „primus omnium" in der Familie bist, ich bin dessen gewiß. Nach meiner nun durch vier Generationen gehenden Kenntnis zählt es zu den fragwürdigen Vorzügen unsres Geschlechts, daß nie ein Fontane das Abiturientenexamen gemacht, geschweige vorher die Stelle eines primus omnium bekleidet hat. Der Durchschnitts-Fontane (wohin von Mutters Seite auch Deine Vettern gerechnet werden können) ist immer aus Oberquarta abgegangen und

[1]) Fontanes zweitältester Sohn Theodor, damals Schüler des französischen Gymnasiums in Berlin.

hat sich dann weitergeschwindelt, das beste Teil seiner Bildung aus Journalen dritten Ranges zusammenlesend. Ich war schon eine Ausnahme, ein abnormer Zustand, der nun durch Dich seinen Abschluß gefunden hat.

Wie immer Dein alter Papa

An Mathilde v. Rohr.

186) Berlin, d. 20. April 1875.
Potsdamer Straße 134 c.

Mein gnädigstes Fräulein.

Ich arbeite jetzt fleißig an dem letzten Halbbande meines Kriegsbuches und hoffe damit bis Mitte September zu Ende zu sein. Eine Erholungsreise dann anzutreten, verbietet sich, da am 16. Oktober unser silberner Hochzeitstag ist, den ich zwar am liebsten in Italien oder der Schweiz zubringen würde, den meine Frau aber natürlich im Kreise ihrer Kinder und Freunde feiern will. Selbstverständlich füge ich mich, aber ganz contre cœur. Den Fest- und Feierlichkeitssinn hab' ich nicht. Im Gegenteil, alle solche Rührstücke sind mir unsagbar langweilig. Die Hauptsache aber ist, daß ich nicht an die Teilnahme der Menschen bei solchen Gelegenheiten glaube und auch nicht glauben kann, da ich diese Teilnahme selber nicht habe, weder für mich noch für andere. So ist solch Fest in meinen Augen eine gezwungene Geschichte, und wie mir schon jetzt die Menschen leid tun (und ich mir auch), die mal die Anstandsverpflichtung haben werden, mir in einer schwarzen Kutsche, vielleicht wenn es gerade recht kalt ist, zu folgen, so tun mir auch die leid, die mir zu meiner silbernen Hochzeit einen eingerahmten Kupferstich schenken oder gar eine Festrede halten müssen. Indessen, ich werde mich darein finden, und so sind denn die Reiseaussichten für diesen Herbst herzlich schlecht. Vielleicht, daß ich Ende Oktober noch auf vierzehn Tage nach Oberitalien gehe.

Zum Winter hin will ich dann endlich wieder meinen Roman vornehmen oder ein halbes Dutzend Wanderungskapitel schreiben, zu denen ich dann Stoff gesammelt habe. Unter diesen interessiert mich das Kapitel „Hoppenrade“ [1]) ganz besonders. Dies gehörte einer Frau v. Arnstedt, der Mutter der Frau v. Wulknitz, also, wenn ich nicht irre, der Großmutter der Frau v. Blücher. Könnten Sie über diese Frau v. Arnstedt wohl einiges erfahren? Frau v. Romberg und Ihr Herr Bruder müssen sie noch gekannt haben, wiewohl ihre Glanzzeit in die siebziger und achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts fällt. Frau v. Blücher zu fragen ist mißlich. Frau v. Arnstedt, geb. v. Kraut, war nämlich ein tolles Kraut und hat unglaubliche Geschichten ausgeführt, wie sie nur in der wüsten Zeit des Rheinsberger Hofes möglich waren. Eine alte achtzigjährige Frau in Hoppenrade, die eine Art Kammermädchen bei Frau v. Arnstedt war, hat mir sehr Interessantes erzählt. Aber all diese Dinge, die im wesentlichen gewiß richtig sind, laufen doch wie Kraut und Rüben durcheinander und bedürfen der Sichtung und chronologischen Anordnung. Vielleicht kann mir Ihr Rat und Beistand, wie so oft, auch hierbei von Nutzen sein.

Meine Frau, die krank ist und seit gestern das Bett hütet, empfiehlt sich Ihnen angelegentlichst.

In alter aufrichtiger Verehrung Ihr Th. Fontane

An Karl Zöllner.

187) Berlin, d. 11. Juli 1875.
Potsdamer Straße 134 c.

Teuerster Chevalier.

Dein liebenswürdiger und auf gutem alten Humorgrund gewachsner Brief ist mir zu allem übrigen auch noch trostreich erschienen, da ich nun mal ein Anhänger des Satzes bin: „Von

[1]) Vgl. „Fünf Schlösser“ (Berlin 1889), S. 157 ff.

nischt kommt nischt." Wo Blutsysteme gereinigt, Lebern verdünnt und Flechten ausgerodet werden sollen, da ist mit indifferenten Flüssigkeiten nicht viel getan, da muß die Eroïca gespielt und selbst vor einem Springen der Pauke nicht gezittert werden. Die begleitenden Umstände sind freilich unbequem, und selbst der hunderttorige Zufluchtshafen, den uns Lucae so liebevoll-anschaulich zu schildern wußte, könnte mich mit den Angsten und Qualen eines solchen eruptiven Daseins nicht völlig versöhnen. Aber, enfin, wer den Zweck will, muß auch die Mittel wollen, und so denn weiter mit Racozy und Pandur.

Wenn ich nun schon dem Racozy nicht zürnen kann, so auch nicht dem Gleißener, der sich, in einem gewissen Widerspruch zu seinem Namen, zu der biedermännischen Forderung von sechzehn Talern pro Woche erhoben hat. Denn so gewiß diese Forderung an der äußersten Grenze hinläuft, so überschreitet sie dieselbe doch eigentlich nicht und um so weniger, wenn Ihr die Rosenbuketts mit in Rechnung bringt, die Euch der Garten allmorgendlich zum Fenster hineinreicht. Wie ich nicht bezweifle, die schönsten aussuchend für die derzeitige Herrin des Pavillons. Daß diese letztre mit immer frischer und klarer werdenden Augen diese Huldigungen entgegennehmen möge, ist der aufrichtige und herzliche Wunsch des Gefertigten. Auch seiner Gattin.

Unter den Karten, die ich Sonntag bei meiner Rückkehr von einem Diner vorfand, war auch die von Josef Lewinsky, k. k. Hofschauspieler. Ich schrieb wegen Billetts an meinen Freund Gensichen, Dramaturg des Wallnertheaters, und erhielt die Antwort, daß mir jederzeit zwei Plätze, und zwar ohne Zahlung, zur Verfügung ständen. Daraufhin waren wir vorgestern abend dort und sahen den berühmten Charakterspieler als Carlos (im „Clavigo"), nachdem er uns vorher durch Vortrag der „Kraniche des Ibykus" und des „Zauberlehrlings" geradezu entzückt hatte. Das erstemal in meinem Leben, daß

ich empfand: die Deklamationskunst ist kein leerer Wahn. In der Regel ist sie einfach eine Karikatur. Den Carlos gab er sehr fein, aber im Stil eines Nachmittagspredigers, nicht eines Spaniers. Am ersten Abend seines Auftretens war der Theaterbesuch so gering gewesen, daß sich nur vierundachtzig Taler Einnahme herausgestellt hatten. Dies ergab, da er auf halben Anteil spielt, folgende Rechnung. Kosten achtzig Taler; bleiben vier Taler, die, zwischen ihm und dem Direktor Lebrun geteilt, jedem eine Tageseinnahme von zwei Talern abwarfen. Er war so verstimmt, daß er wieder abreisen wollte. Jetzt geht es besser. Übrigens geben diese Zahlen ein sehr falsches Bild von den Einnahmen des Theaters überhaupt. Diese — wie mir Genschen erzählte — sind derart, daß dem Lebrun alljährlich fünfunddreißigtausend Taler Überschuß verbleiben. Dann verbraucht er fünfzehntausend Taler (zu denen noch dreitausend Taler kommen, die er sich selber als Schauspieler auszahlt) und legt zwanzigtausend Taler auf die hohe Kante[1]). Ach, lieber Zöllner, warum ist man Schriftsteller geworden? Und dann wieder: es ist doch am besten so. Wie immer Dein

Noel

An Martha Fontane.

188) Berlin, d. 2. Juni 1876.

Meine liebe, süße Mete.

Mama hat wenig geschrieben, und ich werde durch meine Zutat das Fehlende schwerlich ausgleichen. Wir erleben wohl allerhand, aber wenig Erfreuliches, und was sonst noch von Bildern an einem vorüberzieht, wird von trüben Augen nicht recht wahrgenommen[2]). Verstimmte Sinne verlieren die Auf-

[1]) Theodor Lebrun starb 1895 ganz verarmt.

[2]) Anspielung auf den ernsthaften Konflikt, der zwischen Fontane und seiner Gattin entstanden war, nachdem jener zum Verzicht auf seine amtliche Stellung als Sekretär der Kgl. Akademie der Künste sich entschlossen hatte.

nehmekraft; das Bild fällt wohl hinein, wird aber nicht festgehalten. Übrigens werden wieder heitere Tage kommen; das Schlimmste, so hoff' ich wenigstens, liegt hinter mir. Du wirst schon wissen, worauf sich dies bezieht. Sei glücklich, daß Du diese letzten Wochen auf neutralem Boden zugebracht hast.

Grüße Wittes[1]), groß und klein, aufs herzlichste. Dein alter Papa

An Martha Fontane.

189) Berlin, d. 17. Juni 1876.

Meine geliebte Mete.

Mama, die nicht wohl ist, tritt mir heute den Brief an Dich ab. Wir leben, nach außen hin, sehr ruhige Tage, und so ergibt sich kein Überfluß an Stoff. Auf Stadtgerichtsrat Lessings silberner Hochzeit waren wir nur durch 25 Rosen und einige Ottaverime älteren Datums vertreten. Theater ruht. Nur einmal war ich bei den Meiningern, um die „Kronprätendenten" zu sehen, ein dänisches Schau- oder Trauerspiel, das, aller Reklame zum Trotz, schließlich doch auch nicht besser ist als die hier Landes gewachsenen. Im Gegenteil.

Wie es im Rütli aussieht, weiß ich kaum noch. Meine Senatssitzungen fallen fast immer auf den Sonnabend und hindern mich am Erscheinen in dem alten Freundeskreise. Was mich am meisten beschäftigt, ist Mamas Reise, von der ich mir alles mögliche Gute für sie verspreche. Sie ist nervös sehr herunter und bedarf andrer Luft, andrer Menschen, andrer Eindrücke. Meine Reisepläne ruhn; ich werde nach dem 3. August, bis wohin ich keinen Tag fehlen darf, auf eine halbe Woche zu Wiesike[2]) gehn, die Wirkung von Apfelwein und

[1]) Über Dr. Fr. Witte und seine Gattin vergleiche man Bd. 2, S. 358.

[2]) Über die Persönlichkeit Wiesikes vergleiche man Fontanes „Fünf Schlösser", S. 138 ff.

Schopenhauer auf mich abwarten und dann an meinen Schreibtisch zurückkehren.

Theo sehn wir ziemlich selten; er hat sich mit seinem neuen Stubenkameraden gut eingelebt und verbringt die Abende mit Skat und Wasserpartien. Ich gönn' ihm von Herzen diese kleinen Zerstreuungen; seine studentischen Ansprüche sind ohnehin so bescheiden. Von George haben wir seit länger als 14 Tagen nichts gehört; ob er studiert, Klavier spielt oder nach der Scheibe schießt, ist uns alles ein süßes Geheimnis. Gestern nachmittag besuchte uns Frau v. L. I, die jetzt in A. lebt. Ich hatte lange Gespräche mit ihr, da Mama zu angegriffen war, sie anzunehmen. Zum Schluß kamen wir auch auf die „Landgrafenstraße". Sie drückte sich selbst in dieser Weise umschreibend aus. Es machte einen herzbeweglichen Eindruck, die erste Frau v. L. über die zweite sprechen und sich nach dem Glück oder Unglück ihres ehemaligen Eheherrn erkundigen zu hören. Jede Antwort mußte ihr gleich wehe tun.

Herzlichste Grüße dem ganzen Hause Witte. Dir Gruß und Kuß von Deinem alten Papa

An Mathilde v. Rohr.

190) Berlin, d. 17. Juni 1876.

Mein gnädigstes Fräulein.

Was werden Sie von uns denken, daß wir soviele Wochen haben vergehen lassen, ohne Lebenszeichen, ohne Ausdruck des Dankes für Ihre freundliche Sendung! Mit Hilfe der letzteren waren wir imstande, auch den Kindern einen Begriff von diesjährigem Spargel beizubringen, der hier so rar und teuer war, daß nur der Hausherr von Zeit zu Zeit mit sechs federkieldicken Stangen regaliert werden konnte.

Unser langes Schweigen hat darin seinen Grund, daß sich in unsrem Hause wieder große Umwälzungen vollzogen haben: ich habe vor etwa drei Wochen meine Entlassung aus meinem

Amte[1]) nachgesucht. Alle Welt verurteilt mich, hält mich für kindisch, verdreht, hochfahrend. Ich muß es mir gefallen lassen. Das Sprechen darüber hab' ich aufgegeben. Es führt doch zu nichts. Ich muß durch Taten beweisen, daß ich nicht leichtsinnig gehandelt habe. Ob mir dies gelingen wird, muß abgewartet werden. Ihnen, die Sie immer so gütig und nachsichtig gegen mich gewesen sind, nur das Folgende: ich bin jetzt drei und einen halben Monat im Dienst. In dieser ganzen Zeit hab ich auch nicht eine Freude erlebt, nicht einen angenehmen Eindruck empfangen. Die Stelle ist mir, nach der persönlichen wie nach der sachlichen Seite hin, gleich sehr zuwider. Alles verdrießt mich; alles verdummt mich; alles ekelt mich an. Ich fühle deutlich, daß ich immer unglücklich sein, daß ich gemütskrank, schwermütig werden würde. Vom ersten Tage an bis zu dieser Stunde ist meine Empfindung dieselbe geblieben. Ich benutzte eine sich mir darbietende Gelegenheit, erklärte, mein Amt niederlegen zu wollen, und kam tags darauf beim Minister um meinen Abschied ein. Bis dieser erfolgt sein wird — worüber noch ein paar Monate vergehn — führe ich die Geschäfte fort. Ich habe furchtbare Zeiten durchgemacht, namentlich in meinem Hause. Meine Frau ist tiefunglücklich, und von ihrem Standpunkte aus hat sie recht. Andrerseits konnte ich ihr diese schmerzlichen Wochen nicht ersparen. Und was geschehen sollte, mußte rasch geschehen. Noch hab' ich vielleicht die Kraft und Elastizität, die Dinge wieder in so guten Gang zu bringen, wie sie bis zu dem Tage waren, wo mir diese unglückselige Stelle angeboten wurde. Die Weisheit der Menschen nutzt mir nichts. Was sie mir sagen können, hab' ich mir in hundert schlaflosen Stunden längst selbst gesagt. Die Glücksarten der Menschen sind eben verschieden: „Den enen sin Uhl is den annern sin Nachtigall." Mir ist die Freiheit Nachtigall, den andern Leuten das Gehalt. Wenn Sie es über sich ver-

[1]) Als Sekretär der Kgl. Akademie der Künste. Vgl. S. 392 u. 400.

mögen, so schreiben Sie meiner Frau ein paar freundliche, trostreiche Worte; ein paar Hiebe gegen mich können immer dabei abfallen. In vierzehn Tagen soll sie nach Neuhof. Ich verspreche mir viel von diesem Aufenthalt. Eh' ein Vierteljahr um ist, wird sie sich mit dem Geschehenen insoweit ausgesöhnt haben, daß sie es als das meiner Natur Entsprechende gelten läßt. Ich muß ja doch schließlich dafür aufkommen und die bequemen Tage (bequem trotz ihres inneren Schreckensgehalts) mit arbeitsvollen vertauschen. Entziehen Sie mir nicht Ihre freundschaftlichen Gesinnungen, die ich zu den Errungenschaften meines Lebens zähle, und schreiben Sie meiner Frau recht bald ein ermutigendes Wort. Wie immer in vorzüglicher Hochachtung Ihr Th. Fontane

An Mathilde v. Rohr.

191) Berlin, d. 1. Juli 1876.
Potsdamer Straße 134c.

Mein gnädigstes Fräulein.

Für zwei liebe Briefe hab' ich Ihnen zu danken, die mir, der eine wie der andre, eine rechte Herzstärkung gewesen sind. Sie haben so recht die Weisheit der klaren Empfindung, des guten Herzens, und keiner von allen denen, die in diesen Wochen zu mir gesprochen haben, hat es so zu treffen gewußt wie Sie. Ja, es ist so: man kann nicht gegen seine innerste Natur, und in jedes Menschen Herz gibt es ein Etwas, das sich, wo es mal Abneigung empfindet, weder beschwichtigen noch überwinden läßt. Ich hatte mich zu entscheiden, ob ich, um der äußeren Sicherheit willen, ein stumpfes, licht- und freudeloses Leben führen oder, die alte Unsicherheit bevorzugend, mir wenigstens die Möglichkeit heiterer Stunden zurückerobern wollte. Ich wählte das letztere, während meine Frau das erstere von mir forderte. Ich würde diese Forderung unendlich lieblos nennen müssen, wenn ich nicht annähme, sie

hätte sich in ihrem Gemüt mit dem berühmten Alltagssatze beruhigt: der Mensch gewöhnt sich an alles. Dieser Satz ist falsch. Ich bin so unsentimental wie möglich, aber es ist ganz gewißlich wahr, daß zahllosen Menschen, alten und jungen, das Herz vor Gram, Sehnsucht und Kränkung bricht. Jeder Tag führt den Beweis, daß sich der Mensch nicht an alles gewöhnt. Auch ich würde es nicht gekonnt haben und wäre entweder, wenn ich durchaus hätte aushalten müssen, tiefsinnig geworden oder hätte doch wenigstens eine traurige Wandlung aus dem Frischen ins Abgestandene, aus dem geistig Lebendigen ins geistig Tote durchgemacht. Das heißt dann freilich „sich gewöhnen", aber wie! Noch jetzt empfinde ich täglich, wie wenig meine Stellung, die Dinge wie die Menschen, für mich taugt, und doch ist seit meiner eingereichten Demission, der eine große Szene im Senat zwischen Geheimrat Hitzig[1]) und mir vorausgegangen war, eine wesentliche Änderung zum Besseren eingetreten. Denn so sind die Menschen: man flößt ihnen erst Respekt ein, wenn man ihnen den Beweis führt, daß man sich aus ihnen selbst, aus ihrem Geld und ihrer Gunst, aus ihren Ehren und Ämtern nicht das geringste macht. Bis dahin war ich, wenn auch im ganzen wohlgelitten, doch immerhin ein „armer Teufel", der froh sein mußte, schließlich noch unter Dach und Fach gekommen zu sein. Jetzt bin ich ein forscher Kerl, ein Charakter, dem der Ehrenpunkt über den Geldpunkt geht, und der nicht Lust hatte, nach jeder Geheimratspfeife zu tanzen. Die Epoche der Anklagen ist längst vorüber; die meisten beglückwünschen mich jetzt. Ich brauche Ihnen wohl nicht erst zu versichern, daß ich auf solche Beglückwünschungen gern verzichten und statt dessen des stillen Glücks einer gesicherten Stellung mich gern erfreuen würde (Gott weiß, wie gern). Aber andrerseits konnt' ich, von einer ganzen Menge andrer Unleidlichkeiten abgesehn, das Gefühl des Degradiertseins,

[1]) Geheimer Baurat, Präsident der Akademie.

das ich nach Lage der Sache durchaus haben mußte, nicht ertragen. In allen Lebensstellungen, in denen ich bisher war, auch in denen, die mich nur halb befriedigten, hatte ich immer das Gefühl, innerhalb meines kleinen Kreises etwas zu sein und zu bedeuten. Von Jugend auf bin ich daran gewöhnt, als etwas nicht ganz Alltägliches angesehen zu werden. Dieses süßen Gefühls sollte ich plötzlich entbehren, auch mit gutem Grund entbehren, da all meine Begabung nicht zu brauchen und alles, was gebraucht wurde, wiederum nicht im Bereiche meiner Begabung war. Ich konnte das Peinliche, was mir daraus erwuchs, nicht auf die Dauer hinnehmen. Wer das Eitelkeit oder Hochmut nennen will, der tu' es. Ich beneide solchen Jammerprinzen nicht um seine Demut.

Meine Frau, die Ihnen herzlich dankt und gewiß bald von sich hören lassen wird, reist Ende der nächsten Woche. Ich denke, es soll dann alles anders werden. Ihr Auge wird sich wieder erhellen. So leid sie mir tut, so muß ich doch sagen: sie hat sich in dieser Angelegenheit nicht so benommen, wie sie gesollt hätte. Ich bin aber weder nachtragend noch bitter und lasse alle „Naturen" bis zu einem gewissen Grade gelten. Freilich die eine vor der anderen. Nochmals besten Dank. Wie immer in herzlichster Ergebenheit Th. Fontane.

An Emilie Fontane.

192) Berlin, d. 31. Juli 1876.

Liebe Frau.

Die Briefe von George und Mete, die ich gestern zur Post gab, wirst Du heute früh erhalten haben. Sie waren beide in ihrer Art ausgezeichnet. Wie treffend, wie allerliebst in Metens Brief der Vergleich zwischen Doberan und Warnemünde; wie fein, wie bescheiden und doch wieder wie selbständig Georges Urteile über die Goetheschen Dichtungen. Ich habe mich gleich hingesetzt und ihm den ganzen Bogenhaufen geschickt, der

meine eignen Aufzeichnungen über Wilhelm Meister enthält. Sonderbarerweise haben Vater und Sohn den Roman zu gleicher Zeit gelesen.

Das Briefschreibetalent der Kinder ist insoweit nicht verwunderlich, als sie es ebensogut von Mutter- wie Vaterseite her haben können. Über Deinen heut erhaltenen Brief hab' ich mich sehr gefreut. Wenn Du doch diese selbständigen Gedanken, dieses gerechte Urteil auch im alltäglichen Leben und bei Würdigung dessen hättest, was ich tue oder lasse. Das Schlimme ist, daß Du Dich nicht daran gewöhnen kannst und auch nicht gewöhnen willst, mich für einen verständigen und auf meine Weise ganz praktischen Menschen anzusehn. Du läßt mir alle möglichen Vorzüge, betrachtest mich aber wie ein poetisches Kind, das jeden Augenblick auf dem Punkt steht, sich als Familien-Enfant-terrible aufzuspielen. So liegen aber die Dinge durchaus nicht; ich weiß auch, daß man Miete und Steuern bezahlen muß, und daß man von der Luft nicht leben kann. Am wenigsten ich. Es ist auch nicht richtig, wenn ewig von meiner Lieblosigkeit gesprochen wird. Ich beobachte mich seit längrer Zeit auf diesen Punkt hin, und ich kann mit gutem Gewissen sagen: es trifft nicht zu. Egoistisch bin ich, aber nicht lieblos. Das ist ein großer, großer Unterschied. Ich könnte ein hohes Lied schreiben über die Erhabenheit, die Herrlichkeit, die Wonne, die Wunderkraft der Liebe, und zwar nicht Phrasen, die ich hasse, sondern Empfundenes. Aber freilich, was sich so gemeinhin Liebe nennt, diese ganze Reihe niedrigstehender, beleidigender, zugleich mit wuchtigster Prätention auftretender Bourgeoisempfindungen — und dieses Bourgeoistum ragt in alle Stände hinein —, für diese Sorte Liebe hab' ich nur Spott und Verachtung. Ich liebe Liebe, aber ich gucke sie mir an und prüfe sie auf ihre Echtheit; vieles, was sich in gutem Glauben dafür gibt, ist nicht weit her. Die bloße persönliche, aus leidlicher Begriffsverwirrung

geborene Überzeugung: „ich liebe“ ist noch lange keine Legitimation.

In der leidigen Sekretärangelegenheit bin ich so weit gegangen, vor etwa zwei Wochen schon an L. zu schreiben, daß — wenn man mein Verbleiben wünsche — ich meinerseits kein Hindernis mehr entgegenstellen würde. Weiter aber kann ich und werde ich nicht gehn. Es hat mich bei diesem Schritt sehr meine Liebe zu Dir mitbestimmt, weil ich Dich glücklich sehn und den heißesten Wunsch Deines Lebens — den ich nicht in gleichem Grade teile, aber völlig verstehe und respektiere — Dir riesig gern erfüllen möchte. Für mich persönlich bleibt es im übrigen bestehn, daß die Stelle, auch in rein pekuniärem Betracht, nicht das gelobte Land ist, von dem Du träumst, und daß ich, wenn ich sie nicht wiedererhalte, als freier Schriftsteller gerade so gut leben kann wie als Sekretär der Akademie. Deinetwegen wünsche ich aber aufrichtig ein Wiedereinklingen. Die nächsten Wochen müssen endlich die Entscheidung bringen; ich bitte Dich schon heute, weder über „ja“ noch „nein“ den Kopf zu verlieren. Es wird gehen, gleichviel ob momentan die 6 oben liegt oder unten. Jeder Tag ist ein neues Würfelspiel, und die Zahlen und Werte wechseln. Ich habe das wieder recht in diesen bitterschweren Monaten erfahren.

Wie immer Dein Th. F.

An Emilie Fontane.

193) Berlin, d. 7. August 1876.

Liebe Frau.

Seit Freitagmittag habe ich nicht geschrieben; ich berichte in der Kürze.

Am Sonnabend arbeitete ich fleißig an meinem „Chorin-Aufsatz“, änderte, kürzte und schickte ihn mit einem längeren Schreibebrief, in dem ich auch die Romanfrage regelte, an

Dr. König[1]). Schon am Tage vorher, was ich Dir vielleicht schon schrieb, hatte ich ein andres Briefpaket ebenfalls nach Leipzig abgehen lassen. Es enthielt meine „Biographie" für das Brockhaussche Konversationslexikon. Im Grunde genommen habe ich nun alles Irdische erreicht: geliebt, geheiratet, Nachkommenschaft erzielt, zwei Orden gekriegt und in den Brockhaus gekommen. Es fehlt nur noch zweierlei: Geheimer Rat und Tod. Des einen bin ich sicher, auf den andern verzicht' ich allenfalls. Er kann mir aber auch noch beschieden sein.

Am Sonntag sattelte ich früh und war Punkt 11 Uhr auf dem katholischen Kirchhof in der Liesenstraße, wo Dr. J. L. Klein[2]) begraben werden sollte. Es ließen sich Bücher über dies Begräbnis schreiben. Glücklicherweise hab' ich es bei einem kleinen Artikel bewenden lassen, den ich Dir am Mittwoch schicken werde, wenn ihn die Vossin morgen bringt. Es sind nämlich Stellen darin, die aus diesem oder jenem Grunde beanstandet werden können. Der Artikel gibt übrigens nur ein schwaches Bild der Wirklichkeit. Von Theater, Kunst, Presse war niemand da; ich allein aus dieser Sphäre der Gesellschaft war gekommen. Ein paar katilinarische Existenzen, mit durchfettetem Hut und Rockkragen, standen allerdings mit am Grabe. Vielleicht waren es „Kollegen", aber Deutschland kennt sie nicht.

Der ganze Vormittag, von dem Begräbnis abgesehn, stimmte mich ganz eigentümlich. Da war das Haus, in dem Du, glaub' ich, als Kind wohntest, dann Hennings Garten (jetzt Woltersdorff), ruppig und bummsartig geworden. „Liesens", wo wir noch mal als Brautleute — ich in gräßlich

[1]) Dr. Robert König in Leipzig, damals Redakteur des „Daheim", in welchem 1878 der erste Roman Fontanes vor seiner Buchausgabe erschien.

[2]) Dr. J. L. Klein, geb. 1804, dramatischer Dichter und Verfasser der „Geschichte des Dramas".

häßlichen Letschiner Kniebeutelhosen — Fanchon-Zeck spielten (ein Fräulein stürzte hin und die Röcke ihr über den Kopf), präsentierte sich jetzt als ein Bierpalast. Ich mußte an August Fontane[1]) denken, der hier sein Geld verspielte, an den alten Kummer mit der pfiffigen Biedermannsmiene, an die schöne Frau L. und an Tante Pine, die ewig Unschuldige (bis diese Stunde), die die Gurli spielte und von allem nichts wußte. Wie gnädig hat Gott einen geführt, daß man aus dieser Misere heraus ist; ich möchte nicht wieder hinein und will jede Stunde lieber sterben, als ein solches auf Lug und Trug gestelltes Leben noch einmal mit durchmachen müssen. Die Jugend freilich kommt über alles weg; Onkel August brachte ja mitunter Pfannkuchen und Zimtbretzel mit.

Auch noch ein andrer Tag trat mir in der Liesenstraße, wo auch der neue französische Kirchhof ist, wieder vor die Seele: der Tag, an dem ich aus Versehen unsre letzten zwei Taler in die mir entgegengehaltene Armenbüchse steckte[2]).

Tausend Grüße dem ganzen Hause. Wie immer Dein

Th. F.

An Emilie Fontane.

194) Berlin, d. 15. August 1876.

Liebe Frau.

Heute früh erhielt ich Deine Zeilen — die freundlichsten, die ich in diesen fünf Wochen empfangen habe — und danke Dir dafür. Du schreibst: „Alles verwöhnte Dich dort, nur von hier aus würdest Du knapp behandelt." Dem Zusammenhange nach kann sich dies nur auf mein Briefschreiben beziehn, und da gehört denn diese Bemerkung wieder zu jenen rätselhaften

[1]) Über Onkel August Fontane und Tante Pine vergleiche Bd. 2, S. 117 ff. u. 374 ff.

[2]) Beim Begräbnis eines der früh verstorbenen Fontaneschen Söhne.

Äußerungen, in denen Du, wenigstens zuzeiten, groß bist. Ich habe das gute Gewissen, Dir ganze Manuskripte geschickt zu haben; zweimal hab ich drei, vier Tage vergehen lassen, ohne zu schreiben, aber lediglich aus Verstimmung über den Ton Deiner Briefe, oder doch aus Verstimmung über einzelne ganz ungehörige, mich kränkende Bemerkungen. So auch in Deinem längeren Briefe, der Deinen Besuch bei Schwester Liese schilderte. Was soll es heißen, wenn Du mir in bezug auf eine aus drei Personen bestehende Gesellschaft, in der noch nicht zwei Flaschen Medoc Cantenac à $12\frac{1}{2}$ Sgr. getrunken wurden, kurz und feierlich schreibst: „So hatte ich mir unsre Zukunft gedacht." Was soll ich mit solchem Satze machen? Möglicherweise ist es nicht böse gemeint gewesen, aber ich will den sehen, der aus einem solchen Satze Humor oder Harmlosigkeit herauslesen kann. Ich bilde mir ein, mich auf beide zu verstehn.

Meine liebe Frau, es ist im großen und kleinen das alte Lied. Du reizest mich bis aufs Blut und wunderst Dich hinterher, wenn ich heftig und bitter werde; Du machst ein böses Gesicht und wunderst Dich, wenn ich Dir aus dem Wege gehe; Du verhältst Dich ablehnend und wunderst Dich, wenn ich nicht zärtlich bin. Natürlich bin ich auch zu Zeiten unzärtlich, ohne vorher einer Nüchternheit begegnet zu sein; aber das ist nicht zu ändern, weil es ebenso in der menschlichen Natur wie ganz besonders in unsern Lebensverhältnissen liegt. Wenn ich bei einer Arbeit nicht von der Stelle kann oder das Gefühl des Mißlungenen habe, so bedrückt das mein Gemüt, und aus bedrücktem Gemüt heraus kann ich nicht nett, quick, elastisch und liebenswürdig sein. Aber das müßtest Du auch, wenn Du Dich ein bißchen auf meine Art verstündest, gar nicht von mir fordern. Daß ich Dich liebe, weißt Du; daß ich es Dir tausendfältig gezeigt habe, wirst Du nicht wohl bestreiten können. An diesem schönen Bewußtsein müßtest Du genug haben und

als kluge Frau wissen, in 24 Stunden ist das alles vorüber. Statt dessen zeigst Du Deine ganz und gar unberechtigte Verstimmung, die mich nun erst wirklich verdrießt und aus dem tristen Tage eine triste Woche macht. Wenn Du doch all dies einsehn, wenn Du Dich doch nicht in der Vorstellung verblenden wolltest, daß Du eine arme, zurückgesetzte Kreuzträgerin wärest. Es ist ja alles bittre Torheit; Du bist eine durch Deinen Mann, Deine Kinder, Deinen Lebensgang und Deine Lebensstellung unendlich bevorzugte Frau. Es gibt wenige, die es so gut getroffen haben. Daß Du das Glück nach der Zahl der Goldrollen bemessen solltest, für so inferior halte ich Dich nicht, habe auch keine Ursache dazu.

Wenn Du morgen über acht Tage kämest, so bist Du gerade sechs Wochen fort. Ich erwarte Dich mit alter Liebe, die ich immer für Dich in meinem Herzen habe, auch wenn ich Dir die bittersten Dinge sage, Dinge, die ich leider auch heute nicht zurücknehmen kann. Denn die Zuneigung ist etwas Rätselvolles, die mit der Gutheißung dessen, was der andre tut, in keinem notwendigen Zusammenhange steht. Natürlich wird es bei gebildeten Menschen immer dahin kommen, daß die Gutheißung den natürlichen Herzenszug unterstützt, und umgekehrt, wenn sie konsequent ausbleibt, diesen Herzenszug auswurzelt und tötet.

Du wirst bei Deiner Rückkehr mir gleich zeigen können, ob ich noch wieder auf friedliche, glückliche Tage rechnen kann oder nicht. Meine Angelegenheit hat sich mittlerweile entschieden. Am 2. August, am Tage vor der Akademiefeier, erhielt ich die amtliche Mitteilung, daß der Kaiser meine Entlassung genehmigt habe, und daß ich nur noch die Ernennung eines Nachfolgers abzuwarten hätte. Im ersten Augenblicke war es mir Deinetwegen leid; ich hatte mich seit fünf, sechs Wochen derartig eingearbeitet, daß ich es für möglich hielt,

die Sache auszuhalten, und in der äußren Lebenssicherheit ein Äquivalent für das erblickte, was ich, auch im glücklichsten Falle, hätte begraben müssen, ein Äquivalent für mein aufzugebendes Schriftstellertum. Aber was ich seit 14 Tagen nun wieder erlebt, zeigt mir, wie richtig meine ersten Eindrücke waren. Ich sehe ganz klar, wie es geändert werden könnte, aber zu dieser Änderung wird es so bald nicht kommen. Ich ersehne den Moment, wo ich aus diesem wichtigtuerischen Nichts, das mit Feierlichkeit bekleidet wird, wieder heraus sein werde. Dinge, Personen, Zustände sind alle gleich unerquicklich. Ich passe in solche Verhältnisse nicht hinein und will mich lieber weiter quälen. Eine gute Theaterkritik, um das Kleinste herauszugreifen, ist viel, viel besser als diese Reskriptefabrikation, bei der ich noch nichts Erfreuliches habe herauskommen sehn. Übrigens spreche ich über diese Dinge zu niemand, am wenigsten in diesem Ton. Die Welt verlangt nun mal ihre Götzen. Meinetwegen, wenn ich sie nur nicht mit anzubeten brauche.

Akademie lebe wohl! Aber, enfin, es muß auch so gehen. Eine Fülle neuer Arbeiten ist angefangen, und mir ist nicht so zumute, als würde ich mit nächstem in den Skat gelegt werden. Im Gegenteil. Die Unsicherheit bleibt allerdings — es wäre lächerlich, sie fortdemonstrieren zu wollen — aber sie erschreckt mich nicht. Unsicher oder nicht, der Satz bleibt schließlich bestehen, daß ein Mann von Talent und Wissen, der fleißig ist und zu schreiben versteht, imstande ist, sein täglich Brot zu verdienen. Hat er es mal knapper, nun, so muß es knapper gehn; aber immer werden auch wieder hellere Tage kommen, die für Ausgleich sorgen. Es ist bisher gegangen, gut gegangen, und ich sehe nicht ein, warum es nicht weitergehen soll. Die einzige Gefahr liegt bei Dir. Nimm mir die Stimmung, und ich bin verloren. Ich beschwöre Dich, daß Du dessen eingedenk bist und das Deine tust, mich schwimmfähig zu erhalten. Dein Th. F.

An Emilie Fontane.

195) Berlin, d. 18. August 1876.

Meine liebe Frau.

Deine Zeilen vom gestrigen Tage haben mich beglückt und betrübt. Alles Schöne und Liebe und Tüchtige, was Du hast, spricht sich in ihnen aus, aber ich sehe darin auch die Keime neuer Szenen und Zerwürfnisse. Wenn Du glaubst, Deine bittren Empfindungen aus Liebe zu mir oder aus der Erkenntnis, „daß es nun doch mal ist, wie es ist", unterdrücken zu können, so täuschst Du Dich. Diese Kraft haben sehr wenige, Du hast sie nicht. Ich bin erfreut, daß Du den gewiß aufrichtig guten Willen hast, ein friedliches Zusammenleben wieder zu ermöglichen, aber selbst diese Friedlichkeit wird nicht kommen, noch viel weniger die Einigkeit. Ich muß es tragen und hoffe, es zu können. Eine vollkommene Heiterkeit erfüllt mein Gemüt, die Ruhe des guten Gewissens, und aus diesem heraus werde ich vieles tragen und alles milde beurteilen können. Ich verstehe Dich vollkommen, und „tout comprendre c'est tout pardonner".

Ich kann von diesem anmaßlich klingenden Worte nicht ablassen; ja „tout pardonner", denn es wird mir unglaublich mitgespielt. Niemand kennt die Verhältnisse, niemand gibt sich Mühe, sie kennenzulernen, und der Weisheit ganzer Schluß läuft darauf hinaus: „Ein armer Mensch gibt keine fixierten Stellungen auf." Ich finde diesen Satz trostlos. Was heißt „unmöglich und unwürdig"? Gewiß ist es, daß die Stellung miserabel ist. Und das ist gerade genug, um einen Rückzug aus ihr zu rechtfertigen. Die letzten 14 Tage haben mich erkennen lassen, welch ein Segen es war, daß der einlenkende Schritt, den ich unter momentan erträglichen Eindrücken tat, vergeblich geblieben ist. — Ich bin nun wieder auf mich selbst gestellt und freue mich dessen. Es hat etwas Komisches, diese einfache und alltägliche Tatsache zu einem ab-

normen und schrecklichen Ereignis heraufpuffen zu wollen. Tausende von Künstlern, Schriftstellern, Wissenschaftsmenschen leben hier in Berlin von der Hand in den Mund, gerade wie ich, und wenigstens viele Hunderte von ihnen leben auskömmlich und ohne Klage. Ich selber habe viele Jahre so gelebt. Was ist geschehn, daß die sonst gutstehenden Kurse meiner literarischen Existenz plötzlich so tief sinken konnten? Eine Panik, ein Gespenst, weiter nichts. Ein wiedergeholtes Vertrauen stellt auch die alten Kurse wieder her.

Doch wozu immer wieder dasselbe! In Gutem und in Bösem, in freundlichen und in bittren Worten, ist längst alles gesagt, was gesagt werden kann; man dreht sich nur noch im Kreise herum. Ich freue mich herzlich, Dich wiederzusehn, wenn ich auch die Hoffnung nicht hege, daß wir ruhigen Tagen entgegengehn, die mir mit glücklichen Tagen gleichbedeutend sind. Komm es, wie es soll. Ich laß es über mich ergehn. Dein

Th. F.

An Mathilde v. Rohr.

196) Berlin, d. 22. August 1876.
Potsdamer Straße 134c.

Mein gnädigstes Fräulein.

Wenn diese Zeilen bei Ihnen eintreffen, wird die Handschrift Ihnen wie fremd erscheinen. So lange ist es her, daß ich nichts habe von mir hören lassen. Ob meine Frau aufmerksamer gewesen ist, weiß ich nicht (wenn ich es auch hoffe), da sie seit vollen sechs Wochen bei ihrer Freundin in Schlesien verweilt. Diese Reise war unerläßlich, um sie der tiefen Verstimmung zu entreißen, die sich ihrer infolge meiner eingereichten Entlassung bemächtigt hatte. Ist sie auch jetzt noch keineswegs andrer Meinung, so sieht sie doch das Geschehene etwas ruhiger, etwas billigdenkender an. Ob es vorhalten wird, muß abgewartet werden. Es ist ganz und gar eine Geldfrage.

Hab' ich das Glück, eine mir passende Redaktion zu finden; stürmen mir die Buchhändler das Haus, um nach Erscheinen meines ersten Romans sich eines zweiten à tout prix zu versichern, so wird alles gut gehen. Kommen umgekehrt Angst und Sorge; fällt der Roman ins Wasser, so geh' ich, von der Sorge ganz abgesehn, einer streit- und kämpfereichen Zukunft entgegen. Meine Frau, die große Meriten hat und in vielen Stücken vorzüglich zu mir paßt, hat nicht die Gabe des stillen Tragens, des Trostes, der Hoffnung. In dem Moment, wo ich ertrinkend nach Hilfe schreie und ein freundlich ausgestreckter Finger mich über Wasser halten würde, hat sie eine Neigung, ihre Hand nicht rettend unterzuschieben, sondern sie wie einen Stein auf meine Schulter zu legen. Bescheiden in ihren Ansprüchen, ist sie in ruhigen Tagen eine angenehme, geist- und verständnisvolle Gefährtin, aber ebensowenig wie sie die Stürme in der Luft vertragen kann, ebensowenig erträgt sie die Stürme des Lebens. Sie wäre eine vorzügliche Prediger- oder Beamtenfrau in einer gut und sicher dotierten Stelle geworden. Auf eine Schriftstellerexistenz, die, wie ich einräume, sich immer am Abgrund hin bewegt, ist sie nicht eingerichtet. Und doch kann ich ihr nicht helfen. Sie hat mich als Schriftsteller geheiratet und muß sich schließlich darin finden, daß ich, trotz Abgrund und Gefahren, diese Art des freien Daseins den Alltagskarrieren mit ihrem Zwang, ihrer Enge und ihrer wichtigtuerischen Langenweile vorziehe. Jetzt, wo ich diese Karrieren allerpersönlichst kennengelernt habe, mehr denn je.

Als meine Frau abreiste, befand sich meine Angelegenheit in der Schwebe. Es hieß, ich würde im Amte bleiben; man würde mir in diesem und jenem Punkte entgegenkommen usw. Diese Äußerungen mehrten sich von Tag zu Tag, so daß ich, gerade damals meine Stellung infolge von Beurlaubungen minder unerträglich findend, in einem Brief an Lucae die Erklärung gab: ich würde eventuell bleiben, wenn man mich dazu

aufforderte. Lucae antwortete mir: er glaube nicht, daß die Gerüchte, von denen ich spräche, ein Fundament hätten. Und so war es auch. Alles war eitel Schmuck und Redensart gewesen, und am 2. August erhielt ich vom Ministerium aus die Anzeige, daß der Kaiser meine Entlassung angenommen habe. Es war mir, um meiner Frau willen, einen Augenblick schmerzhaft. Eine Stellung zu behalten, die ich unerträglich fand, dies konnte sie nach meinem Ermessen nicht von mir fordern. Von dem Augenblick an jedoch, wo mir das Sekretärsamt zwar immer noch trist, aber doch ertragbar erschien, glaubte ich, ihr ein Opfer meiner persönlichen Neigungen schuldig zu sein. Dies hatte mich den entgegenkommenden Schritt tun lassen, der sich nun als vergeblich erwies. Wie ich jetzt hinzusetzen darf, glücklicherweise. Denn es wäre doch nichts geworden. Die paar Wochen im Juli, wo ich ganz allein war und alles nach meiner Weise einrichten konnte, waren Ausnahmewochen. Längst habe ich mich wieder überzeugen müssen, daß alles verloddert und verfahren ist, und daß es, was das Allerschlimmste ist, auch an der Einsicht und dem guten Willen fehlt, diese unsagbar miserable Wirtschaft zu ändern. Ich bin also schließlich von Herzen froh, daß es so gekommen ist, wie es kam. In meinem bunten Leben eine Episode mehr. Ich kehre dahin zurück, wohin ich nach Neigung und Beruf gehöre.

Mein Roman, nach einem neuerdings getroffenen Abkommen, wird im „Daheim" zuerst erscheinen, später als Buch bei W. Hertz. Ich erhalte vom „Daheim" tausend Taler, von Hertz dieselbe Summe. Bis zum Juli 1877 hoffe ich fertig zu sein. Bei der „Vossin" trete ich wahrscheinlich am 1. Oktober wieder ein. Zerschlägt sich dies aber, so hoffe ich über kurz oder lang eine Feuilletonredaktion übernehmen zu können. Erhält mich Gott gesund, so werde ich bald wieder fest im Sattel sein. Aber auch selbst Entbehrungen, wenn sie meiner harren sollten, sind mir nicht so schrecklich wie äußere und innere Un-

freiheit. Sich angehören, ist der einzig begehrenswerte Lebensluxus. Die moderne Menschheit ist so herunter, daß sie ein Plüschameublement vorzieht. Ich habe mit solchen Jammerprinzen nichts zu schaffen. Ihr Theodor Fontane

An Hermann Scherenberg.

197) Berlin, d. 24. August 1876.
Potsdamer Straße 134c.

Sehr geehrter Herr.

Klein[1]) hat eine Tochter hinterlassen, die mutmaßlich noch in Pankow, wo auch der Vater sein Domizil hatte, lebt. Ich vermute, daß sie doch wenigstens eine Photographie besitzen wird.

Glückt es Ihnen nicht, diese Tochter — das seltsame Produkt seltsamer Abenteuer — ausfindig zu machen, so möchte ich Ihnen empfehlen, sich an die verwitwete Frau Justizrätin Martins geb. Cosmar, Möckernstraße 131 III zu wenden. Diese — ehemalige Schönheit — ist die Stieftochter Kleins, der vor etwa dreißig Jahren die Witwe des Buchhändlers Alexander Cosmar heiratete. Scheitern Sie auch bei Frau Martins, so bleibt als letzte Retraite noch die verwitwete Frau Hermann Gerson, eine, wie ihr Name genugsam andeutet, reiche Frau, die irgendwo in dem Tiergartenviertel wohnt (Regentenstraße 7 oder Viktoriastraße 5. Es kann die eine oder andre dieser beiden Straßen sein). Diese hat ihn, den Klein, aus jüdischer Barmherzigkeit (von christlicher ist schon lange keine Rede mehr) pflegen und begraben lassen und wird gewiß Auskunft geben können. Sie war bei der Beerdigung und erschien mir als eine freundlich-gütige Frau von der runden, dicken Sorte.

Hier haben Sie meine Gesamtweisheit.

In vorzüglicher Ergebenheit Ihr Th. Fontane

[1]) Dr. J. L. Klein war Anfang August 1876 gestorben. Vgl. S. 401.

An Mathilde v. Rohr.

198) Berlin, d. 1. November 1876.
Potsdamer Straße 134 c.

Gnädigstes Fräulein.

Auch von mir nach längerer Pause wieder ein paar Zeilen. Ich schreibe sie um so lieber, als ich zu wissen glaube, daß Sie in dem unglückseligen Streit, der immer noch nicht ausgeglichen ist, einigermaßen auf meiner Seite stehen und mir das Recht zuerkennen, mein Leben nach meinem Können und Geschmack zu gestalten. Ich habe das Nötige zu erwerben und entziehe mich dem nicht, aber wie ich dies Nötige erwerben will, das muß mir freigestellt werden.

Über meinen Besuch bei Herrn v. Bülow hat wohl meine Frau schon geschrieben. Er war sehr gütig, und ich nahm einen angenehmen Eindruck mit fort, was ich von den Berührungen, die ich jetzt mit den Menschen habe, im allgemeinen nicht sagen kann. Er versprach, mit Wilmowski [1]) zu sprechen. Ich erwarte nicht viel davon, da die ganze Geheimratschaft in einer Art Verschwörung gegen mich ist. Sie finden es impertinent, daß jemand erklärt, er ersehe kein Glück und keine große Ehre darin, langweilige, um den äußerlichen Kram sich drehende Berichte zu schreiben und ziehe es vor, das Leben eines Schriftstellers weiterzuführen. Wilmowski hat jetzt gerade meine Akademieangelegenheit mehrfach unter Händen gehabt, und wiewohl mir ein von ihm abgefaßtes, an Herrn v. Decker gerichtetes Schreiben vorliegt, in dem sich der Kaiser (d. h. also Herr v. Wilmowski) sehr anerkennend über mein Kriegsbuch ausspricht, so weiß ich doch nicht, ob er Lust haben wird, unter den gegenwärtigen Umständen für meine Person ein gutes Wort einzulegen. Ich werde darüber in den nächsten Tagen Gewißheit haben. Herr v. Bülow wollte mir das Resultat seiner Unterredung mit Wilmowski mitteilen.

[1]) Chef des Geheimen Zivilkabinetts.

Seit gestern habe ich nun meinen Abschied. In diesem Augenblick (Mittwochabend) wird Zöllner als mein Nachfolger eingeführt. Ich freue mich, daß er die Stelle erhalten hat. Er ist der rechte Mann am rechten Platz. Die Stelle paßt für ihn und er für die Stelle. Zu übersehen ist nicht, daß — ganz abgesehen von dem Unterschied, der in unsern Personen liegt — er auch unter unendlich günstigern Verhältnissen in seine Stelle tritt. Mir gegenüber glaubten Ministerium und Präsident Hitzig das Gefühl haben zu dürfen: „Der kann Gott danken, dieses Amt erhalten zu haben." Zöllner gegenüber haben sie das Gefühl: „Danken wir Gott, daß wir diesen Mann haben." Das macht einen ungeheuren Unterschied. Ich bin nur auf Kühle, Ablehnung, Zweifel gestoßen. Mein Nachfolger wird überall einem artigen Entgegenkommen begegnen. Er steht nicht unter dem Senat, am wenigsten unter seinem Präsidenten (dies hat er sich klugerweise vorher ausbedungen) und wird binnen kürzester Frist Rang und Titel eines Geheimen Regierungsrats erhalten. Es wird ihm also freundlicher gesungen als mir, der ich bis zuletzt einem ganz aparten Rigorismus begegnet bin. Noch mein Entlassungsschreiben selbst — im übrigen verbindlich genug abgefaßt — gab den Beweis davon. Die letzten Zeilen lauteten ohngefähr: „Was das für das letzte Quartal 1876 empfangene Gehalt angeht, so bitten wir Sie, die den Monaten November und Dezember entsprechende Summe an unsre Generalkasse zurückzuzahlen." Ich werde also beinahe vierhundert Taler morgen wieder abliefern. Solche Rückzahlungen kommen, glaub' ich, überhaupt nur selten vor. Man trifft andre Auswege, die sich ja immer bieten, wenn man sie nur finden will. Es scheint mir dies Verfahren also überhaupt so streng wie möglich. Es kommt aber hinzu, daß ich meine kurze Beamtenlaufbahn gleich mit „zwei Monaten ohne Gehalt" (März und April d. J.) eröffnet und, wie ich wohl sagen darf, mich bis zum letzten

Augenblick gentlemännisch betragen habe. Eine Verdächtigung meines Charakters, also eine offenbare Beleidigung, veranlaßte mich, meine Entlassung einzureichen. Die ganze wüste Wirtschaft kam als Motiv hinzu. Auf Wunsch des Ministeriums ließ ich in meinem Schreiben an den Kaiser dies aber fallen und stellte mich wohlgemut als einen halben Imbécile dar, der weder seinem Charakter noch seiner Begabung nach der Stelle gewachsen sei. Dies war denn doch höchstens die halbe Wahrheit, und unter ein bißchen angenehmeren Verhältnissen hätt' ich ruhig bleiben und mein Leben als Akademiesekretär beschließen können. All das weiß das Ministerium. Es weiß, daß man mir nicht allzu freundlich mitgespielt hat. Es weiß, daß ich zwei Monate umsonst gearbeitet habe. Es weiß, daß ich unbemittelt bin und nun in meinen alten Tagen abermals von vorn anfangen muß. Trotz alledem hat man die schöne Seelenruhe, das Gehalt pro November und Dezember von mir zurückzufordern. Ich find' es einfach empörend. Kommt man mir mit „Gesetzlichkeit" der Maßregel, die ich natürlich nicht bestreite, so kann ich bloß die Achseln zucken. Seit sechsundzwanzig Jahren hab' ich mit den verschiedensten Ministerien, Auswärtiges, Inneres, Kultus- und Staatsministerium, zu tun gehabt, und ich weiß nachgerade, was möglich ist, wenn man will. Wenn Sie die Freundlichkeit haben, mir zu antworten, so berühren Sie diesen Punkt nicht. Meine Frau weiß nämlich nichts davon und soll auch nichts davon erfahren. Es würde sie nur aufs neue beunruhigen, neue Sorgen und, wenn ich Glück habe, auch neue Vorwürfe schaffen.

Der Roman ist in dieser für mich trostlosen Zeit mein einziges Glück, meine einzige Erholung. In der Beschäftigung mit ihm vergesse ich, was mich drückt. Aber wenn er überhaupt noch zur Welt kommt, so werde ich, im Rückblick auf die Zeit, in der er entstand, sagen dürfen: ein Schmerzenskind. Er trägt aber keine Züge davon. Er ist an vielen Stellen heiter

und nirgends von der Misere angekränkelt. Ich glaube auch sagen zu dürfen, Ihnen wird er gefallen, und die Hoffnungen, die Sie immer daran geknüpft haben, werden nicht ganz unerfüllt bleiben. Ich empfinde im Arbeiten daran, daß ich nur Schriftsteller bin und nur in diesem schönen Beruf — mag der aufgeblasene Bildungspöbel darüber lachen — mein Glück finden konnte.

Wie immer in dankbarer Ergebenheit Ihr

Theodor Fontane

An Mathilde v. Rohr.

199) Berlin, d. 30. November 1876.
Potsdamer Straße 134c.

Mein gnädigstes Fräulein.

In meinem Hause sieht es etwas besser aus. Die Stimmung meiner Frau klärt sich auf; das Gewölk verzieht sich. Ich habe so eine Vorahnung, daß, wenn nicht neue Schläge kommen, das Schlimmste überstanden ist. Sie trinkt seit Anfang dieser Woche Karlsbader, wovon ich mir, da der Trübsinn zum großen Teil eine Folge von Leberaffektionen ist, viel verspreche. Aber sie scheint sich endlich auch in ihrem Urteil anders zu dieser unglückseligen Sekretärfrage stellen zu wollen. Sie hört jetzt von den verschiedensten Seiten her, daß es mit alleiniger Ausnahme des Gehalts nicht bloß eine untergeordnete, unerquickliche Stellung sei, sondern, daß man sich auch nicht im geringsten beflissen gezeigt hat, mir diese Unerquicklichkeit minder fühlbar zu machen. Dies konnte ich aber verlangen. Einem jungen Assessor, der sich eben verheiraten möchte, oder einem armen Teufel mit vielen Kindern und wenig Brot kann man schließlich alles Mögliche zumuten. Ich war aber weder das eine noch das andre, sondern ein Mann, der aus einer freien, ihn vollkommen glücklich machenden Tätigkeit heraustrat, um nunmehr durch Übernahme eines leichten,

ehrenhaften und gut dotierten Amtes bequemer und im Hinblick auf die Zukunft sorgenloser leben zu können. Danach ist man mir aber nie begegnet. Ohne daß man unartig oder beleidigend gegen mich gewesen wäre, was ich mir einfach verbeten hätte, hat man mich doch nie wie einen etablierten deutschen Schriftsteller, sondern immer wie einen „matten Pilger" behandelt, der froh sein könne, schließlich untergekrochen zu sein. Immer die unsinnige Vorstellung, daß das Mitwirtschaften in der großen, langweiligen und, soweit ich sie kennen gelernt habe, total konfusen Maschinerie, die sich Staat nennt, eine ungeheure Ehre sei. Das „Frühlingslied" von Uhland oder eine Strophe von Paul Gerhard ist mehr wert als dreitausend Ministerialreskripte. Nur die ungeheure Eitelkeit der Menschen, der kindische Hang nach Glanz und falscher Ehre, das brennende Verlangen, den alten Wrangel einladen zu dürfen, oder eine Frau zu haben, die Brüsseler Spitzen an der Nachtjacke trägt; nur die ganze Summe dieser Miserabilitäten verschließt die modernen Herzen gegen die einfachsten Wahrheiten und macht sie gleichgültig gegen das, was allein ein echtes Glück verleiht: Friede und Freiheit. Je älter ich werde, je mehr empfinde ich den Wert dieser beiden. Alles andre ist nichts. Jedenfalls bin ich froh, meinen Kopf aus dieser dreimal geknoteten Sekretärschlinge herausgezogen zu haben. Ich passe nicht für dergleichen, am wenigsten aber passe ich zum Bücherüberreichen und zum Antichambrieren und Petitionieren in Geheimratszimmern, bloß um eine goldene Medaille oder ähnliches Zeug zu erreichen. Ich habe nun einen Strich darunter gemacht. Eh' mich nicht die bittere Not dazu treibt, laß ich mich, in kindischer Nachgiebigkeit und meiner eigensten Natur zum Trotz, auf solche Torheiten nicht ein. Ich habe diese Kränkungen satt. Die letzte war die größte.

Nun in aller Kürze will ich Ihnen davon erzählen. Ich gebe dabei, dem Inhalte nach, die Worte des Herrn v. Bülow

wieder, der mir, wie ich nur wiederholen kann, seinerseits mit Freundlichkeit und Wohlwollen begegnet ist. Das Endresultat ist das folgende: Herr v. Wilmowski hat den Kaiser gefragt, ob er (der Kaiser) einen Grund habe, mir besonders wohlzuwollen. Diese etwas sonderbare Frage hat S. M. einfach verneint, wohl aber seine Mißstimmung über meine Amtsniederlegung zu erkennen gegeben. C'est tout! Am andern Tage stand in der Zeitung, daß der Witwe des Schauspielers Pohl (siebenten Ranges) seitens Sr. M. eine Pension von jährlich fünfhundert Talern bewilligt worden sei. Zwölf Jahre habe ich an diesen Kriegsbüchern Tag und Nacht gearbeitet. Sie feiern nicht in großen, aber in empfundenen Worten unser Volk, unser Heer, unsern König und Kaiser. Ich bereiste 1864 das gegen uns fanatisierte Dänemark, war 1866 in dem von Banden und Cholera überzogenen Böhmen und entging in Frankreich nur wie durch ein Wunder dem Tode. Unabgeschreckt, weil meine Arbeit das Wagnis erheischte, kehrte ich an die bedrohlichen Punkte zurück. Dann begann meine Arbeit. Da steht sie, wenn auch weiter nichts als das Produkt großen Fleißes, ihrem Gegenstande nach aber das Einzige repräsentierend, demgegenüber man eine Art Recht hat, das Interesse des Kaisers, als des persönlichen Mittelpunktes, des Helden dieser großen Epopöe (ich spreche nur vom Stoff) zu erwarten. Und eben dieser Held und Kaiser, gefragt, „ob er einen Grund habe, dem Verfasser dieses umfangreichen Werkes wohlzuwollen oder gnädig zu sein", verneint diese Frage. Firdusi, als er dem Schah Mohammed sein Heldenepos brachte, erhielt zweihunderttausend Silbermünzen zum Geschenk und schenkte, in bittrem Unmut, die ganze Summe einem Badeknecht zu Gasna; denn er hatte geglaubt, zweihunderttausend Goldmünzen erwarten zu dürfen[1]). Ich bin kein Firdusi. Aber der Unterschied zwischen Firdusi und mir ist doch nicht

[1]) Vgl. in Heines Romanzero „Der Dichter Firdusi".

so groß, daß Herr v. Wilmowski sagen dürfte: „Herr Fontane hat durch meinen Amtsvorgänger die Summe von vierhundert Talern erhalten. Nach einem so ‚exorbitanten Geschenk' ist es mir nicht möglich, für dies neue größere, sieben Jahre später erscheinende Werk abermals eine Auszeichnung zu beantragen. Ich will indessen S. M. fragen." Und nun erfolgte jene berühmte Frage. Wie ich selber zum Beamten verdorben bin, so hab' ich auch kein Gefühl für solche dürre Beamtenhaftigkeit. Sie ist lähmend und erscheint mir einfach als Philisterei. Wenn man mir von „Witwen und Waisen" und von dem ganzen Ernst des Staatshaushalts sprechen will, der weder für die poetischen Quisquilien eines Firdusi noch am allerwenigsten für die Prosakapitel eines Fontane Geld übrighat, so lache ich dazu. Für ein einziges niederländisches Genrebild sind hundertvierzigtausend Franken gezahlt worden, und wenn man will, so fliegt das Geld nur so. Mir gegenüber wollte man einfach nicht. Eh bien, es muß auch so gehn. Aber freilich hat es mehr zu meiner Erbitterung als zu meiner Erbauung gedient. —

Bewahren Sie mir Ihre wohlwollenden Gesinnungen.
Wie immer Ihr Th. Fontane

An Elise Fontane.

200) Berlin, d. 16. Dezember 1876.

Meine liebe Liese.

Seit vielen Monaten habe ich nichts von mir hören lassen, auch in jenen Wochen nicht, die für Dich aus mehr als einem Grunde die schwersten waren. Über die Veranlassung meines Schweigens wirst Du nicht im unklaren gewesen sein; seit Beginn dieses Frühjahres konnt' ich — ohne in einen Sorgenwettstreit mit Dir eintreten zu wollen (denn Du bist mir über) — doch überallhin mit Guatimozin fragen: „Liege ich denn hier auf Rosen?" Erst eine bedrückende Stellung; dann die Kämpfe

vor Aufgebung derselben, und schließlich die, die folgten. In diesen stecke ich zum Teil noch drin. Auch Existenzsorgen stellten sich ein. Nicht daß ich einen Augenblick an meiner Kraft gezweifelt hätte; aber Emilie war in einer solchen Gemütsverfassung, daß mir der Gebrauch meiner Kräfte tagelang unmöglich gemacht wurde. Eine Woche Ärger bedeutet eine Woche Nichtarbeit; da stand dann freilich mitunter sehr Triftes mir vor Augen. Das Schlimmste scheint jetzt aber überstanden. Die Tage sind allerdings immer noch grau genug, aber grau oder nicht — ich zünde meine Arbeitslampe an und verscheuche mit ihrem stillen Licht den ganzen Trübseligkeitsnebel.

Aber da verschwatze ich mich in meine Angelegenheiten, statt ein Wort für Dich zu haben. Was ich zu sagen hätte, weiß ich wohl; indessen das billige Auskramen von Alltagsweisheit, das große Registerziehen ewiger Nützlichkeitserwägungen verletzt oft gerade da, wo es trösten soll. Das aber werd' ich ohne Anstoß aussprechen können: bewahre Dich Gott vor ähnlichen Katastrophen, wie diese letzten waren.

Inmitten aller Verstimmungen haben wir gelegentlich auch heitre Tage gehabt, d. h. die Kinder hatten sie und stellten, unbekümmert um die vermufften Alten, ihre Fidelität in die sonst vorherrschende Morosität hinein. George war im November hier, zugleich mit ihm Lise Witte[1]), die bei „Onkel Richard" wohnte und noch wohnt. Dies führte nun zu allerhand Unternehmungen: Jugendreunions, Ball und Liebhabertheater. Letztres war die Krone. Zwei Lustspiele: „Wie denken Sie über Rußland" und „Das Schwert des Damokles" kamen zur Aufführung. George, in beiden Hauptrollen, war ausgezeichnet; ebenso Martha im zweiten Stück, als rothaariger Buchbinderlehrling, brillant. Die andern weniger

[1]) Lise Witte, die älteste Tochter von Fontanes Freunde Dr. Fr. Witte in Rostock (vgl. die Fußnote auf S. 393) und die nächste Freundin seiner Tochter Martha. Onkel Richard ist Richard Lucae.

gut. Seitdem sind Wochen vergangen, und für die Weihnachtstage ist George abermals in Sicht. Er hat den Vorzug, seinem ganzen Charakter nach nie zu stören; er ist der liebenswürdigste von der Familie, die Alten mit eingerechnet.

Grüße den Schwager aufs beste. Wie immer Dein alter

Th. Fontane

An Mathilde v. Rohr.

201) Berlin, d. 21. März 1877.
Potsdamer Straße 134c.

Mein gnädigstes Fräulein.

Frühlingsanfang, den Geburtstag meiner Tochter und den Vorabend zum achtzigjährigen Geburtstage des Kaisers kann ich nicht besser feiern als durch Abtragung meiner Briefschulden, zumal der bei Ihnen kontrahierten. Wie lange ist es, daß ich nicht habe von mir hören lassen; in diesem Jahre wohl noch keine Zeile! Ich weiß aber, daß Sie diese Versäumnisse freundlich entschuldigen, teils mit Rücksicht auf meine Zeit, teils mit Rücksicht auf meine Stimmung.

Diese ist die alte, herzlich schlechte, die nun schon seit einem Jahre bei mir in Permanenz erklärt ist. Es ist so, daß ich mitunter darüber lachen muß. Es könnte freilich noch schlechter sein. Im großen und ganzen aber darf ich sagen, daß ich seit Jahresfrist nur Niederlagen, Kränkungen, Fehlschläge erlebe, und daß ich mich nach einem bißchen Glück und Sonnenschein sehne wie ein Verdurstender nach einem Glase Wasser. Beständig werden Ansprüche an mich erhoben. Ich soll geben, schenken, unterstützen. Ich soll die Bücher andrer Leute lesen. Ich soll Vorstellungen ansehn, Gelegenheitsgedichte machen, Polterabende leiten, auf „Dichterhallen" und kleine Blätter abonnieren, auch wohl unbezahlte Beiträge liefern. Ich kann mich aber nicht entsinnen, daß es irgendeinem einfiele, mir

zu Willen zu sein, mir einen Gegendienst zu leisten. Die alten Freunde meiner Familie verharren in ihrer Güte. Über die Beziehungen, die ich *menschlich* unterhalte, kann ich nicht klagen; aber die *literarischen* sind traurig, niederdrückend und entsprechen dem Bilde, das ich entworfen habe. Dabei muß ich Ihnen eine Geschichte erzählen, die so recht charakterisiert, was ich meine: Vor fünf oder sechs Wochen war der Redakteur des „Daheim" hier, ein Dr. Koenig aus Leipzig. Er wollte durchaus ein Gedicht zu Kaisers Geburtstag von mir haben. Ich lehnte es ab, machte ihm aber andre Dichter namhaft und hatte in dieser Angelegenheit lange Konferenzen, die schließlich, nach einem ungeheuren Zeitaufwand, dahin führten, daß unser Freund Lepel sich bereit erklärte. Er hat denn auch ein vielleicht nicht ganz passendes (weil es eben nicht würdig genug gehalten ist), aber in seiner Art doch *sehr* hübsches Geburtstagsgedicht gemacht, das an der Spitze der letzten „Daheim"-Nummer prangt. Vor etwa acht Tagen erhielt er auch das Honorar, bestehend in — sechs Talern zwanzig Silbergroschen. Wir hatten alle als Minimum hundert Mark erwartet. Das ist deutsche Buchhändlermanier! Dieser Dr. Koenig befand sich in einer grenzenlosen Verlegenheit; denn es reichen nicht zwanzig Absagen, die er erfahren hatte, und der Dank für den großen Dienst, der ihm geleistet wurde, wird schließlich mit zwanzig Mark abgetragen. Lepel hat in einem sehr fein, aber auch sehr scharf abgefaßten Schreiben das „Honorar" zurückgeschickt.

Was melde ich Ihnen aus meinem Hause? Meine Frau hat das vorige Jahr insoweit verwunden, daß sie mir keine Vorwürfe mehr macht, ja sogar in rührender Weise einräumt, ich hätte meiner ganzen Natur nach nicht anders handeln können. So ist denn der Friede, Gott sei Dank, wieder da, aber nicht die Freude. Denn wir erleben nichts Freudiges mehr, nichts, das aufrichtete und einen hellen Schein in das Leben trüge.

Die Kinder sind alle gut und machen uns Ehre. Wir sind dankbar dafür und erkennen darin eine Gnade; auch das könnte ja noch anders sein. Aber so eine rechte Freudenbotschaft will doch nicht mehr über unsre Schwelle. Es ist alles wie verhext. Und so gedeiht langsam, langsam, unter Sorgen und Kümmernissen mein Roman. Ich bin nun mit der Hälfte fertig. Nach einem halben Jahre wird er beendet sein, ein wahres Schmerzenskind. Dann wird er gedruckt werden, und alles wird sein wie zuvor. Ich habe kein Glück mit Büchern, und die ungeheure Summe fleißiger Arbeit (von was andrem red' ich nicht) wird mir nicht angerechnet.

In den letzten acht Tagen hatten wir einen lieben Besuch aus London. Ein Herr Schweitzer[1]), mit dem wir während unsrer Londoner Zeit beinah täglich zusammen gewesen waren, war in Familienangelegenheiten hier. Sosehr uns dieser Besuch erfreute, so war er doch auch schmerzlich; denn er rief mir aufs neue die Tatsache vor Augen, daß aus allen Menschen, auch aus den ärmsten und unbedeutendsten, mit denen ich längre Zeit auf meinem Lebenswege verkehrte, reputierliche Leute geworden sind, und daß ich fast als der einzige dastehe, aus dem nichts geworden ist. Sich ewig mit dem Ruhm und Namen trösten zu wollen, ist lächerlich. Dazu müßten denn beide doch um einige Ellen höher sein. Ich habe mich redlich angestrengt und bin so fleißig gewesen wie wenige, aber es hat nicht Glück und Segen auf meiner Arbeit geruht. Ein Buch wie das siebziger Kriegsbuch wäre sonst nicht spurlos vorübergegangen. Es hat so sein sollen. Gut. Ich murre nicht und nehme die Lose, wie sie fallen. Aber ich wollte doch mitunter, ich hätte besser gewürfelt. — Mit herzlichen Wünschen für Ihr Wohl, in alter Dankbarkeit und Verehrung Ihr Th. Fontane

[1]) Vgl. S. 109 u. 133.

An Emilie Fontane.

202) Thale, d. 10. August 1877, Hotel Zehnpfund.

Liebe Frau.

Gestern abend acht Uhr bin ich bei leidlichem Wohlsein, mit Koffer, Rockbündel und Unsterblichkeitspaket, hier angekommen; ich erhielt Nr. 10, in dem es dermaßen nach einer Mischung von Multer und Levkoien roch, daß ich nach drei Minuten Kopfweh hatte und eine Versetzung nach Nr. 57 vorzog; hier floß aber der Rinnstein vorbei, während zugleich der Fettwrasen aus der Küche opfermäßig emporstieg. Ich beantragte also abermals meine Versetzung, die nun heute früh erfolgt ist. Ich wohne Nr. 45, habe einen prächtigen Blick in die Vorberge, nur drei Stunden (von vier bis sieben Uhr nachmittags) Sonne und Levkoiengeruch ohne Multer. Denn mein jetziges Zimmer ist eine Treppe hoch, während Nr. 10 Parterre lag. Geschlafen hab' ich leidlich gut, im Lauf des Vormittags eine Promenade in das Bodetal hinein gemacht und einige Verse geschrieben; bei Tisch hab' ich mich mit einem Hamburger Kaufmann angefreundet, der außer einer operierten, freundlichen Frau aus Mecklenburg zwei niedliche Töchter von 16 und 17 Jahren hat. „Es sind zwei Engel," hat er mir im Flüsterton anvertraut. Ich jedenfalls werde sie nicht zu Falle bringen.

In Magdeburg traf ich George. Da wir eine ganze Stunde Zeit hatten, so war er in der Lage, „to do the honors for all Magdebourg". Ich hatte Appetit auf Kaffee, den wir am „breiten Weg" bei Zuany, dem Magdeburger Josty, einnahmen. „Josty, mir auch eine!" Nach diesem alten Satze trank George mit mir oder ich mit ihm; denn er machte den Wirt. Ich bat mir sogar ein Stück Kuchen aus; man muß es mitnehmen. Ich hatte, wie immer, einen freundlichen Eindruck von George; ein wenig befangen, das ist Fontanesch und liegt in der Situation. Auch genieren Väter immer; der meinige genierte mich auch.

Ob ich hier werde arbeiten können, muß sich morgen zeigen; aber wenn es auch weniger wird, als ich hoffe: es war doch wohl ein glücklicher Gedanke hierherzugehen. Ich hätte mich in der Berliner Luft den ganzen Sommer über nicht mehr erholt.

Ich wünsche von Herzen, daß meine Abwesenheit zugleich als die Abwesenheit eines Druckes empfunden werden möge, und würde mich glücklich schätzen zu hören, daß Ihr aufatmet. Letzte Vorkommnisse berühr' ich absichtlich nicht; wie man die Streitigkeiten herzlich satt kriegt, so auch die Auseinandersetzungen darüber.

Gruß und Kuß Dir und den Kindern von Deinem alten

Th. F.

An Emilie Fontane.

203) Thale, d. 13. August 1877.

Liebe Frau.

Seit heute geht es mir merklich besser; ich schiebe es, von der Wohltat des Luftwechsels abgesehn, auf die Forcetouren, die ich mache, und beinahe mehr noch auf den Wetterumschlag. Die Siebenschläferepoche ist seit gestern vorbei, wir haben Ostwind und die Elektrizität drückt nicht mehr auf die Nerven.

Zu vermelden ist im übrigen nicht viel. Heute früh war ich in der Apotheke, um mir ein Pechpflaster zu bestellen. Es war ein weiter Weg im Sonnenbrand; ich ging über eine halbe Stunde, wurde aber auch durch ein Apothekenidyll belohnt. Das Haus mit zwei Türmen liegt in einem Akazienpark, alles kühl, schattig; in der „Offizin" selbst die höchste Sauberkeit. Ich hatte das bestimmte Gefühl, daß Dich dieser Anblick mit Neid erfüllt haben würde; mich selber wandelte auch so etwas an. Und doch ist es am Ende besser so, trotz alledem und alledem; ein gewisser Reichtum des Daseins, in dem man

jahrzehntelang gelebt hat, kann einem nicht mehr genommen werden.

Scott, in dem ich täglich lese, interessiert mich wieder aufs höchste. Im einzelnen ist es angreifbar: breit, vollgestopft mit Notizen von höchst zweifelhaftem Interesse, nicht allzu sorglich in der Ausführung, nicht allzu tief in der psychologischen Behandlung, aber enfin doch ganz einzig. Ein reicher, gottbegnadeter Mann, der da spielen durfte, wo andre sich im Schweiße ihres Angesichts quälen. Alles einfach, natürlich, humoristisch und voll so entzückender Oasen, daß man die zwischenliegenden Steppen gern mit in den Kauf nimmt.

Gruß und Kuß von Deinem alten

Th. F.

An Maximilian Ludwig.

204) Berlin, d. 3. Mai 1878.
Potsdamer Straße 134c.

Hochgeehrter Herr Ludwig.

Gestern nachmittag von einer kleinen Reise zurückkehrend, fand ich Ihren Brief vor, für den ich Ihnen bestens danke. Daneben freute ich mich aufrichtig, Sie für Ihre Rolle, für das Stück, für Schiller eintreten zu sehn. Tausende werden Ihnen zustimmen, und ebensoviele werden mich, wegen meiner antagonistischen Stellung zu diesem Stücke, für anmaßend halten.

Ich kann aber von allem, was ich gesagt habe, auch nicht ein Jota zurücknehmen und habe nur den Trost, daß Schiller selbst, dem diese Jugendarbeit später „genierlich" war, Äußerungen darüber gemacht hat, neben denen meine Bemerkungen verblassen.

Das Geniale, von dem immer die Rede ist, entscheidet freilich, wenn es sich darum handelt, den Wert, namentlich den Kraftwert eines Dichters oder seiner Dichtung festzustellen. Soll

aber entschieden werden, „was gehört als volksbildend, als läuternd und mustergültig auf die Bühne und was nicht", so spielt diese Genialitätsfrage wenig mit. Das Allergenialste (Grabbe) kann total verwerflich sein.

Sie schreiben, dergleichen komme auch heute noch vor. Gewiß. Das Wesen der Dinge bleibt dasselbe, aber die Form wechselt. Im letzten empfinde ich (gerade ich) genau so wie Karl Moor, aber alles, was er sagt und tut, erscheint mir unsinnig und lächerlich. Die Form von damals ist nicht mehr die Form von heut', und die ganze Karl-Moor-Stattlichkeit, die vor hundert Jahren die Stattlichkeit eines Helden war, ist heute die Stattlichkeit eines Wassersüchtigen. Alles geschwollen und aufgetrieben. Daß ich im übrigen meinen Schiller aufrichtiger liebe und bewundere, als es das nachplappernde Phrasenvolk, das Salon und Schule unsicher macht, beim besten Willen imstande ist, brauche ich Ihnen nicht erst zu versichern [1]).

Gestern abend Nesper [2]) gesehn. Er gefiel mir nicht übel, stellenweis recht gut, weil er, stattlich und steifleinen, ganz wie sich's gehört, in den großen Karl-Moor-Stiefeln steht. Er hat das etwas hohle Pathos, ohne welches die Rolle nicht bestehen kann, und ist von Natur die Verkörperung dieser wundervollen Blender und Tiraden: Ich schrieb in meiner Kritik: „Wer den Karl Moor spielen wolle, müsse noch an ihn glauben." Aus Ihren Briefen ersehʼ ich, daß Sie dies tun, aber zugleich auch, daß Sie zu sehr und zu tief an ihn glauben. Und das ist, meines Erachtens, wieder ein Fehler, ja sogar ein gefährlicher. Denn es steigert das Element, mit dem wir uns 1878 nicht mehr versöhnen können.

In vorzüglicher Ergebenheit Th. Fontane

[1]) Vgl. Kritische Causerien, Ges. Werke II, 8, S. 61 f.
[2]) Er spielte bei den Meiningern.

An Mathilde v. Rohr.

205) Berlin, d. 15. Mai 1878.
Potsdamer Straße 134c.

Mein gnädigstes Fräulein.

Vor Jahr und Tag hatten Sie die Freundlichkeit, mir „Lebenserinnerungen" in halb biographischer, halb novellistischer Form zu schicken (darunter beispielsweise eine Lebensskizze von Frl. v. Crayn), die ich damals mit größtem Interesse gelesen habe. Während der letzten Tage habe ich unter meinen Papieren danach gesucht, habe aber nichts finden können, so daß ich annehmen muß, Ihnen diese vielleicht nur zur Durchsicht empfangenen Aufzeichnungen wieder zurückgeschickt zu haben. Ist dem so, so würd' ich Ihnen sehr dankbar sein, wenn Sie mir diese kleinen Lebensbilder noch einmal zugehen lassen wollten.

Ich sammle jetzt Novellenstoffe, habe fast ein ganzes Dutzend, will aber mit der Ausarbeitung nicht eher vorgehen, als bis mir noch mehr zur Verfügung stehn. Es liegt für mich etwas ungemein Beruhigendes darin, über eine Fülle von Stoff disponieren zu können, etwa wie man mit einer Extrasumme auf der Brust leichter auf Reisen geht, wie wenn man schon zwischen Berlin und Jüterbog an zu rechnen fängt und von der Frage gequält wird: wird es auch reichen?

Hätt' ich doch das alles gegenwärtig, was Sie mir im Laufe vieler Jahre von den Weltheims, Hüneckens, Rohrs und vielen, vielen andren erzählt haben! Stoff über Stoff. Vielleicht tun Sie in alter Freundschaft ein übriges und machen noch jetzt einige Aufzeichnungen. Es kann alles ganz kurz sein, denn der eigentliche Kern zu einer Novelle kann in vier Zeilen stecken. Sogenannte „interessante Geschichten", wenn es Einzelvorkommnisse sind, sind gar nicht zu brauchen. Es kommt immer auf zweierlei an: auf die Charaktere und auf ein nachweisbares oder poetisch zu mutmaßendes Verhältnis von

Schuld und Strafe. Hat man das, so findet der, der sein Metier versteht, alles andre von selbst. Die Nebendinge lassen sich erfinden, aber die Hauptsache muß gegeben sein. Diese Hauptsache ist aber in der Regel ganz kurz, während die Nebendinge in die Breite gehn.

In herzlicher Ergebenheit, wie immer

Ihr Th. Fontane

An Emilie Fontane.

206) Berlin, d. 2. Juni 1878.

Meine liebe Frau.

Eben wollt' ich mich niedersetzen, um nach Beendigung einer Theaterkritik Dir einen langen Brief mit den Erlebnissen dieser letzten Tage zu schreiben, als Theo, hereinstürzend, mir mitteilte, daß der Kaiser erschossen sei; Herr K. sei beinahe Augenzeuge gewesen und habe den Kaiser tot oder auf den Tod verwundet und in den Armen seines Leibjägers ruhend langsam an sich vorüberfahren sehn ...

Eben kommt Theo aus der Stadt zurück; er soll nicht tot sein, sondern nur zweimal verwundet und nicht schwer, einen Schrotschuß ins Gesicht und eine Kugel in die Schulter. All dies ist aber wohl unsicher. Jedenfalls lebt er noch; ich glaube, ihm wäre besser tot. 81 Jahr und das erleben, in vier Wochen einem zweifachen Mordversuch preisgegeben! Der Mörder ist ein Dr. Nobiling, Beamter im landwirtschaftlichen Ministerium oder Museum. Motiv zunächst unerklärlich. Als das Volk das Haus stürmte, hat er sich zu erschießen versucht, aber auch sich nur verwundet. Dein Th. F.

An Emilie Fontane.

207) Berlin, d. 3. Juni 1878.

Meine liebe Frau.

Es ist eine schlimme Zeit zum Korrespondieren: das Große und Allgemeine nehmen einem die Telegramme und Zeitungen

vorweg, und das Kleine und Besondere interessiert weder den Schreiber noch den Empfänger. „Die Zeit ist aus den Fugen", sagt Hamlet, und „Ich verstehe die Welt nicht mehr", sagt der alte Tischlermeister in Hebbels Maria Magdalene. Freilich, zu verstehn ist es schon. Massen sind immer nur durch Furcht oder Religion, durch weltliches oder kirchliches Regiment in Ordnung gehalten worden, und der Versuch, es ohne diese großen Weltprofosse leisten zu wollen, ist als gescheitert anzusehn. Man dachte in „Bildung" den Ersatz gefunden zu haben und glorifizierte den „Schulzwang" und die „Militärpflicht". Jetzt haben wir den Salat. In beiden hat sich der Staat, ja mehr denn das „die Gesellschaft" eine Rute aufgebunden: der Schulzwang hat alle Welt lesen gelehrt und mit dem Halbbildungsdünkel den letzten Rest von Autorität begraben; die Militärpflicht hat jeden schießen gelehrt und die wüste Masse zu Arbeiterbataillonen organisiert. Gewiß, der Versuch mußte gemacht werden, aber Rousseau hat recht behalten, der schon 1750 schrieb: „Künste und Wissenschaften zwingen es nicht." Nun soll der Brunnen zugemacht werden; ein Reaktionsregiment wird beginnen, und der Notschrei „Religion, Religion" wird überall laut werden, sogar in den Bourgeoishäusern, die ernstlich anfangen, für ihren Geldbeutel besorgt zu werden. Aber es wird nichts helfen. So was läßt sich nicht „besorgen". Es muß kommen, das Erscheinen großer Geister muß den Volksgeist umgestalten. Aber dürfen wir darauf rechnen? Mit Gesetzesparagraphen und langweiligen Pastoren zwingt man's nicht.

Hier alles munter. Ergeh' es auch Dir gut. Dein

Th. F.

An Martha Fontane.

208) Berlin, d. 5. Juni 1878.

Meine liebe Mete.

Man geht durch alle möglichen Stadien, und mein neuestes Stadium ist Abneigung gegen Briefschreiben, sonst hättest

Du längst ein paar Zeilen von mir erhalten. Über Dr. Nobling verbreit' ich mich nicht; die Zeitungen bringen alles, was sie wissen und nicht wissen. Von letzterem am meisten. So die rührende Geschichte von der Konfrontation von Mutter und Sohn, die, schlecht gerechnet, eine Million Tränen hervorgerufen hat; denn Rührseligkeit und Tränendrüse sind auch der entarteten Menschheit treu geblieben. Ich traute übrigens der Geschichte gleich nicht. Es sind ja doch alles gebildete Menschen, und da fand ich den Anfang des Dialogs: „Karl, hast du Geld genommen?" etwas unterm Stand. Diese Frage, so conspicuously in den Vordergrund gestellt, kann nur von einem Reporter herrühren, der keins hat. Übrigens ist Berlin schon wieder fidel, und die Meininger, der Kongreß und die Badereisen fangen schon wieder an, die hiesige Menschheit mehr zu interessieren als die 38 Schrotkörner und die Frage, ob sie sich „verkapseln" werden oder nicht. Mich amüsiert am meisten in solchen Zeiten das Zeitungsdeutsch; in jedem Satz sind drei Widersprüche oder drei Dummheiten oder drei hochverräterische Anzüglichkeiten. Am meisten, wenn sie loyal sein wollen. So las ich heut in der Vossin: „... die kronprinzlichen Herrschaften trafen ein, er blaß und bewegt, die Frau Kronprinzessin aber vollkommen wohl und von blühendstem Aussehn." So darf man in solchen Zeiten als Schwiegertochter nur aussehn, wenn man Kupfer im Gesicht hat. Ich bin wahrscheinlich der einzige Leser, der dergleichen aufpickt und sich daran erquickt.

Mama ist nun schon acht Tage fort, ohne daß ich Ruhe gefunden hätte, die, bei manchem sonstigen Schatten, die Lichtseite des Alleinseins ist. Es geht mir nicht besser als Herrn H. Dieser erzählte mir neulich: „Sehn Sie, da reist meine Frau nach Wesel, um bei Fannys Entbindung zugegen zu sein. Ich geb' ihr meinen Segen und rechne so: 14 Tage warten, dann das Kind, dann nach vier Wochen Taufe, dann Rückkehr. Aber

was geschieht? Um sieben Uhr kommt meine Frau an, um neun Uhr ist der Junge da. Was sagen Sie dazu? Ein Reinverlust von baren 14 Tagen." So hab' ich auch die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Ich wollte mich „einkapseln", viel spazierengehn, viel lesen und mich peu à peu auf meine Arbeiten vorbereiten; statt dessen rast das Theater und verlangt beinahe täglich sein Opfer. Natürlich mich. Auch für L. P. habe ich einspringen und zwei lange Kunstkritiken für ihn schreiben müssen. Die Sachen selbst haben mich übrigens interessiert, und hinterher bin ich froh, das Einerlei meiner Tage durch etwas, was mich fördert und belehrt, unterbrochen zu sehn.

Letzten Freitag war ein großes Dejeuner bei Paul Lindau, dem neuen amerikanischen Gesandten Bayard-Taylor zu Ehren — seines Zeichens eigentlich Schriftsteller, sogar Dichter. Also niedrigster Grad. Von politischen Persönlichkeiten waren noch Odo Russell (der ein besonderes liking für Lindau hat), der griechische Gesandte Rhangabè und Dr. Lasker geladen. Russell kam nicht, hatte Wichtigeres zu tun; sein Vater, der berühmte Lord John Russell, später Earl Russell, war gestorben. Sonst waren noch die alten Nummern da: Auerbach (der Taylor in sehr hübscher Weise antoastete), Heinrich Kruse, Dohm, Scholz, Meyerheim, Anton v. Werner, Gussow, ein Daily-News-Korrespondent (mein Tischnachbar) und viele andre noch; im ganzen 26 Personen. Alles höchst opulent. Als ich um sechs Uhr das Lokal verließ (Kronprinzenufer 4) und eben die kleine scheußliche Unterbaumbrücke passierte, fuhr ein dicker, wohlsituierter Herr in einer Droschke, übrigens zweiter Klasse, an mir vorüber. Sein Kopf steckte halb in einem Zeitungsblatt. Keine Zeit versäumen! Dieser dicke, wohlsituierte Herr war natürlich Onkel Witte. Grüße ihn bestens, ebenso seine teure, hochverehrte Frau, Lisen und den Kinderrest. Ergeh' es Dir gut. Wie immer Dein alter Papa

An Emilie Fontane.

209) Berlin, d. 5. Juni 1878.

Meine liebe Frau.

Besten Dank für Deinen Brief. Du fragst, wie man früher solcher Bewegungen Herr geworden ist? Darauf ist nicht direkt zu antworten; denn *solche* Bewegungen hat es früher nicht gegeben. Wie war es früher? Eine revolutionäre Natur, ein mit Potenzen ausgerüsteter Tunichtgut verführte entweder große, harmlose Volksmassen, oder er stellte sich an die Spitze bereits vorhandener Unzufriedener. Im ersten Falle fing man den Anführer, hing ihn und alles war vorbei. Im letzteren Falle geschah zunächst dasselbe, aber kleine berechtigte Forderungen (Bier- oder Brottaxe heruntergesetzt, und ähnliche Lappalien) mußten erfüllt werden. Das alles war Kinderspiel; man befand sich einer stupiden Menge gegenüber. Das ist jetzt anders. Millionen von Arbeitern sind gerade so gescheit, so gebildet, so ehrenhaft wie Adel und Bürgerstand; vielfach sind sie ihnen überlegen. Der junge R. ist ein Tischlergeselle; glaubst Du, daß er verschiedenen jungen Leuten aus unsrer Bekanntschaft nachsteht? Gewiß nicht. Nun ist der junge R. zwar zufällig ein Bürgerssohn, er könnte aber auch der Sohn einer alten Waschfrau sein. Dann hättest Du den echten Repräsentanten des vierten Standes. Alle diese Leute sind uns vollkommen ebenbürtig, und deshalb ist ihnen weder der Beweis zu führen, „daß es mit ihnen nichts sei", noch ist ihnen mit der Waffe in der Hand beizukommen. Sie vertreten nicht bloß Unordnung und Aufstand, sie vertreten auch *Ideen*, die zum Teil ihre Berechtigung haben und die man nicht totschlagen oder durch Einkerkerung aus der Welt schaffen kann. Man muß sie *geistig* bekämpfen, und das ist, wie die Dinge liegen, sehr, sehr schwer. — Vorläufig ist übrigens noch keine Gefahr. — Gruß und Kuß von Deinem Th. F.

An Emilie Fontane.

210) Berlin, d. 8. Juni 1878.

Geliebte Frau.

Am ersten Pfingsttage sollen Dir Grüße von hier nicht fehlen. Unter den Beilagen dieses Briefes lege ich Dir den Artikel über den Untergang des „Großen Kurfürsten" und unsre Marine überhaupt besonders ans Herz. Alles ist mir wie aus der Seele geschrieben, wobei ich noch eigens bemerken muß, daß die Weser-Zeitung (in Bremen erscheinend) nationalliberal, preußisch-ministeriell — nicht nach Stellung, sondern nach Überzeugung — und überhaupt das vornehmste Blatt ist, das wir in Deutschland haben. An der Spitze stehen Männer wie Gildemeister, der, wenn ich nicht irre, vor 15 Jahren sogar der Chefredakteur des Blattes war. Vier Schiffe bilden eine Flotte; Wert derselben 40 Millionen Mark, also halb so viel, wie früher der ganze preußische Staat Jahreseinnahme hatte. Und in nicht voll 14 Tagen, ohne Sturm, bei dem klarsten Wetter, bei vollzähligster Bemannung sind drei Schiffe vorläufig unbrauchbar: eins total verloren, das andre halb ruiniert und das dritte dreimal auf den Grund gefahren. Wenn das alles Unglück ist, dann muß es von unserm 70er Kriege mit demselben Rechte heißen: alles Glück. Davon will man indessen — und mit Recht — nichts wissen. Ebensowenig ist aber die Schiffsgeschichte „Unglück". Was die Weser-Zeitung andeutet, aber nicht nennen will, das ist das von mir ewig gesungene Lied von der Examenweisheit und vom Examendünkel. Erst neulich sagte ein ernsthafter Mann — ich glaube Alexander Meyer oder Gildemeister —, wir seien die Vorderchinesen. Ja, das ist richtig. Einer wird dreimal oder siebenmal examiniert, und nun weiß er nicht bloß alles, nun kann er auch alles. Bei jeder Entbindung, bei jedem verrenkten Fuß wird einem klar, was bei der ewigen Studiererei herauskommt. Wissen ist gut als Unterstützung,

Förderung und Aufklärung im Praktischen; wenn es aber die Praxis ersetzen soll, so ist es keinen Schuß Pulver wert. Selbst in der Armee, dem Besten, was wir haben, fängt die Sache an gefährlich zu werden; jeder generalstäblert, schlägt Schlachten auf dem Papier und kann keine Sektion über den Rinnstein führen. Alles immer von höchsten Gesichtspunkten aus, alles immer im Zusammenhang mit Wissenschaft und Ewigkeit, und das Kleine, das recht eigentlich das Leben ausmacht, geht darüber verloren. Jeder hält sich für das Größte berufen, und das Kleinste kann er nicht. Daher will alles Meister sein, Lehrlinge und Gesellen gibt es nicht mehr. Jeder liest eine Zeitung, schreibt einen Brief und zahlt seine Steuern; und wer das kann und tut, der ist so gut wie sein Nachbar, der ja im wesentlichen auch weiter nichts leistet. Vor diesem Geist der Unbotmäßigkeit erschrickt jetzt alles; aber damit, daß sie wie verrückt nach Kirche und Polizei schreien, damit werden sie ihn nicht bannen. Entweder „Hammerschläge I" und „Hammerschläge II", wie komischerweise in Allein und Frei[1]), müssen kommen oder, was schöner wäre, ein großer Mann, ein Erwecker, ein Licht- und Flammenträger muß die ganze Geschichte mal wieder aus ihrer Misere herausreißen. Ich freue mich, in dieser Zeit gelebt zu haben und nicht ein Menschenalter oder ein Jahrhundert früher. Aber das ist wahr: eine grenzenlose Fadheit und Flachheit gähnt einem überall entgegen, und der gebildete Durchschnittsmensch, der Examenheilige, macht einen unsagbar tristen Eindruck.

Dies ist ja eine wundervolle Pfingstpredigt geworden und natürlich auch von einem richtigen Klugschmus gehalten. Aber zweierlei hab' ich voraus: erstens hab' ich keine Examina gemacht oder schlechte, und zweitens hab' ich ein Einsehn davon, daß es mit meiner Weisheit nichts ist, daß es überall entsetzlich hapert.

[1]) „Allein und frei", Roman von Theodor Hermann (Pantenius).

Wenn ich dann und wann sicher bin, so sind es Sachen, die mir der liebe Gott mit auf den Lebensweg gegeben hat. Empfiehl mich allerseits. Dein Th. F.

An Emilie Fontane.

211) Berlin, d. 12. Juni 1878.

Meine liebe Frau.

Es ist sehr liebenswürdig, daß Du auf meine vielleicht nur allzuoft wiederholte Klage eingehst und in aller Gütigkeit gegen mich doch schließlich alles aus meinen eignen Fehlern und Schwächen, großen und kleinen, erklären willst. Es hilft mir nun mal nichts; es mag liegen, wie es will, das Ende vom Liede bleibt doch immer, daß ich unrecht habe. Mal sagst Du's freundlich, mal unfreundlich, aber es bleibt immer dasselbe. Streite ich mit dem dümmsten Menschen über Kunst, schreibt mir wer einen anzüglichen Brief, findet wer meine Kritik zu scharf, meine Bücher zu langweilig — Du sekundierst immer meinem Gegner. Diesmal meinst Du es sehr gut, aber es wird dadurch nicht richtiger. Ich bin kühl, nicht sehr aufmerksam, etwas rechthaberisch, etwas pedantisch und viel breiter und gründlicher, als die Menschen lieben. Es ließe sich über alle diese Dinge schließlich auch noch sehr streiten, aber ich will sie mal ohne weiteres gelten lassen; ich sage nur einfach: sieh Dir die andern an. Denkst Du denn, daß mich Z.s Urteile über Bücher, die er nicht gelesen hat, besonders interessieren? Glaubst Du denn, daß es eine Freude für mich war, unsern alten R. über seine unendlichen „Sitzungen" perorieren oder eine Anekdote zum 20. Male vortragen zu hören! Denkst Du denn, daß es mir nicht eine Tortur ist, unsern Æ., wenn er mit „Macbeth" oder „Hamlet" beginnt, sofort bei den „Walküren" oder dem „Oluf" ankommen zu sehn. Von den viel matteren Pilgern der Gesellschaft — denn dies sind die glänzenden Nummern — will ich gar nicht erst sprechen. Aber hast

Du je ein Zeichen der Ungeduld bei mir wahrgenommen? Zum Donnerwetter, wer sind all die lieben Leute, daß sie den Anspruch erheben können, meine Aufmerksamkeit fordern zu dürfen, während sie mir die ihrige, nach Laune, versagen oder gewähren? Du weißt recht gut, daß ich, mit alleiniger Ausnahme von L. (und gerade über den hab' ich mich nie zu beschweren), den andern an Wissen, Esprit und Gedanken überlegen bin, und ich verlange, daß man mir dies zugesteht, sonst soll man mich in Ruhe lassen. Ich dränge mich nirgends ein; man fordert mich auf zu erscheinen, und nachdem ich erschienen bin, Du wirst dies einräumen, schaff' ich Leben in die Bude. Dafür sollte man mir danken; ich habe Anspruch darauf, „kajoliert" zu werden; denn, wie Du nur zu gut weißt, ich bringe Opfer, wenn ich mich von meinem Buch und meinem Teetisch trenne und statt dessen in meine halbschmutzigen weißen Handschuhe fahre. Nun aber ist das Opfer gebracht; mit einem heitern Todesmut, der einer bessern Sache wert wäre, spring' ich in die Bresche und erzähle den Leuten (nicht zu meiner Erbauung — ich schwiege lieber) vom Hundertsten und Tausendsten. Dafür verlang' ich einen Gesellschaftsorden, aber nicht lange Gesichter. Wer mir die zeigen will, der soll mich zu Hause lassen. Von aus dem Moment heraus erwachsener Verschuldung kann keine Rede sein; es wird nicht oft vorkommen. Kommt es aber vor, so muß man eben dieselbe Nachsicht üben, die ich beständig übe, und muß es um so eher, als ich solche gelegentlichen Verstöße gleich selbst fühle und nie unterlasse, um Entschuldigung zu bitten. Das tu' ich auch in bezug auf diesen Brief; ich habe nicht recht geschlafen, bin deshalb angegriffen, und so ist alles schwerfälliger und weitschichtiger herausgekommen, als es sollte. Soviel bleibt aber bestehn, und das ist des Pudels Kern: ich bin im gesellschaftlichen Leben sehr artig, sehr milde, sehr zum Verzeihen geneigt, und die andern sind es nicht.

Zwei Briefe leg' ich bei, die Dich mehr erfreuen werden als mein eigner deutscher Aufsatz. Namentlich die Zeilen von Hertz sind sehr freundlich. Zu meinen kleinen, beinahe zu meinen großen Glücken zählt es, daß dieser Mann, was sonst auch seine Schwächen sein mögen, in seinen freundlichen Gesinnungen gegen mich und meine Arbeiten so treu aushält. Bei meiner großen Reizbarkeit, die ich beklage, aber nun nicht mehr ablegen kann, würd' ich mit einem mäkligen, sich immer nüchtern und ablehnend verhaltenden Buchhändler gar nicht auskommen können.

Auf die „Ahnfrau" haben die Berliner nicht recht angebissen. Es war auch eine sonderbare Pfingstüberraschung; eine Frau wurde ohnmächtig, ein Mann vom Schlage getroffen. Kein Wunder. Den Schluß bildet eine Mondscheingruft mit neun Prachtsärgen; aus einem erhebt sich, völlig geisterhaft, die „Ahnfrau". Das war zuviel. Der Mann im Parkett fiel um. — Alles grüßt aufs herzlichste. Am meisten Dein

Th. F.

An Emilie Fontane.

212) Berlin, d. 15. Juni 1878.

Meine liebe Frau.

Gestern kam ich nicht zum Schreiben; allerhand kleine Pusselarbeit fraß den Tag weg. Habe Dank für Deinen letzten, sehr liebenswürdigen Brief. Was meinen „Unmut" angeht, dem ich in meinen zwei letzten Briefen Ausdruck gab, so kommt er mir heute schon wieder lächerlich vor. Jede kleine Freundlichkeit stimmt mich wieder um. Aber doch auch heute noch kann ich, trotz bester Laune und freundlichster Gesinnung gegen all und jeden, nicht finden, daß ich mit meinen gelegentlichen Verstimmungen und Anklagen unrecht hätte. Nein, nein, die Sache liegt einfach so, daß auch die besten Menschen das verdammte Erziehen nicht lassen können. Man spricht lebhaft,

mit einem Anfluge von Eitelkeit, Selbstgefühl, Überschätzung, und sogleich sind zwei, drei liebe Freunde da, die, als Anwälte höherer Sittlichkeit, glauben, einen Dämpfer draufsetzen zu müssen. Das ist aber ungehörig. Wer sich andauernd unpassend oder unbequem benimmt, mit dem bricht man den Verkehr ab. Wer sich im Einzelfall unpassend benimmt, dem sagt man es offen. Aber wegen ganz, ganz kleiner Eigenheiten, deren Nichtberechtigung schwer nachweisbar sein würde, aus bloßem Erziehungsdrang oder aus einer Eitelkeit heraus, die viel, viel größer ist als die des Beschuldigten, sich kühl, nüchtern, ablehnend verhalten wollen, das kann ich nicht billigen. Solche Bagatellen hat man die Verpflichtung, nicht bloß ruhig, sondern auch artig und freundlich hinzunehmen. Hinter dem Rücken, in Gesprächen mit der Frau oder mit andern Freunden, kann man sich schadlos halten und hecheln und medisieren; aber direkte kleine Strafakte von Mann gegen Mann dürfen nicht vorgenommen werden. Bei Behandlung dieses Themas — eine Art Gesellschaftslehre — will ich doch auch gleich anfügen, daß ich mich freue, Dich in Deiner Stellung zu den sogenannten „gleichgültigen Menschen" grundsätzlich verändert zu sehn. Die Menschen und unsre Beziehungen zu ihnen dürfen uns nicht gleichgültig sein. Man kann die Menschen vermeiden, aber von dem Augenblick an, wo man mit ihnen verkehrt, hat man auch Verpflichtungen gegen sie. Man muß freundlich sein, sich angenehm zu machen suchen und erst damit aufhören, wenn man wahrnimmt (in Deutschland leider die Regel), daß alle diese Anstrengungen vergeblich sind.

Deine Bestellungen an Mathilde hab' ich ausgerichtet, nur nicht die wegen des Tapeziers. Es ist mir unangenehm (darin der reine Gutzkow mit „blauen Atlastapeten"), ohne Teppich in meiner Stube zu sitzen; oder richtiger, ich fühle, daß, wenn auch noch der Teppich fehlt, die ganze Sache zu sehr

„unter unserm Stand" ist. Und gerade dann kommt vielleicht Besuch.

Mit meiner Gesundheit geht es gut, besser als seit Jahr und Tag. Und doch fühl' ich, daß es eine wacklige Geschichte ist. Neulich im Theater hatt' ich einen Ärger, im Grunde genommen nur eine Bagatelle, aus der ich noch dazu mehr als Sieger wie als Besiegter hervorging. Und doch war mir eine Viertelstunde lang zumute, als müßt' ich auf dem Platze bleiben; das Herz schlug mir krankhaft, und um die Hüften herum hatt' ich einen heftigen Schmerz. Erst ganz allmählich ließ es nach. Das ist alles nicht so, wie es sein sollte; nervös war ich immer, aber doch nicht so. Und dann sag' ich mir wieder, was will man denn noch? Das Leben liegt hinter einem und die meisten 58er sind noch ganz anders ramponiert. Tieck, damals erst dreißig, kam zu dem berühmten Dr. Reil. Als Reil ihn untersucht und zugleich erfahren hatte, daß T. guten Schlaf habe, essen und trinken, spazierengehn und arbeiten könne, schnauzte er ihn an und sagte: „Gehen Sie, Sie sind eine der undankbarsten Kreaturen, die mir vorgekommen sind. Was wollen Sie denn eigentlich noch? Zum Bäumeausreißen sind Sie doch nicht auf der Welt!" Was würde der alte Reil erst mir gesagt haben? „Seien Sie froh, daß Sie sich noch des himmlischen Lichtes freuen, und verhalten Sie sich ruhig." Dr. H. ist kein Reil, macht aber immer Andeutungen, die auf diesen letzten Satz hinauslaufen.

Der Heydensche Geburtstag war reizend. Er muß sehr reizend gewesen sein, da ich dies ausspreche trotz des Bewußtseins, mit meinem kleinen Toast abgefallen zu sein. Ich hatt' es aber erwartet; es war meine Schuld, es konnt' ihn keiner recht verstehen. Und so war ich auch nicht empfindlich. Der Zauber dieser Heydenschen Gesellschaften besteht in ihrer Schönbildlichkeit; es sind immer Paul Veroneses, die man vor Augen hat, und jedesmal hab' ich das Gefühl: wenn sich dies

doch einfach in Worten wiedergeben ließe; es wäre das entzückendste und zugleich lieblichste Romankapitel von der Welt. Ein schöner Sommertag, die Türen auf, so daß man nach der einen Seite hin in das schöne Vorderzimmer, nach der andern Seite hin auf die kleine Treppenveranda sah. Keine strahlenden Schönheiten, aber lauter feine Köpfe. Dann nahmen wir den Kaffee auf der Veranda, alles in plaudernden Gruppen zu zwei und drei; nur unten schossen die jungen Leute nach der Scheibe. Von fern her Musik. Plötzlich hieß es: Clementine[1])! Und unerwartet, frisch und im reizenden Reisekostüm stand sie zwischen uns, händeschüttelnd, begrüßend und erzählend. Du siehst, ich kann auch mal loben. Mit einer Sensationsnachricht will ich schließen: N. ist wieder entlobt; die Braut, ohnehin nur durch ihre Eltern bestimmt, wollte schließlich nicht. Ich kann es ihr nicht verargen. Wenn ich mir N. in Leidenschaft denke, wird mir ganz himmelangst: ein Satyr, aber kakerlakig und ohne Haare. Und die sind noch das Beste am Satyr. Als ich's hörte, war ich einen Augenblick „perfectly struck", weil ich den Tag vorher hatte schreiben und ihn zu heute (Sonnabend) allervertraulichst zu Tisch hatte einladen wollen, zugleich unter scherzhaften Betrachtungen über Ehe, Brautstand, Liebe — alles so anzüglich wie möglich. Wie immer Dein Th. F.

An Theodor Fontane.

213) Wernigerode, d. 11. Juli 1878.
Borchertsche Häuser.

Mein lieber, alter Theo.

Deine Kiste hat mich sehr gerührt. „Ganz Theo", darin faßte ich das Familienlob zusammen. Und wie ich mich bei Dir dafür bedanke, so kannst Du Dich bei Deiner Mama be-

[1]) Clementine v. Weigel, die jüngste Schwägerin des Malers August v. Heyden.

danken, von der Du zwar nicht die Kiste, aber doch die Gabe des Schenkens und — was noch wichtiger — die Gabe des Aufmerkens mit dem Herzen hast. Die Fontanes sind alle hartgesottene Egoisten, die dann und wann Anfälle von Generosität kriegen, aber selten. Im ganzen verfahren sie nach dem Prinzip: „Nehmen ist seliger denn geben" und erkennen die Pflicht der Dankbarkeit theoretisch an, ohne sie praktisch zu betätigen.

Ein Bild unsres Daseins hier zu geben, ist nicht schwer: wir leben, sind glücklich und frieren. Das wird nun wohl Onkel Zöllner als untereinander unvereinbar ansehn; es ist aber doch so, denn aus dem Frieren erwächst einem eine beständige Berechtigung zum Schlafen, was wir denn auch zu allen Tageszeiten ausführen, ohne deshalb unsre Nacht zu verkürzen. Im Gegenteil, wir betrachten den Tagesschlaf als die Vorübung, um dann eine lange Nachtruhe als desto virtuosere Leistung folgen zu lassen. Nach diesem allen wird es Dich überraschen zu hören, daß ich, eine Parforcetour unternehmend, anderthalb Tage von hier fort war, um in Tangermünde Kirche, Burg und Rathaus anzusehn. Du weißt, daß meine neue Arbeit (Novelle)[1]) dort ihren Schauplatz hat. Die Reise war recht nett, trotzdem ich fünfmal umsteigen mußte. Wie leben doch die Leute in solcher Stadt. Mir war, als wär' ich in Reykjavik gelandet; Gott sei Dank hatte ich während der Nacht nicht den Krabla in der Nähe. Nichts belief mich.

Leb' wohl, mein alter Kerl. Wir haben hier den einen Trost, daß Du unter allzu großer Hitze nicht leiden wirst. Grüße alle lieben Freunde. So sich's macht, lade den jungen K. ein; ich komme für das „Fäßchen" auf, allenfalls auch für Deinen Verlust im Skat, wenn Du nicht zuviel Pech gehabt hast.

[1]) „Grete Minde", erschienen 1880 im Verlage von Wilhelm Hertz.

Denn das Tollste muß man immer allein tragen. Mit diesem großen Abgangssatz (eine Kunst, die mir Mete abgeguckt hat) schließ' ich, und bin wie immer Dein alter Papa

An Emilie Fontane.

214) Berlin, d. 10. August 1878.

Meine liebe Frau.

Besten Dank für Deine freundlichen Zeilen vom gestrigen Tage. Ich finde es ganz in der Ordnung, daß Du auf eine eigentliche Festbeschreibung verzichtet hast; dazu gehören ruhige Stunden, viele Bogen und bessere Tinte. Vorläufig genügen die 500 Kuchen. Da ich mir denke, daß es teils Kirsch- und Besing-, teils Kaffeekuchen mit Zucker und Zimt und gelbe Butterkuchen gewesen sind, so läuft mir das Wasser im Munde zusammen. Ich hätte nur gern ein paar Worte über diese Doppelausgabe der „promessi sposi" gehört. Übrigens bin ich persönlich gegen alle Zusammenmanschung, auch gegen die von Festen. Jeder muß sein Fest allein haben.

Hier passiert glücklicherweise wenig; ich bin bis 9 Uhr zu Hause, gehe dann eine Stunde spazieren, trinke Tee, lasse zwischen Zeitunglesen und Im-Fenster-Liegen Mitternacht, auch eins und zwei herankommen und trete dann meinen Rückzug ins Allerheiligste an.

Am Mittwoch kam ein mächtiges Paket aus Leipzig, am Donnerstag ein kleineres aus Fehrbellin. Jenes enthielt mein Romanmanuskript[1]); mit eigentümlichen Empfindungen hab' ich es auf den Boden schaffen lassen. So wird man auch selber mal beiseite geschafft, Müh' und Arbeit liegen zurück, und niemand kümmert sich mehr drum. Auch nur einen Augenblick darüber traurig sein zu wollen, wäre lächerlich. — Das Fehrbelliner Paket kam natürlich von meinem Hakenberger Kantor

[1]) „Vor dem Sturm", mittlerweile im „Daheim" zum Abdruck gelangt.

und enthielt sechs dicke blaue Hefte, aktenartig, in denen die Fehrbellinfeier (1875), Denkmal, Kugeln und sonstige historische Reliquien, alles ausführlich beschrieben sind. Dazu die mit den Behörden geführte, endlose Korrespondenz. In der Regel um einen Nasenp.... Ich hatte zunächst einen unangenehmen Eindruck davon und sah recht deutlich wieder, daß die Pflege des „Patriotischen" in unserm Lande Sache der Stümper, der Bedienten, der armen Teufel ist. Es hätte dies unter Umständen was Erfreuliches; aber überall guckt das Eselsohr der Eitelkeit, der Wichtigtuerei, der Ordenssucht heraus. Auch wohl eine Art Bettelei. Und aus den prinzlichen „Schatullen usw." werden dann von einem Hofrat zwei Taler geschickt. Alles unsagbar miserabel. An ein paar Stellen amüsierten mich diese langweiligen Aktenstücke aber doch. Dem Kantor war wirklich „der Adler zum Hausorden der Hohenzollern" zugebilligt worden, und dem Fehrbelliner Superintendenten ging Order zu, dem zu Dekorierenden diesen „Adler" feierlich zu behändigen. Über die Art und Weise, wie diese Feier in Szene zu setzen sei, wechseln nun der Fehrbelliner Superintendent und der Hakenberger Prediger Briefe, die von Spott und Verdruß eingegeben sind und in denen der zu feiernde Kantor immer nur der „patriotische Kugelsucher" genannt wird. Ich würde ganz auf seiten der beiden Schwarzröcke stehn, wenn nicht Neid und Hochmut der „Studierten" zu sehr hervorträten.

Außer den beiden Paketen sind mir noch zwei junge Damen ins Haus gekommen. Jede blieb zwei Stunden. Ich muß für die „älteren Semester" oder für die, die schon mit jüngeren Jahren im höheren Alter stehn, etwas Anziehendes haben. Und dabei beide grünen Rouleaus 'runter; eine wahre Tempeldämmerung rings umher. Aber freilich, wenn ich meine eigenen Empfindungen frage, so war es Diana- oder Vestatempel. Und nun lebe wohl. Herzlichste Grüße allerseits; Dir den besten von Deinem Th. F.

An Mathilde v. Rohr.

215) Berlin, d. 11. August 1878.
Potsdamer Straße 134 c.

Mein gnädigstes Fräulein.

Vielleicht, daß diese Zeilen gleichzeitig mit meinem Töchterlein bei Ihnen eintreffen, und doch stehen sie in gar keiner Beziehung dazu. Es ist eine rein literarische Frage, oder allenfalls auch eine historische, die mich heute schreiben läßt. Ich lese jetzt fleißig in Frau v. Rombergs „Sophie Schwerin“[1]), finde darin S. 27 den Namen v. Schack und wollte hiermit gehorsamst anfragen, ob dieser v. Schack derselbe ist, der in dem Leben Fräulein v. Crayns die Hauptrolle spielt. Ich denke mir, Frau v. Romberg wird die Frage mit ja oder nein beantworten können. Vielleicht fügt Frau v. Romberg aus ihren Erinnerungen wenigstens annähernd genau hinzu, in welchem Jahre der ganze traurige Vorfall stattfand. Dies ist wichtiger für mich, als Sie glauben können. Das Berliner Leben unmittelbar nach der Schlacht bei Jena — ich meine etwa von 1808 bis 1810, wo das königliche Paar aus Ostpreußen wieder in der Hauptstadt eingetroffen war — war total anders als in den Jahren, die der Jenaer Affäre unmittelbar vorausgingen. Das Kolorit der einen Zeit paßt nicht für die andre. Stimmungen, Anschauungen, alles hatte sich geändert. Nun ist es zwar wahr, daß ich die eine Zeit, sagen wir von 1804 bis 1806, gerade so gut schildern könnte wie die andre (1808 bis 1810). Jede der beiden Epochen läßt sich gut verwenden; jede hat, novellistisch angesehn, ihre besonderen Vorzüge. Aber um mit freudvoller Sicherheit zu schildern, muß ich doch beim Schildern die Gewißheit haben: die Dinge vollzogen sich wirklich zu dieser Zeit und zu keiner andern. Be-

[1]) Sophie geb. Gräfin Dönhoff. Aus deren eigenen Papieren von ihrer Schwester Amalie verw. Freifrau v. Romberg 1868 herausgegeben.

unruhigt mich fortwährend der Gedanke: „Du schilderst jetzt 1805, es ist aber vielleicht 1809 gewesen", so lähmt das meine Kraft. Es schadet nichts, wenn man Fehler macht. Man muß es nur nicht wissen, daß man sie macht, und muß nicht, unter der Arbeit schon, durch die Vorstellung davon geängstigt werden. Frau v. Rombergs Buch interessiert mich übrigens aufs höchste. Vielleicht, weil ich es jetzt mit mehr Muße lese als früher.

Mit Handkuß für Sie und einen Kuß für Martha, in alter Verehrung

Ihr dankbar ergebenster Th. Fontane

An Emilie Fontane.

216) Berlin, d. 13. August 1878.

Meine liebe Frau.

Besten Dank für Deine freundlichen Zeilen vom gestrigen Tage. Zu meiner Beruhigung habe ich daraus entnommen, daß Dein neuster Courmacher 85 Jahr ist. Sonst ist bekanntlich an goldenen und silbernen Hochzeiten alles möglich, und auch der älteste Flaschenwein kommt noch mal ins Steigen und Gären.

Gestern war ich bei N.s zu Tisch und blieb von vier bis neun. Sehr angenehm, comme toujours. Sie bereiten nur eine unglaubliche, schmutzig-rötliche Suppenpampe, die sie, glaub' ich, „Krebssuppe" nennen, eine Monstrosität auf dem Gebiete der Kochkunst und von einer Bauchgefährlichkeit ohnegleichen. Dabei fällt mir ein, daß mir, auf dem Rückwege von N.s, W. G. begegnete, der mir ausführlich von seiner Frau erzählte: er habe anfangs geglaubt, sie werde verrückt werden; schließlich aber habe sich herausgestellt, sie habe eine „Wandelniere". Um das „Wandeln" — eine Art Bauchpromenade — wieder zur Ruhe zu bringen, befände sie sich in Franzensbad; andere Ärzte aber meinten, sie könne auch ebensogut im Zoologischen Garten sitzen. Ich schloß mich dieser letztern Ansicht

mit voller Überzeugung an. Aber ich frage Dich, was soll noch Bestand auf Erden haben, wenn selbst die Nieren zu wandeln anfangen. Die Nierensteine sind ja alte Planeten oder Wandelsterne des häuchlichen Mikrokosmus, aber die Niere selbst war Fixstern im System.

Meine Novelle hab' ich angefangen und sehe wenigstens, daß es geht. Bleibt mir Kraft und Gesundheit, so muß es etwas Gutes werden. Zugleich hoff' ich, den Leuten zu zeigen, daß ich auch, wenn der Stoff es mit sich bringt, eine „psychologische Aufgabe" lösen und ohne Retardierung erzählen kann. Ich wiegte mich gestern in sehr angenehmen Vorstellungen darüber, die heute wenigstens noch nachklingen, oder richtiger, deren ich mich heute wenigstens noch erinnere. Denn meine momentane Stimmung ist ziemlich deprimiert und muß alles, was wie Hoffnung aussieht, aus dem Gestern und nicht aus dem Heute schöpfen. Ich leide nämlich unter diesem Wetter, das heute toller, herzbeklemmender und lähmender ist als seit Wochen. Das wird mir immer klarer, daß man während der Monate Juli und August wirklich in Berlin nicht leben kann; bei bummeln, spazierenfahren und frühstücken kann man's allenfalls aushalten, geistige Arbeit aber verbietet sich.

In den letzten Tagen hab' ich viel Julian Schmidt gelesen, immer wieder mit Vergnügen; schade, daß er persönlich oder wenigstens gesellschaftlich unzuverlässig ist. Jetzt lese ich die Memoiren von Sophia Schwerin, aus denen ich doch viel lerne (mehr als ich erwartete), und werde, wenn ich damit fertig bin, die von Harnisch und Kügelgen folgen lassen. Ich brauche nämlich Züge aus diesen Büchern zu einer zweiten Novelle, die folgen soll, wenn ich mit „Grete Minde" fertig bin[1]). — Gleichzeitig mit diesen Zeilen geb' ich die letzte Num-

[1]) Es handelt sich um die Novelle „Schach von Wuthenow", die allerdings erst 1883 zur Veröffentlichung gelangte, nachdem mittlerweile noch „Ellernklipp" und „l'Adultera" erschienen waren.

mer der „Gegenwart" zur Post. Der längere, aus „Blackwoods Magazin" genommene Artikel über Bismarck ist so gut, wie ich auf diesem Gebiete lange nichts gelesen habe. Dagegen verblaßt wieder der Macaulay-Essay. Ich denke mir, daß inhaltlich das meiste von Bucher herrührt, und daß Herr von Blowitz ihn geschrieben hat. Dieser Herr v. B., ein ganz eminenter Kerl, ist Timeskorrespondent in Paris, war aber während des Kongresses von den Times hierher geschickt worden und hatte bei dieser Gelegenheit mehrfache Gespräche mit Bismarck.

Tausend Grüße. Wie immer Dein Th. F.

An Wilhelm Hertz.

217) Berlin, d. 5. November 1878.
Potsdamer Straße 134c.

Sehr geehrter Herr Hertz.

Den „Frankfurter Fall" habe ich mir noch überlegt. Alles in allem, es ist nicht so schlimm. Ist der Buchhändler noch derselbe, den wir vor etwa fünfzehn Jahren (nachher Besuch des Kunersdorfer Schlachtfeldes) aufsuchten, so darf ich sagen, einen größeren Lederschneider nie gesehn zu haben. Eng, klein, ängstlich. Wenn erst „Ludchen"[1]) gesprochen hat und der Landpastor sein Ohr spitzt — welches sag' ich nicht —, so wird alles anders werden. Ich kenne Barnim und Lebus, und beide werden mir meine Treue lohnen. Es ist der Teil unserer Provinz, wo das meiste Geld und das stärkste Selbstbewußtsein zu Hause ist. Das gibt ein gutes Publikum. Dazu freut sich jeder, seinen Namen gedruckt zu sehn.

Ihr Gedanke mit Schulrat Klix ist brillant. Und ist es nicht Klix, so irgendein andrer. Glückt es, diese Seite des Romans zur Geltung zu bringen, so haben wir ein „Zeichen der Zeit" und damit vielleicht gewonnen Spiel. Ich muß dabei

[1]) Ludovica Hesekiel.

einen Augenblick verweilen. Der große Zug der Zeit ist Abfall. Aber man hat es nachgerade satt. Die Welt sehnt sich aus dem Haeckelismus wieder heraus, sie dürstet nach Wiederherstellung des Idealen. Jeder kann es jeden Tag hören. Und es ist ernst gemeint. Da kommt nun dieses Buch, das dem in tausend Herzen lebendigen Gefühl Ausdruck leiht. Hätt' ich es gewollt, hätt' ich auch nur einen Tropfen „fromme Tendenz" hineingetan, so wäre es tot, wie alles Zurechtgemachte. Aber es steckt in dem Buche ganz gegen mein Wissen und Willen. Ich finde es jetzt zu meiner Überraschung darin, und doch liegt eigentlich kein Grund zur Überraschung vor; denn alles, was ich gegeben habe, ist nichts als der Ausdruck meiner Natur. Ich hoffe, daß es auch so wirkt. Trifft dies zu, so ließe sich sagen: „Seht, der Wind dreht sich; die alten Götter leben noch. Unsinn. Das Christentum ist nicht tot. Es steckt uns unvertilgbar im Geblüt, und wir haben uns nur darauf zu besinnen. Jeder, der sich prüft, wird einen Rest davon in sich entdecken. Und diese Reste müssen Keime zu neuem Leben werden." Was sagen Sie zu dieser Nachmittagspredigt?

In vorzüglicher Ergebenheit Th. Fontane

An Wilhelm Hertz.

218) Berlin, d. 24. November 1878.
Potsdamer Straße 134 c.

Sehr geehrter Herr Hertz.

Daß Julian Schmidt, über den sich heute Lindau[1]) nicht allzu glücklich hermacht — denn es wirkt alles, wie aus persönlicher Gereiztheit hervorgegangen — den Roman besprechen will, ist mir eine große Freude. Sein Wort, wenn ich mich unter unsern Kritikern umsehe, hat doch noch das größte Ansehen. Seine Belesenheit ist enorm und sein Stil wundervoll.

[1]) Der Schillerpreis und „Agnes von Meran" in der „Gegenwart" Nr. 47.

Bismarck soll gesagt haben, „er schriebe am besten“. Dem wird zuzustimmen sein. Frenzel kommt ihm nah, ist aber weniger knapp und, worauf ich ein großes Gewicht lege, weniger humoristisch. Gerade diese Stellen sind bei Julian Schmidt immer brillant. Lindau schreibt auch reizend und ist nicht ohne Grazie, aber es ist doch die Grazie einer Dame von der Opéra comique.

Es schadet gar nichts, wenn Julian Schmidt auf die Schwächen des Buches stark hinweist, wenn nur das Ganze nicht zu kurz kommt, will sagen: nicht lau und flau behandelt wird. Das ist der Tod; nicht ein energischer, aber wohlmeinender Tadel. Ich denke mir: eines wird er anerkennend hervorheben, und das Eine ist mir die Hauptsache. Das Buch ist der Ausdruck einer bestimmten Welt- und Lebensanschauung. Es tritt ein für Religion, Sitte, Vaterland, aber es ist voll Haß gegen die „blaue Kornblume“ und gegen „Mit Gott für König und Vaterland“, will sagen: gegen die Phrasenhaftigkeit und Karikatur jener Dreiheit. Ich darf sagen — und ich fühle das so bestimmt, wie daß ich lebe —, daß ich etwas in diesem Buche niedergelegt habe, das sich weit über das herkömmliche Romanblech, und nicht bloß in Deutschland, erhebt, und nichts hat mich mehr gereizt, als daß einer meiner besten Freunde (Name später mündlich) so tut, als ob es so gerade nur das landesübliche Dutzendprodukt wäre. Daß es gerade das nicht ist, wird Julian Schmidt gewiß sagen. Denn es ist es nicht.

Roquette, sonst etwas nüchtern, hat mir beinahe enthusiastisch über meinen Roman geschrieben und will ihn in der Augsburger „Allgemeinen Zeitung“ besprechen. Er ist nur nicht ganz sicher, ob die „Augsburgerin“, zu der er übrigens alte, aber doch immer nur zeitweilige und vorübergehende Beziehungen unterhält, diese seine Kritik auch nehmen wird. Bei der Wichtigkeit der „Augsburgerin“, worin ich Ihnen ganz

zustimme, entschließen Sie sich vielleicht zu einer kurzen Anfrage bei dem Ihnen, denk' ich, halbbefreundeten Chefredakteur[1]), ob er wohl geneigt sei, die Roquettesche Kritik über den Roman zu bringen?

Pardon für diesen langen Brief; aber in eigner Sache hat man immer viel zu sagen.

Wie immer Ihr Th. Fontane

An Wilhelm Hertz.

219) Berlin, d. 1. Dezember 1878.
Potsdamer Straße 134c.

Daß Sie den Brief Paul Heyses, sehr geehrter Herr Hertz, selbst kopiert haben, hat mich gerührt, und für diese besondre Guttat muß ich mich eigens noch bedanken. — Ich hatte beim Lesen denselben angenehmen Eindruck wie beim Hören. Er ist so graziös, so witzig, so wohlwollend, daß er einem eben alles sagen kann. Nur eine ganz kleine Natur kann sich dagegen auflehnen. Nur in einem — und zwar in einem Hauptpunkt — hat er entschieden unrecht. Der Schwerpunkt des Buches liegt nicht im „Landschaftlichen", wenn er diesem Worte auch die allergrößte Ausdehnung geben und alles Deskriptive darunter verstehen will. Der Schwerpunkt liegt vielmehr in der Gesinnung, aus der das Buch erwuchs, und wenn es einen bescheidenen Erfolg erringen sollte, so werden Kapitel wie das vierte des ersten Bandes, im zweiten Bande das Zwiegespräch zwischen Berndt und Kniehase beziehungsweise zwischen Berndt und Othegraven, im dritten Bande das Prinz-Ferdinand- und das Vninski-Kapitel und im letzten Bande die Kapitel, die dem Frankfurter Überfall unmittelbar folgen, die wahre Ursach' davon sein. Alle aber haben mit dem „Landschaftlichen" gar nichts zu schaffen. Morgen abend schreib' ich an Paul. Den

[1]) Otto Braun.

eben behandelten Differenzpunkt berühre ich aber mit keinem Wort — es würde bloß kleinlich erscheinen.

Wie immer in vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane

An Wilhelm Hertz.

220) Berlin, d. 2. Dezember 1878.
Potsdamer Straße 134c.

Sehr geehrter Herr Hertz.

Für Heyses „Leopardi“[1]) meinen herzlichsten Dank. Es ist ein schönes Buch, innerlich wie äußerlich. Wollen Sie glauben, daß ich mit Schmerz darin geblättert habe, nicht um Leopardis, sondern ganz egoistisch um meinetwillen? Und warum? Weil ich fühle, daß ich derartiges in der Tretmühle des Dienstes und der Tagesarbeit nicht einmal lesen kann. Ich höre, wirklich und bildlich, Drehorgeln um mich her, und heisere Tingeltangelstimmen dringen von einem Berliner Hof her zu mir herauf. Dazwischen Leopardische Aolsharfenklänge, vornehm und wie aus einer andren Welt, wäre Profanation. Immer nur im Sommer, wenn man ein paar Wochen lang all den Wust hinter sich wirft, kann man sich mit solchen Dingen beschäftigen. Und so sollte das Leben nicht sein, wenigstens nicht das meinige. Und das ist es, was mich verstimmt.

An Paul schreib' ich erst morgen. Wie immer Ihr

Th. Fontane

An Wilhelm Hertz.

221) Berlin, d. 17. Dezember 1878.
Potsdamer Straße 134c.

Sehr geehrter Herr Hertz.

Gestern schloß ich mit einer Betrachtung über Louis Schneider. Nun haben wir einen neuen Toten: Gutzkow[2]). Es kann

[1]) Giacomo Leopardi. Deutsch von Paul Heyse. 2 Teile. Berlin, W. Hertz, 1878.

[2]) Gutzkow war am 16. Dezember gestorben.

einem ganz graulich werden. Frenzel, aber ohne Namensunterschrift, widmet ihm in dem heutigen Abendblatt der „Nat.-Ztg." einen kurzen Nachruf, den ich vorzüglich finde. Nur glaub' ich, zu anerkennend. Alles an dem Manne war Unruhe, und die Muse bedarf bekanntlich vor allem der Muße, der Ruhe. Er war ein brillanter Journalist, der sich das „Dichten" angewöhnt hatte und es ähnlich betrieb wie Korrespondenzen und Tagesartikelschreiben. Das hält aber die Dichtung nicht aus. Die bedarf mehr Pflege und Liebe. Auerbach sagte mir mal: „Die ganze Gutzkowsche Produktion drehe sich um Gutzkow selbst." Ich glaube, dies ist richtig, und damit ist ihr Todesurteil ausgesprochen.
Wie immer Ihr Th. Fontane

Briefe aus den Jahren 1879—1881.

Wie schon in den Jahren 1876 bis 1878, so war auch in den unmittelbar folgenden die schriftstellerische Tätigkeit Fontanes vorzugsweise dem Gebiete des Romans und der Novelle gewidmet. Noch in der zweiten Hälfte des Jahres 1879 wurden „Schach von Wuthenow" und „Ellernklipp", in den ersten Monaten des Jahres 1880 „L'Adultera", in den letzten Monaten des Jahres 1881 „Stine" geschrieben, während dazwischen auch schon „Graf Petöfy" in Angriff genommen worden war. Veröffentlicht wurden davon vorläufig nur „L'Adultera" und „Ellernklipp", da sich Fontane in der wiederholten Durcharbeitung und Feilung seiner Arbeiten, für die er in der Regel die Muße seiner Sommerfrischen verwandte, nicht genug tun konnte. — Von seinen „Wanderungen durch die Mark Brandenburg", deren neue Kapitel — wie schon früher — zunächst in verschiedenen Zeitungen und Zeitschriften zum Abdruck gelangten, erschien im Jahre 1881 ein IV. Band „Spreeland". Auch sind in jener Zeit bereits einige seiner umfangreicheren märkischen Studien entstanden, die später zu dem Buche „Fünf Schlösser" vereinigt wurden.

An Wilhelm Hertz.

222) Berlin, d. 8. Januar 1879.

Sehr geehrter Herr Hertz.

„Die Braut von Messina" ist schuld, daß ich Ihnen erst heute für die gefällige Mitteilung der Geibelschen Briefstelle danke, die mich sehr erfreut hat. So zutreffend Pauls Urteil — ich hatte vor drei Tagen auch noch einen direkten Brief von ihm — über mein Buch ist, so, glaub' ich, empfindet er seiner ganzen Natur nach die Mängel etwas stärker als nötig und legt etwas zu wenig Gewicht auf das, was die Seele des Ganzen ist. In letztrem Punkt liegt der Unterschied zwischen seinem und Geibels Urteil. Dieser kann dem, was ich eigentlich wollte: Verherrlichung der Vaterlandsliebe über die bloße, mehr oder weniger geschraubte „Loyalität" hinaus und Verherrlichung christlichen Sinnes und Lebens auf Kosten christlicher Bekenntnisformeln gerechter werden als jener. Denn er empfindet ähnlich wie ich.

Die „Kölnische" schließ' ich mit bestem Danke diesen Zeilen bei. Heinrich Kruse hatte mir schon die Nummer vom 30. Dezember, in der es zuerst stand, geschickt und Gelegenheit genommen, übrigens in sehr liebenswürdiger Weise, mich an zwei unrezensiert gebliebene Stücke von ihm zu mahnen. In vorzüglicher Ergebenheit Th. Fontane

An Wilhelm Hertz.

223) Berlin, d. 14. Januar 1879.
Potsdamer Straße 134c.

Sehr geehrter Herr Hertz.

Natürlich eine höchst erfreuliche Mitteilung, auch die, daß Sie's noch einmal mit tausend wagen wollen. Denn ich empfinde ganz wie Sie und staune darüber, daß in einer nicht bücherkaufenden Bevölkerung alles in allem sechs- oder siebentausend „Märkische Wanderungen" verkauft werden konnten.

Ich sah gleich nach Eingang Ihrer freundlichen Zeilen meine dicken Pakete, die unter anderm auch die Neueinteilung des Stoffes enthalten, durch und sah auf den ersten Blick, daß viel mehr Stoff da ist, als in dem betreffenden Bande untergebracht werden kann. Ich werde also im wesentlichen nur auszuscheiden und mich mit der Frage zu beschäftigen haben: „Was kann am ehsten weg?" Umarbeiten will ich zwei Kapitel: Küstrin und Gusow, die beide schwach sind[1]). In „Gusow" will ich, unter Benutzung seitdem erschienener Monographien, ein knappes Lebensbild Derfflingers geben und in „Küstrin" die ganze Katte-Tragödie von Anfang bis Ende darstellen. Das ist dann wirklich etwas Interessantes und in dieser Umfassendheit noch nicht da. In drei Tagen bin ich mit meiner für „Nord und Süd" bestimmten, längeren Novelle fertig. Ist es Ihnen recht, so beginne ich gleich in der nächsten Woche mit der Zusammenstellung des Stoffes und mit Niederschreibung des neuen Küstrinkapitels, auf das ich mich selber freue.

Die Besprechung des Romans in „Mehr Licht"[2]) hab' ich erst heute, durch Ihre Zeilen darauf aufmerksam gemacht, gelesen. Es ist „toll genug". Nur die Stelle, daß der Erzähler nicht mitsprechen darf, weil es gegen das „epische Stilgesetz" sei[3]), erscheint mir als reine Quackelei. Gerade die besten, be-

[1]) Es handelt sich um die dritte Auflage des zweiten Teils der Wanderungen „Oderland". (Berlin 1880.) Die Kapitel „Gusow" und „Küstrin" befanden sich ursprünglich im ersten und kamen erst jetzt in diesen Band.

[2]) „Mehr Licht." Eine deutsche Wochenschrift für Literatur und Kunst. Herausgegeben von Silvester Frey. (Berlin 1878—1880.) 1. Jahrg. Nr. 15. Die sehr anerkennende Besprechung ist von Eugen Zabel verfaßt.

[3]) Friedrich Spielhagen hatte dieses Prinzip der Objektivität in dem Roman „Platt Land" (Leipzig 1879) streng durchgeführt und auch theoretisch verfochten. Vgl. Wilhelm Scherers Kleine Schriften (Berlin 1893), Bd. 2, S. 165 f. und Friedrich Spielhagens Vermischte Schriften (Berlin 1864), Bd. 1, S. 174 ff. und Beiträge zur Theorie und Technik des Romans (Leipzig 1883.)

rühmtesten, entzückendsten Erzähler, besonders unter den Engländern, haben es immer getan. Dies beständige Vorspringen des Puppenspielers in Person hat für mich einen außerordentlichen Reiz und ist recht eigentlich das, was jene Ruhe und Behaglichkeit schafft, die sich beim Epischen einstellen soll. Die jetzt modische „dramatische" Behandlung der Dinge hat zum Sensationellen geführt.

In vorzüglicher Ergebenheit Ihr Th. Fontane

224) An Julius Rodenberg.

Berlin, d. 29. Januar 1879.

Hochgeehrter Herr.

Eben habe ich Mm.[1]) über meinen Roman sprechen hören und ich eile, ihm, beziehungsweise Ihnen herzlich dafür zu danken. Es ist mild und gerecht, mit einem, wie es sein soll, bemerkbaren Vorklingen des ersteren, und damit ist alles gesagt. Nichts Gelungenes, das nicht von Ihrem freundlichen Auge bemerkt worden wäre, nichts Schwaches, das nicht der bekannte Mantel freundlich zugedeckt hätte. Sie lösen die Gentlemanaufgabe, wohltuend zu loben und zu tadeln (jenes ebenso schwer wie dieses) und Ihren Ausstellungen Worte zu leihen, vor denen sich auch der Eigensinnigste und Selbstgerechteste jedes Widerspruchs begeben muß. Wie fein die Bemerkung, daß das, was ein Epos sein solle, hier im wesentlichen eine Aneinanderreihung von Balladen sei! Es trifft nicht nur den schwachen Punkt, es erklärt ihn auch, ja, glorifiziert ihn halb. „Wir vermissen nicht den äußren Zusammenhang, wohl aber fehlt zuweilen der organische, der künstlerische" — durch diese wenigen Worte haben Sie mich

[1]) Unter der Sigle Mm. hatte Julius Rodenberg in seiner „Deutschen Rundschau" (Februarheft 1879, Bd. 18, S. 317ff.) eine sehr anerkennende und warmherzige Besprechung von Th. F.s Roman „Vor dem Sturm" veröffentlicht.

in meinem bisherigen Widerstande besiegt. Denn im Vertrauen gesagt, ich nahm bis dahin das „schwach in der Komposition" für eine bloße Schablonenbemerkung. Selbst Heyse, auf den ich begreiflicherweise viel gebe, hatte mich nicht bekehren können. — Ihnen ist es geglückt.

Was Renate angeht, so haben Sie mir aus der Seele gesprochen, und ich wünschte nur, daß die des Breiteren gezeichnete Figur auf alle meine Leser ähnlich wirkte, wie Ihre Skizze des Charakters auf mich. — Auch in dem Schlußpassus stimmen wir zusammen. Es ist ein Unsinn, uns einreden zu wollen, die Welt sei so schofel und erbärmlich, wie unsre Komödien- und Romanschreiber sie darstellen. Ich kenne Gott sei Dank bloß leidlich anständige Menschen. Es kann nicht ausbleiben: eine bessere, wahrere Zeit bricht auch in literarischen Dingen an. Viel werd' ich davon nicht mehr sehen; aber es ist schon ein Vorzug, in dem Glauben an sie sein Tagewerk beschließen zu können.

In vorzüglicher Ergebenheit Th. Fontane

An Wilhelm Hertz.

225) Berlin, d. 30. Januar 1879.
Potsdamer Straße 134c.

Sehr geehrter Herr Hertz.

In der „Deutschen Rundschau" las ich gestern eine Besprechung meines Romans. Sie rührt von Rodenberg selber her und zählt zu dem wenigen Guten, was bis jetzt über das Buch gesagt ist. Vielleicht ist es das beste. Seine Skizzierung des Charakters von Renaten, die sein Liebling ist (auch meiner), ist ganz ausgezeichnet und vielleicht besser als die Figur selbst. Ebenso sind die abschließenden Allgemeinbetrachtungen mir ganz aus der Seele gesprochen. Das Feinste und Zutreffendste ist aber der Tadel, den er ausspricht. Das laß ich mir gefallen. Die Schwächen liegen genau da, wo die Vorzüge

liegen, und wenn einerseits das Balladen- und Wanderungskapitelhafte dem Buche Frische, Fleisch und Leben leiht, so hebt es doch partiell die Kunstform des Ganzen auf. Ich habe das früher nicht zugeben wollen; jetzt geb' ich es wenigstens halb zu. Wie immer Ihr Th. Fontane

An Wilhelm Hertz.

226) Berlin, d. 4. Februar 1879.
Potsdamer Straße 134c.

Sehr geehrter Herr Hertz.

Für zwei Briefchen habe ich Ihnen zu danken. Das Buch schicke ich in den nächsten Tagen, aber das Thema Gutzkow ist zu verführerisch, um nicht heute noch leise berührt zu werden. Ich stimme Ihnen in allem bei. Mit Ausnahme seiner Stücke kenn' ich nicht viel von ihm und müßte mir von Gutzkow-Anhängern vielleicht den Zuruf gefallenlassen: „Lies ihn erst." Aber da liegt gerade der verdammende Punkt. Ein halbes Dutzend mal hab' ich ernstlich den Versuch gemacht, mich in ihn hineinzulesen, aber es ist mir nie geglückt. Ein unbeschreibliches Etwas haftet seinem Stil an, wodurch er ungenießbar wird. Er schreibt, im ganzen genommen, wohl und richtig konstruierte Sätze, die nur den einen Fehler haben, daß man sie nicht verstehen kann. Nur seine Kritiken kann man verstehen, weil er auf diesem Gebiet zu Hause war. Sowie er gestalten will, ist es vorbei. Er hätte Leitartikelschreiber werden müssen oder Rat im Kultusministerium, ein auf die liberale Seite gefallener Stil. Aber vom Dichter, der sein ganzes Leben lang hat sein wollen, hatte er gar nichts. Er hat die deutsche Nation düpiert. In andern Ländern, die mehr natürlichen Sinn für die Künste haben und durch Bildungsdrill weniger verdummt sind, hätte er vierzig Jahre lang eine solche Rolle gar nicht spielen können. Er war ein Hochstelzler, was ein bißchen an Hochstapler erinnert und auch soll; denn alles ist Schein,

falsch, unecht. Es ist ein wirkliches Verdienst Julian Schmidts, auf die vollkommene Hohlheit dieser merkwürdigen Erscheinung in unserer Literatur hingewiesen zu haben. Sein Name wird bleiben, aber von seinen Werken nichts. Vielleicht, daß sich eins seiner Stücke („Zopf und Schwert") noch ein Menschenalter hält. Ich kann des Mannes nicht ohne tiefe Teilnahme gedenken, denn ich kenne kein ähnliches Beispiel von einer in gewissem Sinne glänzenden und bedeutenden und zugleich doch ganz nutzlosen und schon bei Lebzeiten beiseitegeworfenen Existenz. Mög' es einem besser beschieden sein.

Wie immer Ihr Th. Fontane

An Gustav Karpeles.

227) Berlin, d. 3. April 1879.
Potsdamer Straße 134c.

Hochgeehrter Herr Doktor.

Es wird Sie als Redakteur nicht überraschen, daß ich nicht fertig geworden bin, ebenso, daß ich mich für nicht schuldig erkläre. Es war Unglück: erst drei, vier Tag' lang ins Theater und dann ein Frühlings- und Quartalschnupfen, was den höchsten Grad ausdrückt. Und ein cerveau enrhumé steigert nicht gerade den Intellekt.

Am meisten am Herzen liegt mir mein neuer Roman. Könnten Sie darüber mit den Chefs der Firma sprechen? Zeitroman. Mitte der siebziger Jahre; Berlin und seine Gesellschaft, besonders die Mittelklassen, aber nicht satirisch, sondern wohlwollend behandelt. Das Heitre vorherrschend, alles Genrebild. Tendenz: es führen viele Wege nach Rom, oder noch bestimmter: es gibt vielerlei Glück, und wo dem einen Disteln blühn, blühn dem andern Rosen. Das Glück besteht darin, daß man da steht, wo man seiner Natur nach hingehört. Selbst die Tugend- und Moralfrage verblaßt daneben. Dies wird an einer Fülle von Erscheinungen durchgeführt, natürlich

ohne dem Publikum durch Betonungen und Hinweise lästig zu fallen. Das Ganze: der Roman meines Lebens oder richtiger die Ausbeute desselben.

Vor drei Jahren kann er nicht fertig sein, und ich suche nun eine gute Stelle dafür. Unter fünftausend Talern kann ich ihn nicht schreiben, die mir zur größeren Hälfte von einem Blatt oder Journal, zur kleineren für die Buchausgabe gezahlt werden müßten. Wie fängt man das an? Kann ich es nicht kriegen, nun so muß die Welt sehen, wie sie ohne meinen Roman fertig wird.

In vorzüglicher Ergebenheit Th. Fontane

An Emilie Fontane.

228) Berlin, d. 6. Mai 1879.

Meine liebe Frau.

Seit ich zuletzt an Dich schrieb, hab' ich Welten erlebt, wenigstens für meine kleinen Verhältnisse, in denen es eine Bedeutung hat, wenn ich abends Zwieback statt Milchbrot kriege. Am Dienstag aßen wir bei N.s; sie waren alle sehr nett und freundlich, und unser Beisammensein wurde durch nichts gestört; dennoch ist es, wie es ist. Sonderbar, daß zwanzig Jahre dazu gehörten, einem die Augen aufzuschließen; alles glatt, freundlich, sogar wohlwollend, aber ohne jede tiefere Teilnahme für Person oder Sache, und jedem tapfren Tun, jedem glücklichen Erfolge gegenüber immer zu der impotenten Betrachtung geneigt: „Na, soviel wird wohl auch nicht damit los sein." Ich bedaure es herzlich, dies schreiben zu müssen. Es ist aber so, leider noch ein klein, klein bißchen schlimmer. Über ein freundliches Nebeneinander kann es nicht mehr hinauswachsen.

Am Mittwoch war ich im Theater, wo mir die Ziegler die mir ohnehin langweilige Thusnelda noch mehr verleidete. Dagegen war Klein, Kaiser Caligula, wieder kapital. Seine armen

Kollegen tun mir leid; sie müssen in die Ecke gehn und weinen. Und ich glaube, mancher ist klug und scharf genug, um zu sehen, wie's liegt. Berndal ist nach seinem 25jährigen Jubiläum plötzlich ein alter Herr geworden; dabei ein Organ, das von der Existenz der Brustkaramellen keine Ahnung zu haben scheint. Der Ziegler, glaub' ich, hab' ich ihr Gastspiel total verleidet; ihr Beifall kommt nur noch aus dem zweiten und dritten Rang herunter; das Parkett verhält sich still. Als die Claque sie zum vierten oder fünften Mal an die Lampen haben wollte, zischte das Parkett. Ich bin, wie immer, wenn ich solche Damen tadeln muß, in einem Zwiespalt; „laß es laufen", sagt die eine Stimme in mir, „nein, nein", sagt die andre. Und ich glaube, die zweite Stimme hat recht. Es ist die reine Kunstquacksalberei von Anfang bis Ende, Charlanterie, Betrug. Die Menschen werden betimpelt und in ihrer schon vorhandenen Kunstdummheit noch dümmer gemacht. Die Ziegler ist fünf Fuß neun Zoll groß, hat einen schönen Wuchs und eine schöne Stimme; weiter aber hat sie gar nichts. Und daraufhin ist sie im Leben und auf den Brettern eine Art Fürstin geworden. Kränze, Buketts, zwanzigmaliger Hervorruf, prinzliche Huldigungen und hohe Honorare. Wenn einem die Dummheit der Menschen, auf keine Spur von künstlerischen Verdienst hin, soviel gewährt, so muß ein so verzogenes Glückskind den Widerspruch eines Einzelnen ertragen können. Dieser Einzelne hat keine Verpflichtung, sich dem stupiden Begeisterungsbäh aus bloßer Artigkeit oder Gutheit anzuschließen. Das ist nicht mehr gut, das ist schwach. Aber ich habe mir immer wieder einen Ruck geben müssen, denn alles Lärmmachen und Streitsuchen widersteht meiner Natur.

Heute vormittag ein vierstündiger Besuch von Redakteur D., der im Auftrage Hallbergers kam. Natürlich alles Folge von „Grete Minde", speziell auch von den kleinen Notizen darüber in der Vossischen. So erfreulich dies nun alles ist, so

traurig ist es doch auch. Vor allem aber ist es nicht im geringsten schmeichelhaft. Denn man bilde sich doch nicht ein, daß diese Huldigungen dem Talente gelten, daß dahinter die klare und freudige Erkenntnis steckte: „Dies ist wirklich ein Poet.“ Gott bewahre. Die Huldigung gilt nur dem kleinen Erfolg, und um allerhand dumme Weiber, die mit Hilfe von Keil, Dummheit und Compagnie ganz andre Erfolge haben wie ich, reißt man sich auch noch ganz anders. Es ist alles allergröblichstes Geschäft. Alles, was mir O. erzählte, war mir lehrreich und interessant, über vieles hab' ich auch herzlich gelacht, weil ich kein dummsteifer Moralist und Weltverbesserer bin; aber wenn ich sagen sollte, daß mir diese Einblicke ins Metier wohlgetan hätten, so müßt' ich lügen. Details mündlich. Es ist Stoff für manche lange Abendunterhaltung.

Lebe wohl; Gruß und Kuß von Deinem Th. F.

An Theodor Fontane.

229) Berlin, d. 11. Mai 1879.

Mein lieber Theo.

Hast Du Dir selber den Prozeß gemacht und Dich zu sechswöchentlicher Haft ohne Feder und Tinte verurteilt? Wir ergehen uns abends beim Tee in Vermutungen über Dein Schweigen und sind bis zu der Annahme gediehn, „daß Du Dich unstandesgemäß verlobt hättest“. Nur Mete hält es nicht für möglich; ob auf Deine Schwächen oder Vorzüge gestützt, weiß ich nicht.

Hier ist alles beim Alten: der Wind geht, Mama spricht vom Wetter, und Friedel sitzt unter Büchern. Ich selbst bin unter Arbeiten längst petrefakt worden. Nur Metes Tage wechseln, da Frau Witte vierzehn Tage oder drei Wochen hier war. Ihre jours de fête begannen meist mit Reichstagssitzung, standen bei Kranzler auf ihrer Höhe und schlossen mit

Wallnertheater ab. George hat vorgestern geschrieben[1]); es geht ihm gut, und sein etwas hypochondrischer Zustand scheint überwunden. Er gibt wöchentlich elf Stunden und erhebt sich bis zu der Betrachtung: „Bar Geld lockt." Ob er dabei auch an den Schneider denkt, der diese Anschauung unzweifelhaft teilt, weiß ich nicht. Schreibe aber über solche Dinge nicht an ihn; es verstimmt und hilft nichts. Alles Gute muß aus einem selbst kommen, sonst bringt man es über einen bloßen Anfall nicht hinaus.

Alles grüßt herzlich. Wie immer Dein alter

Papa

An Emilie Fontane.

230) Berlin, d. 26. Mai 1879.

Meine liebe Frau.

Es ist $5^1/_4$, und ich nehme an, daß irgendein Vater oder Großvater in diesem Augenblick den Toast auf das junge Paar ausbringt. Hier stimmt alles mit so viel Kraft ein, wie die schwebende Hitze uns übrig gelassen hat; es drippelt freilich in diesem Augenblick, aber das ist das Allergefährlichste und gebiert nur neue, gesteigerte Schwüle. Ich bin ganz kaputt und werde mich erst bei kühlerem Wetter wieder erholen. Gott sei Dank, kann ich schlafen, schlafen und schwitzen, und der schwitzende Mensch ist immer noch ein Hoffnungsmensch.

Gestern im Theater („Maria und Magdalena") hat mich die Ziegler doch beinah erobert. Ich glaube, es ist eine geistig nicht sehr hochstehende Person, und so muß sie alles Große, Bedeutende, Ideale notwendig verderben; bei Darstellung dieser Schauspielerinrolle hatte sie aber nur sich selbst zu geben. Inhaltlich war nicht fehlzugreifen, und so kam ihre glänzende

[1]) Fontanes ältester Sohn, Leutnant George Fontane, hatte damals ein Kommando als Erzieher an der Kadettenanstalt zu Oranienstein.

Persönlichkeit zu einer wunderbaren Wirkung. Ich muß dem Publikum recht geben, wenn es hingerissen ist; selbst der Kritik fallen die Angriffswaffen aus der Hand.

Vorgefallen ist gar nichts. Friedel holt mir eben Geld von der Zeitung. Hattest Du mir nicht irgendwo einen Taler zurückgelassen? Finden konnt' ich nichts. Diese Anfrage soll aber kein Vorwurf sein. Ich will nur meine Bestände kennen.

Empfiehl mich. Wie immer Dein Th. F.

An Emilie Fontane.

231) Berlin, d. 28. Mai 1879.

Meine liebe Frau.

Habe Dank für Deine heute früh eingetroffenen Zeilen. Ich begreife, daß Du müde und abgespannt bist; Hochzeitstrubel bei solcher Hitze wirft den stärksten Mann nieder, von Erholung konnte also keine Rede sein. Das wird aber anders werden, wenn erst die Wolken- und Menschenschwüle vorüber ist.

Die Tage vergehen still, aber doch mit kleinen Unterbrechungen. Vorgestern abend traf ich Herrn v. Quast, seinen Onkel, den Regierungspräsidenten v. Diest, und einen Herrn v. Balan, Sohn des früheren Gesandten usw., im Theater, die mich, sehr gegen meinen Willen, mit zu Julitz schleppten. Schließlich, wie gewöhnlich, war es mir nicht unleid. Herr v. Diest ist ein sehr guter Erzähler und kramte politische Anekdoten aus, alte und neue. Die beste, funkelnagelneu, war die folgende: Prinz Battenberg stellt sich Bismarck vor und sagt: „Durchlaucht, wie denken Sie über die Sache?" „Gut, es wird eine hübsche Rückerinnerung für Sie sein." Um 12½ Uhr kam ich nach Haus. Mete mit schwarzen Augenrändern; sie hatte mich als Leiche erwartet. Ganz Mutters Tochter.

Seit gestern sitz' ich bei meinen Feldherren[1]); heute war Moltke dran, und Brachvogel hat mich wieder geradezu zur Verzweiflung gebracht. Es liegt daran, daß das, was er sagen will, an und für sich nicht schlecht, mitunter sogar ganz gut ist. Es ist also zum einfachen Wegwerfen sozusagen zu schade, und doch ist es in der furchtbaren Muschelform, die er der Sache gegeben hat, gar nicht zu brauchen. Einem andern Menschen aber seine schiefen und verwachsenen Gedanken orthopädisch gerade zu rücken, ist eine wahre Hundearbeit. Unter Gruß und Kuß Dein Th. F.

An Emilie Fontane.

232) Berlin, d. 1. Juni 1879.

Meine liebe Frau.

Du wirst diese Zeilen erst übermorgen erhalten, da niemand da ist, sie zur Post zu bringen; ich will aber doch schreiben, einmal, um die Stille zu benutzen, dann, um morgen einen ganz freien Tag für meine „alten Generale" zu haben. So legt sich jeder die Pfingstfeiertage nach seiner Art zurecht. Ein Glück, daß nicht alle so denken wie ich. Was würde aus unsern zehntausend Vergnügungslokalen!

Heute mittag besuchte mich der alte Wangenheim in weißer Pikeeweste und stahlblauem Überrock; er sah ordentlich forsch aus und ganz jugendlich. Er muß zwei- oder dreiundsiebzig sein. Hält sich einer so gut, so darf er alt werden. Gestern war ich in der „Phädra" von G. Conrad. Es ist schon ein Beweis der kolossalen Einfalt der Ziegler, in solchem Stück überhaupt aufzutreten. Auf der andern Seite darf man sagen: solche Tragödien, an denen nichts zu verderben ist, sind wie

[1]) Fontane hatte es übernommen, den Text zu einer von dem Kunstverlage von R. Schuster in Berlin veranstalteten Veröffentlichung der Camphausenschen „Brandenburgisch-preußischen Reiterbilder" zu schreiben.

für sie gemacht. Meine Kritik über den Abend hab' ich heute vor- und nachmittag geschrieben; ich schicke Dir das alles, wenn ihr Gastspiel zu Ende ist.

Passiert ist nichts. Ich habe früh den „Großen Kurfürsten" absolviert, der sich Dir in einigen Tagen mit der Bitte um Abschrift vorstellen wird. Es ist der einzige, den ich im Brouillon gearbeitet und der Dir noch nicht unter den Händen war. Hab' ich Glück, so werd' ich noch in dieser Woche fertig und gehe dann zu den zwei Kapiteln über, die ich noch für die neue Auflage der „Wanderungen" zu schreiben habe. Lange Arbeit wird es nicht. Wie immer Dein Th. F.

An Mathilde v. Rohr.

233) Berlin, d. 3. Juni 1879.
Potsdamer Straße 134 c.

Mein gnädigstes Fräulein.

Ein paar Wochen will ich mir in Wernigerode Erholung gönnen und bloß laufen und klettern, dann aber hoff' ich, fleißig zu sein und endlich die bewußte Fräulein v. Crayn-Novelle[1]) schreiben zu können. Alles ist vorbereitet und der Stoff längst in Kapitel eingeteilt. Das erste Kapitel hab' ich schon zwei-, dreimal geschrieben, aber immer wieder verworfen. Die Einleitung, wie ich sie jetzt habe, scheint mir aber die richtige zu sein. Der Anfang ist immer der entscheidende. Hat man's darin gut getroffen, so muß der Rest mit einer Art von innerer Notwendigkeit gelingen, wie ein richtig behandeltes Tannenreis von selbst zu einer geraden und untadeligen Tanne aufwächst. Den Schluß von „Grete Minde" werden Sie nun wohl

[1]) Schach von Wuthenow. Vgl. S. 442. Erst 1883 wurde die Erzählung gedruckt. Sie erschien zunächst in der Vossischen Zeitung (29. Juli bis 20. August), dann in demselben Jahr bei W. Friedrich in Leipzig. Th. F. hatte den Stoff mit allen Details von Mathilde v. Rohr erhalten. Bd. 1 der Wanderungen, Ruppin. 10.—11. Auflage, S. 470.

auch empfangen haben; mög' er Ihnen gefallen. An meinem Roman erleb' ich viel Freude. Allerbeste Leute — freilich meist Männer — interessieren sich dafür und sagen mir allerhand Freundliches. Ich schriebe gern einen zweiten, der in Bücher und Kapitel eingeteilt und in seinen Szenen und Personen skizziert, längst vor mir liegt. Aber unsre deutschen Buchhändler-, Verkaufs- und Lesezustände lassen es mir leider fraglich erscheinen, ob ich je zur Ausarbeitung kommen werde. Ich kann sie nur vornehmen, wenn ich eine Einnahme von fünftausend Talern habe, dreitausend für den Ausdruck in einem Journal und zweitausend für die erste Auflage des Buchs. Aber wo das hernehmen? Ich habe nicht solche Erfolge aufzuweisen und werde sie, nach der ganzen Art meines Talentes, nie aufzuweisen haben, daß sich Redaktionen und Buchhändler veranlaßt sehen sollten, mir solche Forderung ohne weiteres zu bewilligen. Und doch sind die Summen noch niedriger berechnet, als mir, nach der jetzt üblichen Novellenhonorierung, wie selbstverständlich zufallen müßte. Wieder unter Sorgen und Ängsten es schreiben, wie den ersten Roman, das tu' ich nicht.

Wir dachten viel an Sie, als wir den Tod der hochverehrten Frau v. Romberg[1]) in der Zeitung lasen. Es hat für mich etwas Schmerzliches und Erschütterndes, ein reiches, schönes, bevorzugtes Leben nicht nur so leidensvoll, sondern auch — was ich noch schmerzlicher finde — so freudlos endigen zu sehen. Denn neben dem Leide kann auch Freude, unterirdische Freude, blühn, und diese, glaub' ich, hat sie seit vielen Jahren entbehrt. Mitunter berührt mich die Welt, als wäre sie doch nur der Tummelplatz untergeordneter Kräfte!

Wie immer in dankbarster und herzlichster Ergebenheit

Ihr Th. Fontane

[1]) Vgl. S. 443.

234) Berlin, d. 8. Juni 1879.

Meine liebe Frau.

Es ist mir leid, zu hören, daß Du mit Deinem Befinden immer noch nicht ganz in Ordnung bist; zu gutem Teil schieb' ich es auf das Wetter. In solchen Tagen ist Hochgebirg oder See doch ein Segen. Ich bewundere Z.s, die nun wieder ruhig in ihrer Kanalnähe bleiben und zufrieden sind, allfreitäglich in Wilmersdorf Kegel schieben und eine Bowle trinken zu können. Es gehört ein volles und innerlichstes Berlinertum dazu, um das ohne Klage, vielleicht sogar mit Befriedigung hinnehmen zu können.

Unsre heutige Reunion bei Heydens verlief ganz angenehm; alle Parteien waren guter Laune, von Gereiztheit oder Anzüglichkeiten keine Rede; es erinnerte an alte Zeiten. Eine Hauptunterhaltung drehte sich um Menzel, der gestern im Rütli wieder „große Sätze" ausgespielt hatte. Du entsinnst Dich seiner Behauptung: „Kugler habe physisch und geistig einen Wasserkopf gehabt." Das gestrige Seitenstück dazu lautete: „Er (Menzel) habe neuerdings ein überraschend hübsches Gedicht von Friedrich Eggers gelesen: denn, im ganzen genommen, habe dieser doch ‚wenig Grütze' in seinem Topf gehabt." Zöllner mißbilligt solche Sätze aufs entschiedenste, und er wird wohl recht haben; ich meinerseits meine und sprach es auch heute aus: es hängt alles von der Vorfrage ab, „wie groß ist Menzel?" Ist er bloß ein sehr guter Maler, so darf er dergleichen nicht sagen; ist er aber, wie ich überzeugt bin, allerersten Ranges, eine epochemachende Nr. I, ein Sanspareil, so darf er es sagen. In solchem Falle gesteh' ich ihm das Recht zu, ästhetische Besserwissereien als impotentes, langweiliges Zeug von der Hand zu weisen. Es ist wie mit unserm Reichskanzler. Heißt er Schnökel oder Hasemann, so muß er der Glocke des Präsidenten gehorchen; heißt er Bismarck, so muß er ihr

nicht gehorchen. Carlyle hat recht, der Einzelne bestimmt alles, darf alles, wenn er der Mann danach ist. Daran hängt's.

Montagnachmittag. Nichts passiert. Gestern abend machte ich mich noch ernsthaft an Stanleys Reise durch Afrika und habe auf den beiden Riesenkarten die ganze Reise von Ort zu Ort verfolgt, wozu einem ein angehängtes Itinerarium (Reiseübersicht) von nur etwa 30 Seiten gute Gelegenheit gibt. Ich weiß nun ganz genau über den Gang im großen und ganzen Bescheid und kann, mit Übergehung alles Nebensächlichen, die Hauptsachen im Detail leicht nachholen. Es war eine sehr mühevolle Arbeit, und ich kam erst nach zwei Uhr zu Bett, ganz ermattet von der Gedächtnisanstrengung. Ins Theater muß ich noch einmal. Ist mir auch noch gerade um einmal zuviel, denn ich hab's nun satt. Damen wie die Ziegler dürfen nur noch in Liegnitz gastieren; an solchen Orten versichert dann der Gymnasialdirektor: „Griechenland oder besser noch Hellas sei neu erstanden und wandle wieder unter uns." Und dann steht es im Wochenblatt, und jeder glaubt es. Und so auf allen Gebieten! Man muß entweder wie Thiemus für einen Menschen schreiben oder wie Sir John Redcliffe oder Samarow gleich „for the million". Ein Mittelkurs ist eigentlich Unsinn, denn die Wissenden zählen wirklich nur nach Einern.

Ergeh' es Dir wieder gut. Wie immer Dein Th. F.

An Emilie Fontane.

235) Berlin, d. 11. Juni 1879.

Meine liebe Frau.

Wenn ich heute schreibe, so ist es eigentlich nur, um Dir für Deinen apart netten und liebenswürdigen Brief zu danken. Denn zu berichten ist nichts. Was Grete Minde angeht, so verlangst Du zuviel; ich kann nicht täglich ein Bewunderungs-

telegramm empfangen. Im ganzen muß ich mit diesem Novellendebut sehr zufrieden sein. Es versteht sich von selbst, daß die Freunde die einzigen sind, die es entweder noch nicht gelesen haben oder wenigstens sich wieder aufs Schweigen legen. Ich bin jetzt so weit, und Du wirst es mir vielleicht glauben, daß mich das amüsiert. X. sagte nach halber, d. h. in Wahrheit nach Viertel- oder Sechszehntellesung: „Is ganz hübsch, Noel." Ich will ihm auch schon dafür dankbar sein, weil sich doch eine Art von Freundlichkeit darin ausspricht. Er meldet sich; er gibt ein Lebenszeichen. Au fond ist es aber doch besonders traurig. Es erwächst nämlich alles aus der Vorstellung, daß ich mit einem Dreier abzuspeisen bin; Fräulein X. schreibt eine Novelle, Frau v. Y. schreibt eine Novelle, Noel schreibt eine Novelle. Novelle ist Novelle, d. h. gar nichts, etwas unsagbar Gleichgültiges und Überflüssiges. Daß dies ein Kunstwerk ist, eine Arbeit, an der ein talentvoller, in Kunst und Leben herangereifter Mann fünf Monate lang unter Dransetzung aller seiner Kraft tätig gewesen ist, davon ist nicht die Rede. Es ist so furchtbar respektlos und bestärkt mich in meinen Anschauungen von dem innerlichst niedrigen Standpunkt unsrer sogenannten „regierenden Klassen". Übrigens ist es zum Totlachen, daß gerade X., solang ich ihn kenne, immer von „Fahne hoch halten" und „Wahrung der ideellen Interessen" spricht. Alles Larifari.

Heute läuft alles mit „Kornblumen" im Knopfloch herum. Es ist eine lederne Blume, bloß blau, ohne Duft, ohne Schönheit, ohne Poesie. So recht wie geschaffen für uns; irgendwo müßte sie noch einen roten Hosenstreifen haben. Zahllose langbeinige Leutnants, mit ihrem mephistohaften langen Krötenspieß an der Seite, meistens überhaupt wie hagere, karikierte Spanier aussehend, laufen in der Potsdamer Straße auf und ab und zwingen mich wieder zu einem beständigen Kopfschütteln. Und das findet man fein und schön! Ich habe kein Organ für

all dies Wesen, und mir wird immer erst wieder wohl, wenn ich von 10 bis 3 Uhr nachts mit meinem Freunde Stanley um den Viktoria-Nyanza-See herumfahre und in der Schilderung seiner Erlebnisse die Stimme der Natur zu hören glaube. Da ich meine Orden schon vor zehn Jahren nur für den Zahnarzt hatte, so kannst Du nicht sagen, daß dies alles bloß Anwandlungen oder gar Verstimmungen seien. Im Gegenteil; ich fühle mich sehr wohl dabei.

Wie immer Dein Th. F.

An Emilie Fontane.

236) Berlin, d. 15. Juni 1879.

Meine liebe Frau.

Es ist sehr freundlich von Dir, daß Du so oft schreibst, aber ich erwart' es nicht und entbinde Dich feierlichst davon; denn wenn ich schon nicht viel Stoff habe, so hast Du natürlich noch weniger. Ausmalungen im Stil Stifterscher Studien aber waren nie Deine Sache. Was Du über unsre Kinder schreibst, ist ja richtig und auch ganz in der Ordnung. Nur nimmst Du's um ein paar Grade zu feierlich. Du machst — nicht im einzelnen — aber im ganzen mehr davon als nötig ist; denn wir können mit dem, was uns nach dieser Seite hin zugefallen ist, immerhin ganz zufrieden sein.

Vielleicht sollte man überhaupt zufriedener sein, auch ich, der ich doch eigentlich nicht zu den Unzufriedenen gehöre. Aber ich ertappe mich jetzt beständig auf großen und kleinen Verstimmungen, mindestens auf innerlichen Kopfschüttelungen. Ich habe nun mit zwei großen und ernsten Arbeiten Glück gehabt und doch auch wieder gar kein Glück. Und dies zieht sich durch meine ganze literarische Laufbahn von Anfang an. Denke an meine „Männer und Helden", die mich auf einen Schlag zu einer kleinen Berühmtheit machten; an drei, vier Stellen wurden sie zu gleicher Zeit gedruckt, der Tunnel hatte

gejubelt, in Theatern und öffentlichen Lokalen wurden sie gesungen, und G. Schwab bedauerte in einer Vorrede, „daß er die Bekanntschaft dieser Lieder im ‚Morgenblatt' zu spät gemacht habe, um sie noch in seine Sammlung aufnehmen zu können". Seitdem sind sie volkstümlich geworden, und die Lieder vom alten Zieten und Derfflinger stehen in allen Anthologien. Und nun vergleiche damit, was ich davon gehabt habe. Ich meine nicht an Geld, nein, auch an Ehre, Namen, Anerkennung. Die wenigsten wissen, daß ich diese Sachen geschrieben habe. Dies Schicksal begleitet mich nun durch dreißig Jahre. Die Sachen von der Marlitt, von Max Ring, von Brachvogel, Personen, die ich gar nicht als Schriftsteller gelten lasse, erleben nicht nur zahlreiche Auflagen, sondern werden auch womöglich ins Vorder- und Hinterindische übersetzt; um mich kümmert sich keine Katze. Es ist so stark, daß es zuletzt wieder ins Lächerliche umschlägt. Und das rettet mich, sonst würd' ich leberkrank.

Heut nachmittag um 5 Uhr wurden Herr und Frau Professor v. K. gemeldet, und um $5^1/_2$ erschien Herr Lehrer Goldig aus Plötzensee, um mich für einen 62jährigen Fontane, heruntergekommenen Schlächtermeister, der im dortigen Gefängnis sitzt, zu interessieren. Mete empfing K.s; sie waren sehr nett und liebenswürdig, und ich darf sagen, daß dies über ein Leben weg sich noch mal die Fingerspitze reichen doch einen poetisch wohltuenden Eindruck auf mich macht. In Lederfarbe und Schrumpligkeit übertreibt es meine alte Liebe freilich; gegen sie ist ja eine Backbirne glatt, aber enfin „wenn's Herz nur schwarz ist". Und so bin ich über dies Gegenstück zum „egalen Teint", auf den die Engländer soviel Gewicht legen, glücklich hinweggekommen. Mete hatte die Schwäche der liebenswürdigen Frau gleich weg und sagte: „Stark ausgebildeter Familiensinn." Beide lassen sich Dir empfehlen. — Dem Lehrer aus Plötzensee händigte ich zwei Mark ein. Alles, was er mir

über das Gefängniswesen, Personen, Einrichtung, Schule erzählte, war so interessant und lehrreich, daß ich es mit dieser Spende für meinen Namensvetter nicht zu teuer bezahlt habe.

Wie immer Dein Th. F.

An Emilie Fontane.

237) Berlin, d. 20. Juni 1879.

Meine liebe Frau.

Habe Dank für Deinen reizenden Brief, der auch Mete — zwei Stellen übersprang ich beim Vorlesen, um ihrer Phantasie nicht zuviel Nahrung zu geben — sehr erfreut hat.

Seit gestern früh hab' ich kaum einen Strich gearbeitet, teils weil ich nicht recht wohl war — die Nerven sind doch 'runter —, teils weil ich wieder über vier Stunden Besuch hatte, darunter eine Stunde lang Herrn Rudolf Schuster, der mir seine besondere Zufriedenheit ausgesprochen und mir die bedungenen 1200 Mark eingehändigt hat. Ich gebe die Zahl ihrer Stattlichkeit halber absichtlich in Mark.

Was Du über Reuter und Dickens schreibst, ist richtig. Deshalb ziehen soviele Engländer Thackeray weit vor, trotzdem ich glaube, daß Dickens' Talent viel größer ist. Bei Reuter ist es mir nicht aufgefallen; ich bin sehr von ihm eingenommen, und was Du trivial, gröblich, kritiklos nennst, nenn' ich humoristisch. Nun hast Du zwar für Humor auch ein Gefühl — glücklicherweise, setz' ich hinzu, denn humorlose Menschen sind mir schrecklich —, aber Du bist nebenher zu feinnervig und zu kritikvoll. Ein ganzer voller Humor aber kann mit und vor der Kritik selten bestehn. Es gehört eine wenigstens momentane Kritiklosigkeit dazu, einerseits um humoristisch zu sein, anderseits um den Humor andrer zu genießen. Von dieser Regel wird es nur ganz, ganz wenige Ausnahmen geben. Der Don Quixote gehört vielleicht zu diesen Ausnahmen (ich bin nicht ganz sattelfest in Angelegenheiten des guten Ritters),

und sicher kann ich nur Sterne als Ausnahme gelten lassen. Aber Sterne ist auch weit mehr witzig als humoristisch, und nur das Hinüberschieben des Witzes aufs Gebiet des Zweideutigen läßt manches humoristischer erscheinen, als es eigentlich ist. So viel aber, glaub' ich, darf ganz allgemein gesagt werden, daß all den genialen Massenproduzenten, gleichviel, ob Engländer, Franzosen oder Deutsche, etwas Kommissiges anhaftet. Sehr feine Schriftsteller, die jede Zeile, die sie schreiben, vor Gott und Menschen verantworten können, können nicht 60 oder 70 Bände schreiben, und so stell' ich denn freilich — und ich freue mich, dies aussprechen zu können — in gewissem Sinne Talente wie Mörike, Tieck, Eichendorff, Keller, Storm höher als beispielsweise Scott. Dein Th. F.

An Gustav Karpeles.

238) Berlin, d. 30. Juni 1879.
Potsdamer Straße 134c.

Hochgeehrter Herr Doktor.

Eben hab' ich die Korrekturbogen[1]) zur Post gegeben. Übermorgen früh, spätestens am Donnerstag, will ich auf sechs Wochen in den Harz. In diesen sechs Wochen möcht' ich zwei Novellen im Brouillon fertig schaffen, um sie dann in den Wintermonaten salonfähig oder, weil das an den furchtbaren Payne erinnert, druckfähig zu machen. Eine ist für Hallberger, die andere für Westermann bestimmt. Ich möchte nun über diese „andre" vorher gern ein Wort zu Ihnen gesprochen und Ihren Rat erbeten haben. Überschrift: Sidonie v. Borcke[2]).

[1]) Von dem in einem Brief vom 5. Februar angekündigten Aufsatz „Küstrin und die Kattetragödie", der in Westermanns Monatsheften, Bd. 46, S. 691 f. (Braunschweig 1879) erschien. — Der weiterhin genannte Payne war Verleger der Zeitschrift „Der Salon".

[2]) Der in diesem Brief skizzierte, von Th. F. nicht ausgeführte historische Stoff war schon in einem 1847 erschienenen dreibändigen Roman von Wilhelm Meinhold (1797—1851) „Sidonia v. Bork, die Klosterhexe" behandelt worden. Meinhold gibt in der Vorrede die

Sidonie v. B., Priorin zu Marienfließ in Pommern, schön, gescheit, encouragiert, aber zugleich auch hochmütig, intrigant und herrschsüchtig, in Un- und Aberglauben gleich tief versunken, ist durch höfischen Einfluß und unter Geltendmachung alter Beziehungen, wo sie Herzogsbraut oder Herzogsgeliebte war (bleibt dunkel), Priorin des vorgenannten, eben in ein protestantisches Stift umgewandelten Klosters geworden. Sie ist nah an fünfzig, aber wundervoll konserviert, groß, stattlich, königlich. Ihr Erscheinen im Kloster drückt den Rest der alten und jungen Damen zur Nullität herab. Nur einige versuchen Widerstand, werden besiegt, um schließlich doch zu triumphieren.

Der Inhalt der Novelle ist nun eine Schilderung des Erscheinens Sidoniens im Kloster, die sofort das l'Etat c'est moi antezipiert. Streng und rücksichtslos und übermütig gegen ihre Umgebung, versagt sie sich selber nichts und ist, en petit comité, je nach Laune, Berechnung und Bedürfnis abwechselnd ältere Maria Stuart, ältere Elisabeth, ältere Katharina. Bacchanale, Fuchsjagden und Verschwörungen wechseln ab mit halb geglaubtem und halb verlachtem Hokuspokus, mit Schönheitsmitteln und Reuanfällen, mit abergläubischen Beschwörungsformeln und aufrichtigem Bangen und Beten. Dementsprechend sind die Figuren, die sie heranzieht, die ihr dienen. Bis endlich das Maß voll ist, und die durch sie gekränkten und beleidigten Elemente des Landes grausam ihre Revanche nehmen. Als sie merken, daß ihre Gegnerin zu stark, zu klug, zu mutig ist, um ihr siegreich beizukommen, haben sie den genialen Gedanken, ihr aus dem Hokuspokus, mit dem sie gespielt, eine Schlinge zu drehn und die relativ Arglose plötzlich auf Hexentum hin zu verklagen. Und dieser Anklage, die durch eine Reihe

---

Quellen an, aus denen er schöpfte. In Th. F.s Tagebuch heißt es unterm 30. Januar 1855: „Plaudereien (bei einem Hauptmann v. Borcke) über Sidonie v. Borcke, eine Art Ahnfrau des Hauses."

von Zufälligkeiten unterstützt wird, erliegt sie. Die bösen Geister, mit denen sie gespielt, packen sie ernsthaft und würgen sie. Aller Ein- und Fürsprache benachbarter Fürsten unerachtet, erleidet die Tochter des ältesten und stolzesten pommerschen Geschlechtes einen schimpflichen Tod.

Hier haben Sie, hochverehrter Herr, die Skizze. Über das, was der Stoff wert ist, der außerdem glücklich für mich liegt, bin ich mir vollkommen klar, und ich werde mir seine Behandlung nicht entgehen lassen. Aber ich kenne Publikum und, pardon, unter Umständen auch Redaktionen! „Liebe. Liebe ist mich nötig" ist einerseits der Hauptchorgesang, aber diese ganze Liebe muß auf dem Patentamt eingeschrieben sein. Man könnte sagen: so viel wie möglich, aber auch so dünn wie möglich. Das wäre vielleicht das Ideal. Von diesem Ideal bin ich nun aber ziemlich weit entfernt. Es geht ein paarmal in der Geschichte ziemlich scharf her, und deshalb frage ich bei Ihnen an, ob Ihnen der Stoff zusagt oder nicht. Ich habe so viel Stoffe, daß mich Ihr „nein" keinen Augenblick in Verlegenheit bringen würde. Daß ich Ihnen und den Lesern übrigens keine Tollkirschen vorsetzen würde, brauch' ich wohl nicht erst zu versichern.

In vorzüglicher Ergebenheit Th. Fontane

An Martha Fontane.

239) Berlin, d. 16. Oktober 1879.

Meine liebe Mete.

Damit Deine diesjährige Mecklenburger „Saison" nicht ganz ohne Lebenszeichen von meiner Seite verläuft, raff' ich mich aus einem Wust von Korrekturbogen — die beiläufig Wust behandelten — auf, um Dir mit der bekannten dicken Feder einen kleinen Brief zu stiften. Es geht mir seit gestern etwas besser, wie es mir denn wohl keinen Tag so schlecht gegangen ist, als es Mama — so nehm' ich an — geschildert haben

wird. Das „Beautifying for ever" ist nicht ihre Sache. — Du bist so rücksichtsvoll, mich an halb zugesagte Verse nicht zu mahnen; ich werde sie aber doch schreiben.

Deine Freundin P., die uns kürzlich aufsuchte, ist ein kleines, gutes Tier und wohl zu leiden, aber kaninchenhaft oder seidenhasig wie ihre ganze Familie. Alle sieben Geschwister unter die hydraulische Presse gelegt und den Alten obenauf, kommt noch kein Tropfen Esprit heraus. Ja, den Alten hab' ich im Verdacht, daß er wie Löschpapier einen in der Bildung begriffenen Tropfen einsaugen würde. Meine Verehrung der Familie wird aber dadurch nicht angefochten. Im Gegenteil; geistreich-sein ist bloß gefährlich wie schön-sein und ruiniert den Charakter.

Ergeh' es Dir gut. Wie immer Dein alter Papa

An Gustav Karpeles.

240) Berlin, d. 14. März 1880.
Potsdamer Straße 134 c.

Hochgeehrter Herr und Freund.

Haben Sie besten Dank für Ihre freundlichen Zeilen. Es ist alles unvergessen, und Sie haben sogar das Aussuchen. Ich habe im zweiten Halbjahr 79 hintereinander weg drei Novellen geschrieben, mit deren Durcharbeitung — was leider immer länger dauert als das Niederschreiben — ich jetzt beschäftigt bin. Eine, ganz moderner Stoff, ist fix und fertig, und Lindau will sie bringen. Bleiben noch zwei, zwischen denen ich Sie freundlichst bitte, Ihre Wahl zu treffen. Es sind:

1. Schach von Wuthenow spielt im Sommer 1806: Zeit des Regiments Gensdarmes. Inhalt: Eitlen, auf die Ehre dieser Welt gestellten Naturen ist der Spott und das Lachen der Gesellschaft derartig unerträglich, daß sie lieber den Tod wählen als eine Pflicht erfüllen, die sie selber gut und klug

genug sind, als Pflicht zu erkennen, aber auch schwach genug sind, aus Furcht vor Verspottung nicht erfüllen zu wollen.

2. Ellernklipp. Nach Aufzeichnungen eines Harzer Kirchenbuches. Spielt unmittelbar nach dem Siebenjährigen Kriege in einem Harzdorf. Eifersucht des Vaters gegen den Sohn. Der Sohn fällt als Opfer, bis zuletzt auch der Alte den Visionen seiner Schuld erliegt. Hauptfigur: ein angenommenes Kind, schön, liebenswürdig, poetisch-apathisch, an dem ich beflissen gewesen bin, die dämonisch-unwiderstehliche Macht des Illegitimen und Languissanten zu zeigen. Sie tut nichts, am wenigsten etwas Böses, und doch verwirrt sie regelrechte Verhältnisse. Sie selbst, ohne den Grundton ihres Wesens zu ändern, verklärt sich und überlebt das Wirrsal, das sie gestiftet.

Bitte, wählen Sie zwischen diesen beiden Novellen, und lassen Sie mich freundlichst wissen, wofür Sie sich entscheiden. Ich nehme dann die zuerst vor, und Sie haben sie bis Ende Mai. In vorzüglicher Ergebenheit Th. Fontane

An Emilie Fontane.

241) Berlin, d. 20. März 1880.

Meine liebe Frau.

Vielleicht freut es Dich, morgen, nach der ersten kalten Abreibung, einen Gruß von mir zu bekommen. Es ist nicht viel, aber das Leben hat uns überhaupt auf Minimalsätze gesetzt. Alles klein, klein, klein.

Ich konnte nicht wieder einschlafen, und als ich mir herausgerechnet hatte, jetzt treffen sich die beiden Damen[1]) und umarmen sich wie Friedrich und Josef auf der Treppe zu Neiße (ein mit Rücksicht auf die Menzelschwester gewählter Vergleich), erhob ich mich, schimpfte einen Morgensegen aus mir heraus

[1]) Frau Fontane hatte in Gemeinschaft mit Frau Krigar, der Schwester von Adolf Menzel, eine Reise nach der Kaltwasserheilanstalt Nassau angetreten.

und goß ein Glas Kaffee in mich hinein. Und nun wollt' ich arbeiten. Aber es ging nicht. Es erschien mir alles so affig und laffig, daß ich die Bogen wieder zurückschob. Ich nahm nun statt dessen die geliebten „Wanderungen" vor, die immer helfen und heilen müssen, und gegen die wir immer ungerecht und undankbar sind. Sie sind das einzige, was mir Freude gemacht hat, und dafür werden sie gepufft und als inferior behandelt. Ich korrigierte das Kapitel „Oranienburg", in dem Prinz August Wilhelm vorkommt, der vor Gram über nichtsnutzig schlechte Behandlung starb. Gott, und er war ein liebenswürdiger Prinz! Sowie man die Augen auftut, sieht man, daß es immer und überall Pech und Kränkung gegeben hat. Um zwei ging ich zu meinem Freunde W. auf die Zeitung, um mir endlich den Falkenrehde-Artikel zu verschaffen. Er war auch dazu bereit und sehr gütig und entgegenkommend, was mir in meiner Stimmung wohltat. Ich trage mich ganz ernsthaft mit dem Gedanken, mich aus der Welt zurückzuziehen, ich meine nicht im großen Stil, auch nur im kleinen. Also nicht in den Himmel, sondern in ein Dorf. Ach, ich habe die Menschen so satt, selbst die lieben, guten, wohlmeinenden! L. mit seinen alle fünf Minuten wiederkehrenden Anfällen von Liebeswahnsinn ist doch eigentlich ungenießbar. Ich will mit solchen Urteilen nicht länger zurückhalten, ich will alles sagen. Es gewährt einem wenigstens ein momentanes Labsal. Ein Glück, daß ich T. gestern nicht zu sehen brauchte; ich hörte nur seine Stimme und fühlte, daß ich bei diesem sonoren Biedermannsgedröhn ganz nervös wurde. Und nun gar die B.! Hör' ich deren rheinische Weisheitsstimme (wie rheinisches Mus), so kann ich die Auferstehung versäumen.

Von den heute angekommenen Briefen enthielt der eine eine Einladung, in einem Vorstadttheater einer Aufführung von „Onkel Bräsig" beizuwohnen, in einem anderen aus Landsberg bittet ein Buchhändler, „meinen gefeierten Namen"

als Mitarbeiter auf sein Blatt setzen zu dürfen. Mög' er mehr davon haben als ich.

Nimm diese Zeilen nicht von der feierlichen Seite. Du weißt, wenn ich so schreibe, ist mir schon wieder besser, und alles fängt mir schon wieder an, lächerlich zu werden. Empfiehl mich Deiner teuren Kranken, deren Kranke Du hoffentlich nicht werden wirst. Kalt Wasser kann viel; leider fehlt es ihm an Nahrungsstoff, sonst regelten sich viele Fragen. Eigentlich sollte ich ganz heiter sein, denn wir haben heute mittag Klöße gegessen. Aber der Mensch ist anspruchsvoll über die Maßen. Ergeh' es Dir gut, lebe wieder auf. Wie immer Dein

Th. F.

An Emilie Fontane.

242) Berlin, d. 25. März 1880.

Meine liebe Frau.

Mit mir geht es etwas besser. Ich muß in den letzten anderthalb Wochen eine Art Gallenfieber oder dem ähnliches gehabt haben; leider liegt es aber so, daß ich nicht verstimmt bin aus Galle, sondern gallig aus Verstimmung. An und für sich bin ich der ungalligste Mensch von der Welt; aber das Leben packt mir so viel kleinen Ärger auf, daß auch meine gar nicht auf Galle gestellte Leber ein Treibhausbeet wird, drauf sie üppig gedeiht. Der Ärger als Mist. Was er wirklich ist. Ich kann übrigens auch heute noch nicht sagen, daß ich mich bei den zurückliegenden Szenen vergaloppiert oder irgend etwas übertrieben hätte. Das Geheimnis ist: man muß in Preußen etwas äußerlich sein oder haben. Nun weißt Du leider so gut wie ich, daß ich weder etwas bin, noch etwas habe. Und danach richtet sich der Ton der Menschen, mit denen man verkehrt. Überall prävaliert ein Standes- oder Bourgeois-gefühl, und ich kenne keinen, der sich ganz davon freihielte. Ich habe das übrigens auch schon früher beobachtet, und in Situa-

tionen, wo nicht ich der Betroffene war, sondern andere, also in Fällen, wo von Voreingenommenheit und persönlicher Reizbarkeit gar nicht die Rede gewesen sein konnte. Mein Leben hat in dieser Beziehung viele Vergleichspunkte mit dem Scherenbergs. In die Bewunderung oder doch mindestens Anerkennung seines Talents mischte sich immer Mitleid und Achselzucken, weil er ein armer Teufel war und blieb. Er war nur glücklicher und schlauer organisiert als ich und trug es mehr comme philosophe. Vielleicht liegt es auch daran, daß ich ein starkes Gefühl habe, mehr Ansprüche machen zu dürfen als er. Ob als Poet, mag zweifelhaft sein, denn er hat Einzelnes geschrieben, das sich neben das Beste stellen darf; aber aufs Ganze hin angesehn, bin ich ihm sehr über. Er war einseitig und verrannt und stand ganz außerhalb des Lebens und seiner Ansprüche.

Am Dienstag oder Mittwoch war ich auch bei Frl. v. Kahle, um mir die Büste von Eva Dohm anzusehn. George begleitete mich. Er sagte nachher sehr richtig: „Es mag eine gute Büste sein; aber daß es nicht Eva Dohm ist, darauf leb' ich und sterb' ich." Keine Spur von Ähnlichkeit. Danach ist mir denn doch der Mut vergangen, 20 Sitzungen an mein Tonbild zu setzen. So viel liegt mir nicht daran, als „männliche Porträtbüste" mit im Katalog zu stehn[1]).

George lebt übrigens nur noch für Zola und geht in seiner Schwärmerei offenbar zu weit. Das Talent ist kolossal und gar nicht zu überschätzen; es ist mir aber ganz unzweifelhaft, daß die Kunst andre Aufgaben hat. Es ist ein Unterschied, ob ich die Morgue male oder Madonnen, auch wenn das Talent dasselbe ist.

Lebe wohl und habe ein leidlich frohes Fest. Wie immer

Dein Th. F.

---

[1]) Fontane hat seinen Entschluß nachträglich doch geändert. Die damals geplante, aber von Frl. v. Kahle erst im Januar 1881 vollendete, wohlgelungene Porträtbüste von ihm ist die einzige geblieben.

An Emilie Fontane.

243) Berlin, d. 1. April 1880.

Meine liebe Frau.

Seit Tagen bin ich nicht zum Schreiben gekommen. Gestern abend endlich lag das Blatt vor mir, da kam Besuch, Freund D. Beinah sechs Stunden — etwas lange. Seine Mitteilungen waren wieder recht interessant und lehrreich, aber wenig erfreulich. Es geht mir klar daraus hervor, daß ein Schriftsteller eigentlich nur noch leben kann, wenn er sich in den Dienst eines Buchhändlers begibt. Nur auf dieſen kommt es an. Einem Ideale nachjagen ist lächerlich. Nur wer es versteht, Aufsehen zu machen, ist ein Gegenstand der Beachtung. Ordentliche, fleißige Arbeit ist Sache der Mittelmäßigkeiten. Will jemand seinen eigenen Weg gehen, so tut er's auf seine Gefahr; vielleicht reüssiert er, in der Regel wird er scheitern. Es kommt nur noch auf die Blätter an; Bücher sind altmodisch, beinah lächerlich. Das ist so ein kurzer Auszug aus seinem Gespräch. Aus allem ging nur hervor, daß mich mein Instinkt wieder richtig geleitet hat und ich ganz recht getan habe, mit H. gar nicht erst anzubinden. Erziele ich noch mal einen wirklichen Erfolg (höchst unwahrscheinlich; aber bei Gott ist kein Ding unmöglich), so wird man mir kommen. Käme ich, so wäre mir Ablehnung halb gewiß. Es handelt sich nur noch um Schablonenarbeit. Theo erschien vor einer halben Stunde mit dem Gefreitenknopf am Kragen; er hat, wie der militärische Witz lautet, „den höchsten Grad des Gemeinen" erreicht. Bei Heydens hat er neulich im Skat 65 Pfennige gewonnen; die Damen haben inzwischen die Summe mit 100 multipliziert oder den Point statt mit einem Pfennig mit einer Mark berechnet und ihm heute in sehr sinniger Weise ein Skatblockbuch mit 65 Mark durch Mete überreichen lassen. Unser Leben ist nun mal „auf Geschenke" gestellt; da man sie uns gern und freiwillig macht, so soll es mich nicht kränken. Es ist ein kindi-

scher Stolz, nichts nehmen zu wollen; freilich wäre geben mehr nach meinem Geschmack.

Empfiehl mich der teuren Frau, und ergeh' es Dir gut. Wie immer Dein alter Th. F.

An Emilie Fontane.

244) Berlin, d. 5. April 1880.

Meine liebe Frau.

Ich bin auch ein bißchen erkältet, ein bißchen überarbeitet und ein bißchen gastrisch. Die Erkältung stammt von Krigars Geburtstag her, wo drei Fenster und sechs Türen aufstanden; überarbeitet hab' ich mich, um endlich, gestern abend noch, die berühmte Novelle einsiegeln zu können, und das Gastrische stammt von einem Plumpudding her. Darin ist Rolipoli besser; nicht ganz so „substantial".

Gestern ging ich in den Rütli (bei Menzel). Ich fand noch den alten Mittagsbestand vor, Geh. R. Klix immer noch tapfer da, und mit ihm drei askanische Oberlehrer, die natürlich hinter ihrem obersten Chef nicht zurückbleiben wollten. Allmählich verkrümelte sich aber alles (einige sichtlich schlachtenmüde), und nur Menzel, als Rütliwirt, hielt aus, unterstützt durch drei frische Kräfte: Zoellner, Senator Eggers und mich. Es entspann sich nun eine wundervolle Szene, so wundervoll, daß wir uns beim Nachhausegehn auf der Treppe gerührt in die Arme sanken und gegenseitig erklärten: „Das sei zehn Daler wert gewesen." Menzel ergriff nämlich die Gelegenheit (es war von Blomberg die Rede), uns und sich zu beglückwünschen, „daß der Rütli seit drei, vier Jahren viel, viel besser geworden sei". Dabei vergaß er, daß der Senator, als Friedes Bruder, mit zugegen war und schüttelte nun in starken, leidenschaftlichen Worten sein Herz aus „über die Imbecilitäten zurückliegender Rütlitage". Es fielen aber dabei viel, viel stärkere Worte, die den jahrelang aufgespeicherten Groll verrieten und mir zu-

gleich zeigten, wie nur allzu richtig ich damals die Situation beurteilt habe. Es wurde mir von den andern gelegentlich bestritten; nun wird es keiner mehr bestreiten. Ich würde, weil ich annehme, daß Du den Inhalt meiner Briefe Frau K. mitteilst, über all dies kein Wort schreiben, wenn ich nicht völlig auf Menzels Seite stünde. Diese Friedeschen Klugschmusereien waren nicht auszuhalten, und ich weiß, daß mir oft vor Verlegenheit das Blut zu Kopfe schoß. Es war alles im Ton so grenzenlos verfehlt. Auf das Materielle geh' ich gar nicht ein. Es mußte natürlich Frieden freistehn, gelegentlich auch mal eine antimenzelsche Richtung zu vertreten oder richtiger, die ausschließliche Berechtigung der anderen zu bestreiten; aber nach meiner Meinung mußte das immer mit Ernst, mit Respekt und mit Bescheidenheit geschehn. Über das Schöne darf schließlich jeder sprechen, der dem Dienst des Schönen ernsthaft nachgegangen ist. Aber Friede, der, mit Ausnahme von ein paar höchst fragwürdigen Redensarten aus Hegels oder Vischers Ästhetik, nur sehr wenig wußte und noch viel weniger konnte, der eine dünne Natur und, zwei, drei reizende plattdeutsche Gedichte abgerechnet (in denen alles Gute, Gescheite, Tüchtige, was in ihm war, ein paarmal glücklich aufblühte), ein ganz kleines Talent, ein bloßer, gebildeter Durchschnittsmensch war — Friede, sag' ich, hatte kein Recht, sich mit bevaternder Superioritätsmiene neben Menzel zu stellen und zu sagen: „Nein, Engel, da sind Sie mal wieder ganz auf'm Holzweg" oder ihn mit den Worten: „Nein, Rubenschen, davon verstehn Sie nun mal nichts" usw. zu klopfen, zu patscheln und zu umarmen. Er stellte sich nicht neben ihn, sondern in seiner Eigenschaft als Kritiker und Ästhetiker über ihn. Und das war einfach ungehörig. Menzel muß jahrelang ganz unsagbar darunter gelitten haben. Ich gehöre keineswegs zu denen, die der Kritik den Mund stopfen wollen; aber die Kritik muß klug und bescheiden geübt werden und muß sich bei jedem Wort

ihrer Grenzen bewußt bleiben. Wer eine Kunst nicht selber übt, hat sein Lob und seinen Tadel an bestimmter Stelle schweigen zu lassen, nämlich da, wo das mangelnde Können auch sein Wissen lahm legt. Daß die Maler aller Kritik von Nichtmalern überhoben sein möchten, ist ein Unsinn und eine Anmaßung. Über viele Dinge steht es dem Ästhetiker, dem Schönheitsverständigen allerdings zu, seine Meinung zu sagen. Aber nicht mit „lieber Engel" und in überheblichem Tone, am wenigsten dann, wenn der Künstler absolut ersten Ranges und der Kritiker im günstigsten Falle zweiten Ranges ist.

Wir waren alle drei durch das kleine Vorkommnis erregt und erheitert — zu seinem Ruhme sei es gesagt, auch der Senator, der alles von der humoristischen Seite nahm.

Seid alle herzlich gegrüßt. Wie immer Dein Th. F.

An Emilie Fontane.

245) Berlin, d. 7. April 1880.

Meine liebe Frau.

Gott sei Dank, bin ich mit dem Zietenhusaren-Aufsatz so gut wie fertig; ich habe das 670 Seiten dicke Buch des Leutnants v. Ardenne, danach auch noch Droysen und W. Hahn durchlesen und mit einem immer dicker werdenden Kopf Notizen und Auszüge machen müssen. Nun sind Friedel und Mete beim Abschreiben der von mir notierten Stellen. Morgen mittag ist, denk' ich, alles fertig und kann abgeschrieben werden. Ich erzähle Dir das so ausführlich, weil man daran das lächerlich Miserable des literarischen Erwerbes studieren kann. Ich kaufe ein Buch, das wenigstens vier Taler kostet, arbeite drei Tage lang und lese drei Tage lang bis nachts um zwei; zwei Kinder schreiben viele, viele Seiten ab, und zum Schluß mache ich mich an eine Korrektur und Glattfeilung des Ganzen. Dafür erhalte ich dann 20 oder, wenn es hochkommt, 24 Taler! Wobei ich mein Wissen und mein Talent noch gar nicht rechne.

Weiß nämlich einer von diesen Sachen wenig oder nichts, so kann er freilich auch denselben Aufsatz schreiben. Aber wie? Ich würde sagen zum Weinen, wenn nicht der Masse des Publikums „gut" oder „schlecht" ganz gleich wäre. Ebensowenig wie die Menschen das Bedürfnis des Schönen haben, ebensowenig haben sie das des Klaren und Durchsichtigen. Wenn sie etwas nicht verstehn, so ist es auch noch so.

T. hat wieder Starkes an Verschraubtheiten und Eigensinnigkeiten geleistet, die sich Recht oder Prinzip oder Konsequenz nennen. Wie niedrig stehen doch alle diese Dinge! Und wie himmelhoch steht daneben die heitre Freiheit, die heute dies tut und morgen das, bloß immer das Richtige. Wenn Du wiederkommst, muß ich Dir einige Anekdoten erzählen, aber unter der Bedingung, „daß ich sie Dir erzähle". Es ist schrecklich, daß Du Dich mit solchen Geschichten immer auf den Markt setzst und sie dem Betreffenden, der sie gerade nicht hören soll, zum besten gibst. Es ist das zu kleiner Stil und nimmt einem jegliche Lust zu konfidentiellen Mitteilungen. Schafft auch jedesmal Verlegenheiten. Wenn Du sagen willst, „das ist meine Freiheit", so will ich das gelten lassen; nur kann ich auch hierbei nicht gelten lassen, daß diese Freiheit das Richtige trifft, und darauf kommt es an.

Gestern nachmittag machte ich auch einen Besuch bei Pine[1]). Sie war wieder allein und krank im Bett. Eine furchtbare Existenz. Das die-Alten-vom-Baume-schütteln, bis sie ins Wasser fallen und ertrinken, ist eigentlich gar nicht so übel. Es ist der kürzere Qualenweg. Von „ihrem lieben Alten" quatschte sie zum Übelwerden. Es ist doch nichts schrecklicher als ewige, gewohnheitsmäßige, längst zur Natur gewordene Unwahrhaftigkeit. Alles ist immer nur halb und viertel richtig, meist einfach nur dadurch, daß die Hauptsachen verschwiegen

[1]) Man vgl. über „Tante Pine" S. 402, sowie Bd. 2, S. 117ff. u. 374ff.

werden. So sind auch „Caroline Bauers Memoiren", die jetzt wieder durch einen neuen Skandal von sich reden machen. Es liest sich alles ganz gut, aber das Unerquickliche ist: sie spielt die Casta Diva und war doch weiter nichts als ein auf Vorteil und Liebschaften gestelltes Theaterbalg. Immer lächelnd und immer berechnend. — Ergeh' es Euch gut. Wie immer Dein alter Th. F.

An Emilie Fontane.

246) Berlin, d. 10. April 1880.

Meine liebe Frau.

Die Wochen vergehen still und arbeitsvoll; mit Ausnahme des ridikülen Diners, das ich selber gegeben habe. Zunächst hab' ich freilich eine kleine Gesellschaft in Sicht, und zwar bei Hertz, den ich heute mittag besuchte. Mit seinem Befinden geht es besser; die Wunde ist mehr als halb zugeheilt, und ich fand ihn außer Bett. Aber er ist alt geworden, und die Nase wölbt sich immer mehr. Eine gute Geschichte erzählte er mir aus seinen Stiehl-Tagen her. Stiehl[1]) konnte einen andern Geheimrat, den Hertz gerade sehr gern hatte, nicht leiden und sagte in seiner zynischen Weise: „Der Kerl ist wie ein lästiger Floh; den ganzen Tag sucht man danach und möcht' ihn knicken oder abschütteln, aber nirgends ist er zu finden, und doch ist er da und quält und sticht einen weiter." „Das ist mit solchem Floh eine eigene Sache," sagte Hertz; „mitunter ist es nämlich gar kein Floh, sondern ein Tropfen böses Blut in den eigenen Adern. Und das quält und sticht einen." Stiehl lächelte und sagte: „Sie können recht haben." H.s Antwort ist brillant.

Gestern ging ich mit den Kindern spazieren und sah mir auch das Königin-Luise-Denkmal an. Es ist nicht die Königin

[1]) Vortragender Rat in der Unterrichtsabteilung des Kultusministeriums, bekannt durch die von ihm bearbeiteten „Regulative".

Luise, wie sie uns vorschwebt, aber im übrigen merkwürdig gut. Das Ganze hat etwas Vornehmes. Desto schrecklicher sind die Reliefs. Es ist zum Lachen. Wie schwer ist doch Kunst!

Am Abend las mir George den Schluß von Ludwig Pfaus Aufsatz über Zola vor. Einzelnes ist geistvoll und zutreffend, alles ist gebildet, und im ganzen ist es doch nicht einen Schuß Pulver wert. Immer begreiflicher wird mir der Haß der bildenden Künstler gegen die Kunstphilosophen. Kunstgeschichte geht, solang es einfach Geschichte bleibt, aber sowie das Räsonnement anfängt, wird es furchtbar. Das Urteil eines feinfühlenden Laien ist immer wertvoll, das Urteil eines geschulten Ästhetikers meist absolut wertlos. Sie schießen immer vorbei; sie wissen nicht, haben oft gar keine Ahnung davon, worauf es eigentlich ankommt. In der Dichtkunst, soweit sie auch darstellend und plastisch ist, ist es gerade ebenso. Der gedankliche Inhalt kann unter Umständen die Hauptsache sein, in der Regel ist er es nicht. Und überall da, wo es auf das „Gestalten" ankommt, reden die Philosophen Unsinn. Es fehlt ihnen ganz das Organ für das, was die Hauptsache ist. Man mag Zola vernichten, aber noch im Vernichten muß man ihn bewundern. Zu diesem Gefühl vermag sich der „Ästhetiker" nicht zu erheben.

Wie immer Dein Th. F.

An Martha Fontane.

247) Berlin, d. 25. Juni 1880.

Meine liebe Mete.

Wie ein Rabenvater komme ich mir vor, daß ich in fünf Wochen keinen einzigen Brief an Dich geschrieben habe! Aber das „Geschäft" geht stärker denn je, und ich bin gegen meine Gewohnheit abends oft recht angegriffen, weil mich Schwüle, Fliegen und vielleicht auch der schon überhitzte Kopf um meinen

Nachmittagsschlaf bringen. Und der unausgeschlafene Mensch ist eine Null oder, wenn der Mensch überhaupt eine Null ist, die Null einer Null.

Im Hause treibt das Notfloß unseres Lebens ruhig weiter, und unsere vier Wände haben einen richtigen Spreeufercharakter, wie es sich für den großen „Wanderer" ziemt. Sand, Torf, Kusseln und mal ein sickernder Hoffnungsbach und noch öfter Raupenfraß in der Heide. Man gewöhnt sich auch an das und findet es schließlich nicht schlimmer als anderes. Und wirklich, die Dinge machen es nicht, sondern unsere Stellung dazu!

Von unsern kleinen gesellschaftlichen Erlebnissen wird Dir Mama geschrieben haben. Bei B.s war es wie immer. Zum Glück war der Maler Geselschap da, eine liebenswürdige Künstlernatur. Das einzige, was ich an ihm auszusetzen fand, war, daß er 70 000 Taler für Ausmalung der Kuppel in der Ruhmeshalle bekommen soll. Dies hören und nicht neidisch werden, geht über die menschliche Kraft. Übrigens stammt die Zahlenangabe aus dem J.schen Hause, woraus ich schließe, daß es wohl nur Mark sein werden. Geh' es Dir gut.

Dein alter Papa

An Graf Philipp zu Eulenburg[1]).

248) Berlin, d. 15. Juli 1880.
Potsdamer Straße 134c.

Hochgeehrter Herr Graf.

Pardon, daß ich erst heute für Ihre freundlichen Zeilen danke und erst heute meine Glückwünsche zu dem frohen Ereignis ausspreche. Einigermaßen wird mich der Umstand entschuldigen, daß ich durch Baron Dörnberg alles sozusagen

[1]) Graf (später Fürst) Philipp Eulenburg, der spätere deutsche Botschafter am Wiener Hofe, war durch F.s Studien für das Kapitel „Liebenberg" seiner „Fünf Schlösser" zu ihm in Beziehungen getreten.

auf frischer Tat erfahren hatte, wodurch ich des Schreibe-stimulus verlustig ging, der in dem Eintreffen einer neuen Nachricht liegt.

Hoffentlich geht alles nach Wunsch, und Mutter und Kind sind wohl[1]).

Morgen früh zieh' ich nun endlich gen Lützburg[2]). Ich bin sehr gespannt, was die berühmte Knyphausen-Chronik an literarischen Schätzen herausgeben wird. Die sechs Namen der Komtessen hab' ich mir einstudiert und ich schwanke mit meinen Vorwegsympathien zwischen Hyma, Hedda und Theda hin und her. Wär' ich Graf und vierzig Jahre jünger, würd' ich mich aber wahrscheinlich doch für Hyma entscheiden. Es klingt nach verschiedenen Seiten hin so wundervoll an.

Etwa am 24. denk' ich wieder in Berlin zu sein, wobei ich drei oder vier Tage auf Lützburg rechne, Rest für Bremen, Norderney, Hannover.

Und nun kommt eine Bitte, mit der ich mich gleichzeitig auch an Landrat v. Quast wende[3]).

Der Gegenstand des celèbren Elliot-Knyphausen-Duells war eine Frau v. Arnstädt auf Hoppenrade, die etwa Anno 1780 eine schöne junge Frau war, um die Wende des Jahrhunderts eine ins Kurbrandenburgische transponierte Messalinenexistenz führte und vielleicht erst in den zwanziger oder dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts gestorben ist. Eine achtzigjährige Frau in Hoppenrade — würde jetzt sechsundachtzig sein — die „alte Stägemann", hat mir gegen einen Bernschen Taler, der mir noch auf der Seele brennt, wahre Wundergeschichten von der

[1]) 1. Juli Geburt der Gräfin Alexandrine zu Eulenburg in Liebenberg.

[2]) Fontane reiste nach Lützburg, um im Archiv des gräflich Knyphausenschen Geschlechtes Studien über die im Kapitel „Hoppenrade" seiner „Fünf Schlösser" erwähnte Krautentochter anzustellen.

[3]) Sigfrid v. Quast, Landrat des Ruppiner Kreises, Besitzer von Radensleben, starb jung auf einer Reise in Syrien.

„Krautentochter" erzählt, wie sie sie ausschließlich nannte (nie Frau v. Arnstädt), und bei der sie mit zwölf oder vierzehn Jahren kleines Kindermädchen gewesen war.

Der Moment ist nun da, wo in das Kraut- und Rübentum der „Krautentochter" Klarheit gebracht werden muß. Denn ich kann das berühmte Duell nicht in der Luft schweben lassen. Es muß einen Hintergrund haben. Dieser Hintergrund ist Hoppenrade und seine damalige Herrin: Frau v. Arnstädt.

Meine Bitte geht nun dahin, daß Sie, wenn sich's macht, ein paar Fragen tun. In Hoppenrade selbst ist nichts zu erfahren. Herr v. Heyden-Linden (wenn er's noch besitzt) ist zwar Enkelschwiegersohn. Ich bezweifle aber, daß er etwas weiß, und wenn doch, so wird er nicht sehr ausgiebig sein. Es existieren aber noch Personen, die von den Dingen wissen. Ich glaube ein Pastor (Schultz, wenn ich nicht irre) und ein Förster oder Oberförster in der Grüneberger Forst. Reißen alle Stränge, und nun kommt die Hauptsache, so müssen die Kirchenbücher wenigstens das Gerüst der Geschichte geben. Ich weiß aus vielfacher Erfahrung, daß einem aus diesen trocknen Daten und Zahlen unter Umständen eine ganze Geschichte erblüht. Sind Kirchenbücher da — mutmaßlich handelt sich's um Löwenberger, denn Hoppenrade ist wohl nur Filial — so muß ich draus erfahren können:

1. welchen Familiennamen Frau v. Arnstädt früher führte, ob Kraut oder nicht?
2. Welcher Kraut? Der berühmte Kraut lebte, glaub' ich, schon unter Friedrich Wilhelm I.
3. Wie die Männer und die Kinder aufeinanderfolgten? Wann die Hochzeiten und Taufen und Begräbnisse waren, welche Personen Gevatter standen usw. usw.

Hab' ich das, so hab' ich zwar nicht alles, aber allenfalls genug. Nehm' ich das Gefasle der „alten Stägemann" hinzu,

so baut sich schließlich doch eine Welt auf. Freilich besser, wenn noch andre alte Werkmeister mit tätig sind.

Ich würde mich sehr glücklich preisen, wenn ich bei meiner Rückkehr aus Friesland eine Antwort von Ihnen vorfände: „Kommen Sie; die Wüste gibt Wasser; das Kirchenbuch sprudelt."

Ich würde dann auch die noch ausstehenden Liebenbergiana mit heimnehmen und an eine Doppelarbeit gehen können.

In vorzüglicher Ergebenheit, unter Dank und Empfehlung an das gräfliche Haus, hochgeehrter Herr Graf, Ihr

Th. Fontane

An Emilie Fontane.

249) Bremen, d. 17. Juli 1880.
Hillmanns Hotel.

Meine liebe Frau.

Gestern um vier Uhr bin ich glücklich hier eingetroffen. Unterwegs hatte ich mich mit meinen drei Damen, Polinnen, angefreundet. Sie waren alle drei sehr nett, am nettesten eine staubgrau gekleidete, die Dir George vielleicht schon beschrieben hat. Es ist doch kein leerer Wahn, was von der Liebenswürdigkeit und einem eigentümlichen „charme" der Polinnen gesagt wird. Die Deutschen mit ihrer „ewigen Ordnung" kann ich nicht als das Ideal der Schöpfung ansehn. Es ist gerade gut genug für den Alltag und — die Langeweile. Die Damen gingen nach Norderney, und ich bin gebeten worden, sie dort aufzusuchen. Absichten auf mich werden sie wohl nicht haben. Wenn nicht vielleicht der kleine Hut für zwölf Mark mir auch einen „charme" gegeben hat. Unterwegs hatt' ich noch ein mir sehr interessantes Erlebnis. Alles schrie nach Wasser, auch meine Damen. Ich stürzte dienstbeflissen heraus; unmöglich, es war nichts zu kriegen. Da sah ich Leute, Kinder und Erwachsene, mit Blechtöpfen am Brunnen stehn, und ich

rief einem Manne von 40 Jahren zu: „Hier, hier.“ Und er kam auch und „tränkte“ die Damen. Es entspann sich nun folgendes Gespräch:

Ich: Heiß heute.

Er (achselzuckend): De l'Amérique.

Ich: Kuba, Havanna, San Domingo?

Er (kopfschüttelnd und auf sich zeigend): Sam.

Die Sache hing also so zusammen. Es waren Auswanderer, die vierter Klasse fuhren und mit ihren Blechtöpfen an den Brunnen gelaufen waren. Einer von ihnen, der den Führer „bis hinüber“ machte, war ein gewöhnlicher Amerikaner, mutmaßlich aus der Ohio- oder Mississippigegend. Er war sofort bereit, auf meinen Zuruf den Damen Wasser zu bringen, eh' er's noch seinen eignen Leuten brachte. Diese Form von Politesse, Menschlichkeit, ja selbst Ritterlichkeit imponierte mir riesig. Ein gewöhnlicher Deutscher hätte dies nie getan. Er denkt an sich und ist in seiner kleinen, engen Seele zu jeder Gentilität unfähig. Es ist leider so. Dieses Fehlen jeder Spur von Kavalierschaft in unserm Volksgemüt ist das, was uns so unbeliebt macht. „Der große Knote der Weltgeschichte.“

Meinen Kaffee nahm ich hier im Hotel auf einer entzückenden Terrasse, eine Blumenbalustrade vor mir und dahinter ein Stück Park mit zahllosen Kindern, Kinderwagen und Kindermädchen. Es sah aus wie ein Feenmarkt. Dann ging ich in die Stadt — das sehr schöne Hotel liegt am Rande, am ehemaligen Wall — und flanierte vier Stunden, kaufte mir Plan und Büchelchen und kenne nun Bremen fast so gut wie Berlin.

Mein Tagewerk besteht heute darin, das Innere einiger Kirchen, darunter im Dom einen „blauen Teufel“ (mutmaßlich der preußische) und des Rathauses anzusehn. Abschließen will ich mit einem Déjeuner dinatoire im Ratskeller, wo ich

in der berühmten „Rose“ alt ritterlicher Deutscher ein Glas auf Dein Wohl trinken werde.

Grüße George und Tilla. Reisebeschreibeln für die Vossin werd' ich nicht; es ist eine zu gemeine Beschäftigung.

Wie immer Dein Th. Fontane

An Emilie Fontane.

250) Emden, d. 18. Juli 1880.

Meine liebe Frau.

Ein halbes Dutzend rotbraune Giebel, mit einer Turmspitze dazwischen, gucken mir über einen Hof, gegen den unser früherer in der Königgrätzer Straße den Charakter einer Riesenarena hat, ins Fenster, und hieran, wie an vielem andern, merkt man die Nähe Hollands. Beständig treten mir die Andreas Achenbachschen Ostendebilder vor die Seele. Meinen Tee gestern abend erhielt ich auf einem porzellanenen Untersatz, darin ein Öllämpchen von der Größe eines Nachtlichts brannte. Es stank entsetzlich; ich blies es aus und stellte es ins offene Fenster, um es verduften zu lassen. Aber in dem zuglosen Hofe stand die Luft, und so mußt' ich persönlich damit fertig werden.

Um $7^3/_4$ Uhr wollt' ich gestern aus Bremen fort, aber im letzten Moment hieß es: „Die Maschine leckt“, so daß erst eine neue Maschine geheizt werden mußte. Dies dauerte fast eine Stunde, so daß es ein Wunder ist, daß wir den Anschluß an einen andern Zug nicht versäumten und immer noch einigermaßen rechtzeitig hier eintrafen. Gerad' um Mitternacht. „In einer so ‚kleinen Stadt‘ wie Bremen,“ bemerkte ein mitreisender Bremer spöttisch, „darf dergleichen vorkommen.“ Bremen hat beiläufig über 100 000 Einwohner. Dabei sei bemerkt, daß ich mich doch mehr und mehr zum Preußen- und Berlinertum zu bekehren anfange. Freilich spät, aber besser spät als gar nicht. Das alte Berlin und das alte Preußen

waren allerdings etwas Entsetzliches, und wo ihr Pferdefuß zum Vorschein kommt, find' ich es noch heute furchtbar. Aber seit 1840, seit 1848 und namentlich seit 1870 ist alles anders geworden, und wir haben nun selbst die Gegenden in Deutschland weit überflügelt, die früher Vorbilder für uns sein konnten. Dresden wirkt jetzt wie ein pauvres, zurückgeblkebenes Nest. Hamburg ist uns an Gewaschenheit und Sauberkeit immer noch voraus, aber dafür fehlt doch vieles, vieles andre. Wasser allein tut es nicht.

Gestern besuchte ich also die Börse, das Rathaus und den Ratskeller von Bremen. Es war mir alles sehr interessant. Die Börse, erst 12 oder 14 Jahr alt, ist sehr schön und gefällt mir besser als die Börse Hitzigs in Berlin, die, glaub' ich, überhaupt nicht zu seinen Glanzleistungen gehört. Der große Rathaussaal voller Bilder, Holzschnitzereien und Schiffsmodelle fesselte mich über eine Stunde.

Im Rathauskeller hat' ich nur ein mäßiges Vergnügen, und nur der Wein, den ich trank, war sehr schön, sowohl der junge wie der alte. Dabei beides sehr billig. Eine halbe Flasche Markobrunner 15 Sgr., ein Spottgeld für so guten Wein, und ein Glas 1727er Rüdesheimer nur 8 Sgr. Die meisten Menschen machen sich nichts aus so altem Wein, deshalb wird er zu so billigem Preise weggegeben. Mir schmeckte er ausgezeichnet, und ich wünschte wohl, ein „Verehrer" (die ja zeitlebens soviel für mich getan) schenkte mir 50 Flaschen davon. Ich aß einen halben Hummer, womit ich den ganzen Tag auskam. Danach ließ ich mich in den Kellern umherführen. Mir trat der Tag wieder vor die Seele, wo ich 1844 auf meiner ersten Londoner Spritzfahrt in den Dockskellern umhergeführt wurde. Sind 36 Jahre. Dazwischen liegt das Leben. Und doch kam ich mir nicht mal sehr verändert vor. Arm, unsicher und selbstbewußt, gerade wie damals. In dem einen Keller liegt in 12 Stückfässern der „Apostelwein"; jedes Faß

hat einen Apostelnamen. Der „Judaswein" ist natürlich der beste.

Ergeh' es Dir gut. Dein Th. Fontane

An Martha Fontane.

251) Berlin, d. 4. August 1880.

Meine liebe Mete.

Ich will doch nicht von hier fort, ohne Dir zuvor als 60-jähriger Turner und Springer ein „Gut Heil" zugerufen zu haben. Ich glaube, daß Du's gut getroffen hast; einige shortcomings und drawbacks fehlen nie. Es gibt kein unbedingtes und ungetrübtes Glück, das länger als fünf Minuten dauerte. Das Tollste sind Flitterwochen in einem englischen Seebade. So langweilig, daß Zankszenen eine Erlösung werden.

Einen Punkt will ich hier eigens noch berühren. Wer dient, muß gehorchen und schweigen können[1]). Das ist nicht bloß militärisch, das ist überhaupt gültig in der ganzen Welt. Als ich noch auf der Kreuzzeitung war, sah ich dem seligen Beutner (aber er lebt noch) an, daß ihm Widerspruch verhaßt war; von dem Augenblick an widersprach ich nicht mehr. Es ist mir auch nicht sauer geworden. Also gehorchen und schweigen. Aber ich brauche Dir wohl nicht erst zu sagen, daß dies nichts zu schaffen hat mit timider, sklavisch-unwürdiger Unterordnung. In entscheidenden Momenten, wo das Beste, was man hat, auf dem Spiele steht, muß man sprechen, ordentlich, fest, bestimmt, mutig. Aber die Lebenskunst besteht darin, sein Pulver nicht unnütz und nicht in jedem Augenblick zu verschießen.

Laß keine Briefe umherliegen, weder solche, die Du schreibst, noch solche, die Du empfängst. Solche, die einem irgendwie

[1]) Fontanes Tochter, die inzwischen ihre Lehrerinprüfung abgelegt hatte, war im Begriff, eine Stelle als Erzieherin im Hause des Herrn v. M. zu Klein-Dammer in der Neumark anzutreten.

Verlegenheiten schaffen können, muß man gleich verbrennen oder in kleine Stücke zerreißen. Faß' alles ernst und freudig und mit ganzem Herzen an, bringe, solang es geht, Dingen und Personen Liebe entgegen; das erwirbt einem auch Liebe, und wenn dies ausnahmsweise mißglückt, so hat man doch die Ruhe des Gemüts, die des Lebens Beste ist.

Und nun lebe wohl. Wie immer Dein alter Papa

An Emilie Fontane.

252) Wernigerode, d. 5. August 1880.

Meine liebe Frau.

Eben hab' ich auf dem Balkon meinen Tee getrunken und mich dabei an den alten Bildern erfreut: auf dem Schloß ein paar Lichter, der „weiße Hirsch" abwechselnd in grün und rotem Licht, am Horizont ein letzter dunkler Streifen Abendrot und dazwischen Musik unten in der Stadt und oben auf dem Lindenberg. Oben auf dem Lindenberg konzertierte ein Solist, ein Hornbläser und blies als letztes Stück eine Piece, die ich 1852 von einem cornet à piston-Virtuosen in Brighton blasen hörte. Es war am Abend vor meiner Rückkehr nach Deutschland. Es liegt einiges dazwischen.

Heute früh übersiedelte ich vom Hotel in meine Villa. Um 1 Uhr aß ich; Frau K. hatte gekocht. Aber es ist mir doch zu schlecht, und so werd' ich von morgen ab mal hier, mal dort einfallen und sehen, was die Küche gibt. Viel erwart' ich nicht. Die Kochkunst blüht nicht in diesen Gegenden, und das Fleisch ist schlecht, wie in allen kleinen Städten. Nichts ist falscher als die Vorstellung der Gutsbesitzer, man könne sich bei ihnen ein Ränzlein anmästen; im Gegenteil, man fällt ab und kommt von Kräften. Dafür hab' ich mich aber bereits an Erdbeeren für 15 Pf. delektiert und an zwei Semmeln für 8 Pf., wogegen die ganze Thiersche Herrlichkeit versinkt. Wenn letztrer mehr Bäcker und weniger Stadtverordneter wäre, gewönne unsre ganze Gegend.

Bald nach Tisch wurd' ich müde und schlief an zwei Stunden. Ich freue mich darüber und habe nach den beständigen Anspannungen der letzten drei Wochen eine wahre Sehnsucht, zu schlafen und zu ruhn. Die schöne Luft und ein mittlerer Erkältungszustand unterstützen mich dabei. Wenn ich sage „schöne Luft", so bezieht sich dies nur auf den Grundton, auf die reine, sittliche Tendenz des Ganzen. Im Detail laufen viel Unkorrektheiten mit unter, wie ich das überall in der „reinen Natur" gefunden habe. Plötzlich an Stellen, die aller Menschlichkeit entrückt scheinen, trägt einem ein linder West eine Luftwelle zu, die von Otto Devrient unverändert in die klassische und selbst in die unklassische Walspurgisnacht aufgenommen werden könnte. Mephisto könnte sogar sagen: „Hab' ich doch meine Freude dran." Ich nicht.

Morgen fang' ich an zu arbeiten, aber peu à peu.

Wie immer Dein Th. F.

An Martha Fontane.

253) Wernigerode, d. 8. August 1880.

Meine liebe Mete.

Dein Brief, den ich eben an Mama schicke, hat mich sehr erfreut. Ist es so und bleibt es so, dann ist es ein Ideal und zählt mehr zu dem Beglückenden als zu dem Bedrückenden des Lebens. In einem schönen Sinne dienen, d. h. also Pflichten übernehmen und erfüllen und dabei der Anerkennung aller Nächstbeteiligten sicher sein, ist etwas Hocherfreuliches, und diese Freude, denk' ich, soll Dir zuteil werden. Sei nur ja auf Deiner Hut; bald gewöhnt man sich an das Gute, nimmt es als selbstverständlich hin und hat eine Neigung, das zu betonen, was einem fehlt. Es gehört zu den ersten Regeln der Lebensklugheit, über dies Fehlende, wenn es nicht schwerer wiegt als das Gute, was da ist, hinwegsehn in lernen.

Ich lebe hier still und einsam und langweilig und glücklich. Es wäre das Glück noch größer, wenn mich nicht der Novellenschacher und die kleine, kümmerliche Rolle, die man dabei spielt, beständig ärgerte. Vielleicht aber hab' ich unrecht und vergesse zu sehr, daß ein Leben ohne solche Kriegführung, ohne solchen Kampf widerstreitender Interessen gar nicht möglich ist. Andrerseits ist mir so viel gewiß, daß ich durch meine persönliche Haltung einen Anspruch darauf hätte, gleichsam als Ausnahmefall, dieser Häßlichkeiten und Unwürdigkeiten überhoben zu sein.

Sehr interessiert hat mich Herrn v. M.s Äußerung, daß der preußische Staat durch sein alles Wichtignehmen groß geworden sei. Dies unterschreib' ich de tout mon cœur, und der historische Sinn, den ich habe, läßt mich mit Achtung von dieser Seite unsres Staats- und Volkslebens sprechen, soweit als das der Vergangenheit angehört. Es war hier, auf dem Terrain zwischen Oder und Elbe, wenig oder nichts gegeben, und die beiden organisatorischen Genies, Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II., schufen durch künstlerische Werte wirkliche Werte, wie finanzielle Genies immer verstanden haben, aus Papierwerten Goldwerte zu machen. Beide genannten Könige nahmen einen ganz gewöhnlichen, oft einen ruppigen Kerl und sagten: „Du bist nun Rendant oder Steuerinspektor oder Postmeister oder auch Gesandter." Alle vier, in den weitaus meisten Fällen, blieben ruppige, rohe, selbstsüchtige Subjekte; der Rang aber, der ihnen verliehen worden war, die bevorzugte Stellung, deren sie sich erfreuten, die pekuniären Vorteile, die ihnen zuflossen, gaben ihnen ein starkes Standes- und zuletzt auch ein persönliches Selbstgefühl, das in der zweiten und dritten Generation segensreiche Frucht trug. Es war also inzwischen nicht bloß ein Staatswesen, sondern, was ich höher veranschlage, eine Gruppe kluger, rechtschaffner und selbst edeldenkender Familien geboren worden. Alles bloß

aus dem „Wichtignehmen", aus dem unausgesetzt genährten Gefühl heraus, ein K. Postsekretär, ein K. Wegebaumeister, ein K. Kanzleirat usw. seien höchst wichtige Personen.

Aber alles hat seine Zeit. Solang es galt, aus einem fruchtbaren Rohmaterial erst ein brauchbares Staats- und in weiterer Entwicklung auch ein einigermaßen genießbares Menschenmaterial herzustellen, war dieser Prozeß des „Wichtignehmens" nicht bloß selber wichtig, sondern auch überaus erfreulich und beinah schön.

Nun aber sind wir aus dem Gröbsten heraus, und es muß nun mit dem Scheinwesen ein Ende haben. Ein Leutnant darf eben nur ein Leutnant sein und muß darauf verzichten, selbst wenn er bei den Zietenhusaren steht oder wohl gar einen großen Totenkopf an der Pelzmütze trägt, ein Halbgott oder überhaupt irgendwas Exzeptionelles sein zu wollen. Aber wir arbeiten immer noch mit falschen Werten und stecken immer noch im „Wichtignehmen" drin, wo längst schon nichts mehr wichtig zu nehmen ist. Wir müssen jetzt anfangen, mit wirklichen Größen zu rechnen und die Dinge zu nehmen als das, was sie sind, nicht als das, was sie scheinen. Kraft und Vermögen, sie mögen nach einer Seite hin liegen, wohin sie wollen, sind immer eine wirkliche Macht; Titulaturen, Orden und andre Wichtigtunsattribute sind aber Alfanzereien, gehören der Vergangenheit an und haben mit Freiheit und Gesittung nichts zu schaffen.

Wie immer Dein alter Papa

An Emilie Fontane.

254) Wernigerode, d. 10. August 1880.

Meine liebe Frau.

Sei bestens für Dein Paket bedankt. Ich kann doch nun wieder schwimmen und über die „Krauten-Tochter", deren Spuren ich seit Jahren folge, den momentanen Wernigeroder

Jammerzustand vergessen: Regen und Wind und Hunger und Kälte. Heut ist nun schon der dritte Tag, und es sieht nicht aus, als ob es vorüber wäre. Die Sonne ging gestern dunkelschwefelfarben unter und erinnerte mich an das Höllenloch im Viktoriatheater.

Eine halbe Stunde nach dem Paket kam der einliegende Brief, der mich doch sehr glücklich macht. Ich bin nun diese große Sorge los, die noch viel größer war, als ich Dir sagen mag. Ich bilde mir ein, friedfertig und für einen alten Herrn und anerkannten Schriftsteller keineswegs unbescheiden in meinen Forderungen zu sein; dennoch steht es, ohne jegliches Verschulden meinerseits, so, daß ich eigentlich gar keine Blätter zur Verfügung habe. Bei der „Gartenlaube" kann ich mich nicht melden, und auffordern wird man mich nicht; die „Daheim"-Leute haben sich nüchtern und ungentil gegen mich benommen, „Nord und Süd" hat nach der bisherigen Haltung seiner Herausgeber wenig Ermutigendes für mich, und mit R. bin ich gleichfalls so ziemlich fertig. Es mußte mir also an dem Zustandekommen mit Westermann außerordentlich viel gelegen sein. H.s Unternehmungen machen einen traurigen Eindruck auf mich; bloß Geld verdienen wollen, wenn man nicht Bäcker oder Brauer ist, ist doch unwürdig. Und es kann darauf kein Segen ruhn, selbst dann kaum, wenn sie nebenher Kirchen und Hospitäler gründen. Was sie übrigens bisher nicht getan haben.

Mir schwirrt der Kopf. Und das heißt Erholung, und ist auch insoweit eine, als ich andre Luft atme und keinen Menschen sehe. Ich kann mich, aller Zerstreuung unerachtet, die in der Beschäftigung mit hundert verschiedenen Dingen ruht, doch konzentrieren, indem ich mich stundenlang ungestört auf eines richte. Als ich aber heute den Blücherschen Brief und dann die beiden Pastorenbriefe durchgelesen hatte, war es mir doch zuviel, nicht der Masse des Stoffes halber (die könnt' ich be-

zwingen), sondern weil sich alles untereinander widerspricht. Und zwei Dinge kann ich meiner ganzen Natur nach nicht aushalten: Ärger und Konfusion. Ich bin auf ein stilles Licht gestellt, auf Ruhe und Klarheit. Während der letzten drei Tage hab' ich an meiner neuen Novelle gearbeitet und mich in Wien hineingelebt[1]). Ich kenne jetzt in der Altstadt jede Gasse und weiß ganz genau, wo meine Personen wohnen. Dies lokale Sicheinleben bedeutet furchtbar viel; das andre findet sich schon allmählich — selbstverständlich, wenn man einen Stoff als Keim des Ganzen hat.

Der Karpelessche[2]) Brief gibt uns nun glücklicherweise freie Bewegung, und es kommt auf ein paar Taler mehr oder weniger nicht an. Thale ist reizend, und es ist — da sich der Geldpunkt nicht bedrücklich macht — nur eines, was dagegen spricht: ich muß dann wieder packen, wieder reisen und werde wieder in meiner Ruhe gestört. Überlege das alles und triff eine kluge Entscheidung. Dich wieder hier kochen und krebsrot und verstimmt (verstimmt mit Recht) zu Tische kommen zu sehn, ist mir sehr gegen die Leber, so daß Aufbruch doch vielleicht das kleinere Übel ist. Nun, nous verrons!

Heute früh hatten wir hier einen pea-colored fog, das einzig Englische, was sich hier vorfindet; namentlich aber fehlt mutton und beef. — Ich habe heute mit „Ellernklipp"[3]) angefangen; es geht langsam, aber ich will es nicht übertreiben, weil ich sonst ganz herunterkomme.

Herzliche Grüße Dir und den Kindern von Deinem

Th. F.

---

[1]) „Graf Petöfy", während dieses Aufenthaltes in Wernigerode begonnen, aber erst i. J. 1883 vollendet.

[2]) Dr. Karpeles, damals Redakteur der „Westermannschen Monatshefte".

[3]) Die in ihrer ersten Fassung schon im Herbst 1879 vollendete Novelle erschien i. J. 1881 zuerst in den „Westermannschen Monatsheften" und sodann als Buch im Verlage von W. Hertz.

An Gustav Karpeles.

255) Wernigerode, d. 18. August 1880.
Villa Kagelmann.

Hochgeehrter Herr und Freund.

Eben als Ihre freundlichen Zeilen eintreffen, wollt' ich schreiben und mich entschuldigen, daß ich erst zehn bis zwölf Tage später mit meiner Novelle vor Ihnen erscheinen kann. Es hapert mitunter mehr, als man, in Hoffnungsduselei, annehmen zu müssen glaubte. Volle acht Tage habe ich gebraucht, um das in Abschrift vor mir liegende erste Kapitel in Ordnung zu bringen. Und ein paar Stellen genügen mir auch jetzt noch nicht und müssen, nach erneuter Abschrift, wieder unter die Feile.

Nun müssen Sie aber nicht fürchten, daß das so weiter geht. Das erste Kapitel ist immer die Hauptsache und in dem ersten Kapitel die erste Seite, beinah die erste Zeile. Die kleinen Pensionsmädchen haben gar so unrecht nicht, wenn sie bei Briefen oder Aufsätzen alle Heiligen anrufen: „Wenn ich nur erst den Anfang hätte." Bei richtigem Aufbau muß in der ersten Seite der Keim des Ganzen stecken. Daher diese Sorge, diese Pusselei. Das Folgende kann mir nicht gleiche Schwierigkeiten machen, und so denk' ich, ich verspreche nicht zuviel, wenn ich sage: „Ich werd' es am 31. d. M. eingeschrieben zur Post geben."

In Prag Ferien! Ist das statthaft? Nach dem, was mir noch vom „Braunen Roß"[1]) und dem „Goldenen Stern" in Erinnerung ist, würd' ich beide nicht zu den klimatischen Kurorten zählen. Es ist in den Korridoren dieser alten Hotels so was Ammoniakalisch-Hofbräuartiges auf alle Ewigkeit hin zu Hause. Und man kann doch nicht immer in der Moldau liegen, auch wenn sie nicht, wenigstens um die Nepomukbrücke herum, für meine sensitive Haut einen ewigen Schubderton hätte. Ich kann nirgends von historischen Reminiszenzen absehn und würde

[1]) Die Gasthöfe heißen „Schwarzes Roß" und „Blauer Stern".

mich nie haben entschließen können, im Tower mein Beilager zu halten.

Aber pardon für das Geplapper.

Wie immer Ihr ergebenster Th. Fontane

An Graf Philipp zu Eulenburg.

256) Berlin, d. 21. November 1880.
Potsdamer Straße 134 c.

Hochgeehrter Herr Graf.

... Was das Staatsministerium gestern (Sonnabend) geleistet hat[1]), ist mir denn doch zu wenig. Ich liebe die Juden, ziehe sie dem Wendo-Germanischen eigentlich vor — denn es ist bis dato mit letztrem nicht allzuviel —, aber regiert will ich nicht von den Juden sein.

In vorzüglicher Ergebenheit Th. Fontane

An Martha Fontane.

257) Berlin, d. 16. Januar 1881.

Meine liebe Mete.

Mitternacht ist zwar schon herum, aber das Glas Tee mit dem silbernen Untersatz noch nicht ausgetrunken; ich kann also noch ein bißchen mit Dir plaudern. Es hat uns alle sehr gefreut, so gute Nachrichten von Dir zu bekommen, und wenn

[1]) Am 20. November hatte die Fortschrittspartei im Abgeordnetenhaus die Regierung wegen der von Berlin ausgehenden Agitation gegen die Juden interpelliert und dabei auch gefragt, wie sie sich zu der allgemein verbreiteten Petition verhalte, in der unter anderm verlangt werde, daß die Juden von allen obrigkeitlichen (autoritativen) Stellungen ausgeschlossen werden. Graf Otto Stolberg, Vizepräsident des Ministeriums, antwortete im Namen der Regierung, daß diese Petition nicht an die Staatsregierung gelangt sei, und daß sie noch nicht in der Lage wäre, ihren Inhalt in amtliche Erwägung zu ziehen. Im übrigen erklärte er, daß die bestehende Gesetzgebung die Gleichberechtigung aller religiösen Bekenntnisse in jeglicher staatsbürgerlichen Beziehung ausspricht, und daß die Regierung nicht beabsichtige, eine Änderung dieses Rechtszustandes eintreten zu lassen.

mich nicht alles täuscht, so werden nun wieder gesundheitlich beßre Tage für Dich anbrechen. Solche Nervenpleite hat immer ihre Zeit, meist 7 Wochen, und wenn die vorüber sind, so stellt sich ein leidlicher Zustand wieder ein. Es war ein Unglück für Dich, daß Deine Nervenbaisse mit der Schlacht- und Wursthausse zusammenfiel; es gibt Zustände, wo eine einzige Schweinegriebe den stärksten Mann umwerfen kann. Gib nur ja die Spaziergänge nicht auf; Luft und Bewegung sind die eigentlichen Geheimen Sanitätsräte, und an denen, die sich so nennen, ist das das Beste, daß sie dies mehr und mehr einzusehn beginnen.

Wir leben hier im alten Gleise, still und arbeitsam, und erschrecken, wenn wir aufgestöbert werden. Am Donnerstag war ich im Theater; ein wunderbares Stück: „Des Hauses Ehre", wurde gegeben, darin nur drei Personen in drei Stunden auftreten: ein alter Ehemann, eine junge Gattin und ein Liebhaber. Allerdings kann man sagen, es sind dies Himmel, Wasser und Erde, woraus die Welt besteht. Der Verfasser (jetzt tot) hieß Karl Hugo und pflegte bei Kroll den „Tell" in Frack und weißen Glacéhandschuhen zu rezitieren; im linken Arm aber hielt er eine Armbrust. Also verrücktes Genie.

Den Tag darauf besuchte mich Graf Eulenburg[1]) und blieb wohl anderthalb Stunden; gestern abend ist er nach Paris abgedampft. Er war wieder sehr liebenswürdig, erzählte mir allerhand Interna und auch manches über seinen 71er Aufenthalt in Paris. Er stand damals bei den Garde du Corps, legte seine Uniform ab, zog ein mäßiges Zivil an und ging gerade in den Tagen, als die Versailler Truppen mit den Communards ihre Straßenschlacht schlugen, nach Paris hinein, wo er fünf Tage lang Quartier im Grand Hotel nahm. Er versicherte, sich ganz ungeniert gefühlt zu haben, mit Ausnahme eines Falls, wo er mitten in einen Haufen fliehender

[1]) Vgl. S. 487.

Communards hineingeraten und von den salvengebenden Truppen verfolgt worden sei. Mir tat es leid, daß Mama nicht dabei war, als er erzählte; sie hätte sich überzeugen können, daß es viele Personen gibt, „die nach Domremy gehen".

Ergeh' es Dir gut. Empfiehl mich dem verehrten Paar. Wie immer Dein alter Papa

An Gustav Karpeles.

258) Berlin, d. 3. März 1881.
Potsdamer Straße 134c.

Hochgeehrter Herr Doktor.

Gestern abend spät hab' ich die Korrekturbogen[1]) nach Braunschweig hin zur Post gegeben, habe auch gleichzeitig um Revision gebeten, eine Bitte, die mir hoffentlich erfüllt werden kann.

Ich schreibe heut, um einen Seufzer auszustoßen über die „Verbesserungen", denen ich ausgesetzt gewesen bin. Ich hoffe, daß wir für die Zukunft, zunächst also für die zweite Hälfte der Novelle, den berühmten modus vivendi finden werden. Ich opfre Ihnen meine „Punktums", aber meine „Unds", wo sie massenhaft auftreten, müssen Sie mir lassen. Ich begreife, daß einem himmelangst dabei werden kann, und doch müssen sie bleiben, nach dem alten Satze: von zwei Übeln wähle das kleinere.

Warum müssen sie bleiben? Es stört, es verdrießt usw. Und doch! Ich bilde mir nämlich ein, unter uns gesagt, ein Stilist zu sein, nicht einer von den unerträglichen Glattschreibern, die für alles nur einen Ton und eine Form haben, sondern ein wirklicher. Das heißt also ein Schriftsteller, der den Dingen nicht seinen altüberkommenen Marlitt- oder Gartenlaubenstil aufzwängt, sondern umgekehrt einer, der immer

[1]) Von „Ellernklipp". Die Novelle erschien 1881 in Westermanns Monatsheften, Bd. 50, S. 144f.

wechselnd seinen Stil aus der Sache nimmt, die er behandelt. Und so kommt es denn, daß ich Sätze schreibe, die vierzehn Zeilen lang sind und dann wieder andre, die noch lange nicht vierzehn Silben, oft nur vierzehn Buchstaben aufweisen. Und so ist es auch mit den „Unds". Wollt' ich alles auf den Undstil stellen, so müßt' ich als gemeingefährlich eingesperrt werden. Ich schreibe aber Mit-Und-Novellen und Ohne-Und-Novellen, immer in Anbequemung und Rücksicht auf den Stoff. Je moderner, desto Und-loser. Je schlichter, je mehr sancta simplicitas, destomehr „und". „Und" ist biblisch-patriarchalisch und überall da, wo nach dieser Seite hin liegende Wirkungen erzielt werden sollen, gar nicht zu entbehren. Im Einzelfall — dies gesteh ich' gern zu — kann es an der unrechten Stelle stehn, aber dann muß der ganze Satz anders gebildet werden. Durch bloßes Weglassen ist nicht zu helfen. Im Gegenteil. Ich habe die Hoffnung, daß Sie diesem allen ein freundliches Gehör schenken.

In vorzüglicher Ergebenheit Th. Fontane

An Graf Philipp zu Eulenburg.

259) Berlin, d. 12. März 1881.
Potsdamer Straße 134 c.

Hochgeehrter Herr Graf.

Ihre freundlichen Zeilen vom 6. d., die mich aus den verschiedensten Gründen in meinem Gemüte beschäftigt haben, hätte ich rascher beantwortet, wenn ich nicht krank wäre, so nervenangegriffen, daß mir auch Briefschreiben einen leisen typhösen Kopfschmerz zuzieht. Es ist aber nichts Schlimmes, nur immer lang andauernd, was für jemand, der von seiner Feder leben soll, nicht erfreulich ist. Es hat aber auch sein Gutes: ich liege viel auf dem Sofa und lasse mir Dinge vorlesen, zu deren Kenntnisnahme ich in gesunden Tagen nie kommen würde.

Wie beklage ich es, daß Ihnen die ersten Wochen und Monate so freudelos verlaufen sind! Mit dem Wegfall der Angst und Not um das erkrankte Töchterchen wird es ja besser werden, aber das Unbehagen über wenig erquickliche Menschen und Zustände wird bleiben. Ich möchte dabei den ganz allgemeinen Satz aufstellen, daß uns unsre wachsende politische Bedeutung, unsre ascendance auf den verschiedensten Gebieten allmählich um alle Freudigkeit an Paris und London und überhaupt um die krankhafte Lust am Fremdländischen bringen wird. Unzweifelhaft ist dies ein Fortschritt und, mit Hamlet zu sprechen, devoutly to be wished, aber nach dem alten Satze, daß nichts in der Welt umsonst ist, und daß jeder Vorteil seinen Nachteil bringt, werden wir den altehrwürdigen deutschen Reiseenthusiasmus auf dem Altar unsres immer mehr erstarkenden Nationalbewußtseins opfern müssen. Paris ist für uns nicht das mehr, was es, von Louis XIV. an, durch zwei Jahrhunderte für uns war. Wir empfinden jetzt, wenn wir dort sind, nur alles das, was uns fehlt, und finden nichts mehr, was wir, als siegreiches Gegengewicht gegen unser Unbehagen, in die Schale werfen könnten. Ich entsinne mich noch deutlich meiner Londoner Tage vor fünfundzwanzig Jahren. Es war oft unerträglich trist und langweilig, profoundly dull, aber die Sehnsucht nach der Heimat oder, wie ich damals, mich selbst persiflierend, zu sagen pflegte, „nach der Semmel" (denn London hat keine Semmeln), diese Sehnsucht wurde durch ein starkes Gefühl immer wieder balanciert: London war groß, Berlin war klein, leider auch kleinlich. Ich hatte dies Gefühl so stark, daß ich mich von allen Verstimmungen und Heimwehanwandlungen immer rasch wieder erholte. Aber das sind jetzt tempi passati. Durchaus ebenbürtig sind wir mittlerweile mit in die Front gerückt, und von ewiger Bewunderung oder gar ödem Anstaunen kann gar keine Rede mehr sein. In erster Reihe verdanken wir das freilich unseren Siegen, aber kaum

minder einem plötzlich erwachten kritischen Mut, der ernsthaft an die sogenannten Vorzüge herantritt und sich die Frage vorlegt: Ja, wo stecken denn hier nun eigentlich die Vorzüge? Ist Sardous Daniel Rochat zu bewundern? Ist Zola allen dagewesenen Romanciers überlegen? Ist Meissonier oder Neuville bedeutender als Menzel? Ist Victor Hugo ein Redner? Ist es geschmackvoll, wenn ein Senatspräsident die Tatsache, daß Victor Hugo eben Platz genommen hat, der Versammlung mit den Worten anzeigt: „Das Genie hat sich gesetzt"? Ja freilich: Das Genie hat sich gesetzt, und wir können es sitzen lassen. Alle diese Dinge sind für uns entzaubert, und wenn wir Sehnsucht nach Liebenberg oder der „großen Lanke" empfinden, ist nichts da, was uns (wie früher) die Sehnsucht wegdisputieren könnte. So müssen wir für unsre Größe bezahlen und für die Größe des Kanzlers, der uns zu unsrer eigenen Größe recht eigentlich erst verholfen hat. Den Eulenburgs ist dabei noch ein Opferplus angesonnen oder, da sich jetzt alles um Steuern dreht, eine Übersteuerung oder doch ein Steuerzuschlag auferlegt worden. Graf Botho mußte fallen. Es ist mir so gewiß, wie zwei mal zwei vier ist, daß es eine reine Rivalitätsfrage gewesen ist. Und weil ich es so ansehe, deshalb stehe ich gegen Ihren Herrn Vetter. Man muß nicht mehr wollen, als man kann. Wer mit einem Riesen anbinden will, muß selber einer sein. Ohne Kampf, unter Anwendung kleiner Mittel, sind freilich zu allen Zeiten Riesen gestürzt worden; aber was ein Intrigant kann, kann ein Ehrenmann nicht, eben weil er *der* ist, der er ist. Ihr Herr Vetter glaubte sich im Bewußtsein seines Rechts und seiner Loyalität berechtigt und vielleicht sogar verpflichtet, in einen Zweikampf mit dem allmächtigen Minister einzutreten, und übersah dabei die tatsächlichen Machtverhältnisse. Daraus mache ich ihm, bis zu einem gewissen Punkt, einen Vorwurf. Ein Engländer, der in bezug auf die Erdentstehungstheorie gefragt wurde, „ob er es mit Sir Roderick

Murchison[1]) oder mit Moses halte", antwortete: „Wenn ich die Wahl habe zwischen Sir Roderick Murchison und Moses, bin ich *immer* für Moses." In entsprechender Alternative wird der Kaiser *immer* für Bismarck sein. Dies muß jeder wissen. Der Kaiser wäre nicht Kaiser Wilhelm, wenn es anders wäre. Dies ist der Kardinalunterschied zwischen ihm und seinem Bruder Friedrich Wilhelm IV., der keine großen Leute neben sich ertragen und deshalb auch keine Dankbarkeit für die Großtaten andrer in seinem Herzen großziehen konnte. Der Kanzler ist ein Despot; aber er darf es sein, er *muß* es sein. Wär' er es nicht, wär' er ein parlamentarisches Ideal, das sich durch das Dümmste, was es gibt, durch Majoritäten, bestimmen ließe, so hätten wir überhaupt noch keinen Kanzler und am wenigstens ein Deutsches Reich. *Das* ist andrerseits freilich richtig, daß neben einem solchen Despoten nur unselbständige Naturen oder Kräfte zweiten und dritten Ranges dienen können, und daß jeder freie Mann wohltut, beizeiten seinen Rückzug anzutreten. Der freie Mann tut dabei, was ihm ziemt; aber der Kanzler tut *auch*, was ihm ziemt, wenn er sich dadurch in seinem Tun und Lassen nicht beirren läßt. Ihr Herr Vetter hat vielleicht den Fehler gemacht, daß er die Gegnerschaft erst laut und offenkundig werden ließ, statt schon zu gehen, als sie noch still, aber *ihm* sicherlich schon erkennbar war.

Dem Eintreffen Ihrer kleinen Erzählungen seh' ich mit Spannung entgegen.

Mit besten Wünschen für Ihr und der Frau Gräfin Wohl, der ich mich zu empfehlen bitte,

in vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane

---

[1]) R. J. Murchison (1805—1871), Geognost, der die Geologie Englands und Rußlands bestimmte.

An Graf Philipp zu Eulenburg.

260) Potsdam, d. 23. April 1881.
Pfarrhaus der Friedenskirche.

Hochgeehrter Herr Graf.

Seit acht Tagen bin ich hier im Pfarrhaus der Friedenskirche und verlebe glückliche Tage. Ihren lieben Brief vom 7. nahm ich mit herüber, um ihn gleich zu beantworten. Das Friedenskirchenleben war aber, aller Friedlichkeit unerachtet, wenig still, und so wollte sich die rechte Stunde nicht finden lassen. Aber jetzt soll sie da sein.

Ich beklage von Herzen, daß Ihnen die Pariser Tage bisher so wenig Glück bedeutet haben. Aber jeder Köcher schießt sich schließlich leer, und es werden Ihnen wieder friedliche und helle Tage kommen. Auch in Paris noch. Als wir in unsre jetzige Wohnung einzogen, ging uns alles verquer. Einer der Handwerker, der meine Frau darüber in Sorge und fast in Tränen sah, sagte zu unsrem Mädchen: „Jott, die Madam kann lachen. Wenn't so anfängt, wird et immer jut." Und er hat wenigstens nicht ganz unrecht gehabt.

Ich habe die letzten Wochen sehr unruhig verbracht, fast immer auf Reisen, weil zu Weihnachten ein vierter Band meiner „Wanderungen" erscheinen soll, zu welchem Zweck ich noch allerhand sehen mußte. Ich war in dem fabelhaften Lande „Beeskow-Storkow" und später in Groeben und Siethen, zwei in der Nähe von Trebbin gelegenen Gütern, die — von ihrer entzückenden Lage ganz abgesehn — dadurch ein Interesse haben, daß die ostpreußischen Groebens dort herstammen, denen durch drei Jahrhunderte hin die Schlabrendorffs und zuletzt zwei Scharnhorstsche Damen, Mutter und Tochter, im Besitze folgten.

Gegen Bismarck braut sich allmählich im Volk ein Wetter zusammen. In der Oberschicht der Gesellschaft ist es bekanntlich lange da. Nicht seine Maßregeln sind es, die ihn geradezu

ruinieren, sondern seine Verdächtigungen. Er täuscht sich über das Maß seiner Popularität. Sie war einmal kolossal, aber sie ist es nicht mehr. Es fallen täglich Hunderte, mitunter Tausende ab. Vor seinem Genie hat jeder nach wie vor einen ungeheuren Respekt, auch seine Feinde, ja diese mitunter am meisten. Aber die Hochachtung vor seinem Charakter ist in einem starken Niedergehn. Was ihn einst so populär machte, war das in jedem lebende Gefühl: „Ah, ein großer Mann." Aber von diesem Gefühl ist nicht mehr viel übrig, und die Menschen sagen: „Er ist ein großes Genie, aber ein kleiner Mann." Dadurch, daß er seine mehr und mehr zutage tretenden kleinlichen Eigenschaften mit einer gewissen Großartigkeit in Szene setzt, werden die kleinlichen Eigenschaften noch lange nicht groß. Wenn ich einen um einen Sechser verklage und nicht eher ruhe, als bis ich ihn im Zuchthause habe, so ist der Apparat zwar sehr groß, aber der Sechser bleibt ein Sechser. In alten englischen Balladen kommt mit Vorliebe die Wendung vor: „O, Percy, mir sang ein Vogel ins Ohr usw." Wenn ich doch der Vogel wäre, der der Lady Percy etwas Warnendes zusingen könnte, damit sie's an die rechte Adresse brächte, was der Vogel gesungen.

Mit der Bitte, mich der Frau Gräfin empfehlen zu wollen, in vorzüglicher Ergebenheit, hochgeehrter Herr Graf

Th. Fontane

An Martha Fontane.

261) Berlin, d. 3. Juni 1881.

Meine liebe Mete.

Seit vier Wochen heißt es in meinem Tagebuche täglich: „Gearbeitet — Groeben und Siethen", aber seit gestern fehlt diese Zeile; Groeben und Siethen[1]) ist fertig, und ich fange

[1]) Band IV der „Wanderungen durch die Mark Brandenburg", 4. Aufl., S. 355 ff. Zuerst als Aufsatz erschienen in „Nord und Süd".

nun an, den Briefberg oder die Briefschuld abzutragen, die vor mir liegt. Auch Dir ein paar Zeilen, meine liebe Mete. Heute früh kam Dein Brief mit den schönen Spargeln. Von diesen sind die dicksten zu „Geheimrats" ci-devant Hofrats gewandert, die wegen mannigfach bewiesener Freundlichkeiten mal königlich belohnt werden mußten. Der eine Riesenspargel sah ohnehin wie ein Szepter aus.

Es freut uns stets, von Deinem Wohlbefinden zu hören, am meisten, wenn Friede mit Deinem Zögling herrscht. Wir können alle keinen Ärger ertragen, und das ist eine Art Lebensunglück. Man muß Ärger aushalten können; wenn man es nicht kann, wenn man ihm überall aus dem Wege geht, so erreicht man nichts. Bei Frauen mag dies nur halb zutreffen oder noch weniger als halb, bei Männern ist es wichtig. Wer nicht zum Turniere kommt oder gleich nach dem ersten Anreiten erklärt: „Ich steche nicht weiter", der kann auch den Kranz nicht gewinnen, den schließlich doch jeder gewinnen möchte. Wenigstens in der Jugend. Jetzt ist er mir etwas Gleichgültiges geworden. Ich bin nur noch Zuschauer und amüsiere mich über das „spectacle", das aufgeführt wird.

Wittes sind also hier, und wir waren gestern abend mit ihnen bei Krolls, dem Tummelplatz der Demimonde. Lise, als sie mit Bertha W. durch die Laubengänge ging, wurde „gerempelt", was — wie ich bei der Gelegenheit erfuhr — als erste vertrauliche Annäherung gilt. Die Sitten wechseln und die Unsitten natürlich auch; zu meiner Zeit gab es dafür andre Formen. Natürlich fallen diese Versuche weg, sobald ein Herr die Dame führt; ich bat also um „hook on" und zierte mich mit Lisen am Arm im Park umher. Hinterher mit „Tante Anna", die sehr liebenswürdig, sehr gesprächig war und sich außerordentlich erholt hat. Es war rührend, sie so dankbar und freudig und natürlich ganz unsentimental über das wiedergewonnene Leben sprechen zu hören. Dabei wurd' ich in die

zurückliegenden Vorgänge vollkommen eingeweiht, und ich könnte darüber schreiben, einzelnes auch illustrieren. Es gibt Frauen, die alles sagen dürfen, und nun gar mir. Auch Ohren-Lucaes waren zugegen, und da er vorhat, zu einem Gelehrtenkongreß nach London zu gehn, so kamen wir aus den Vokabeln gar nicht heraus. Über die Aussprache von Sutherland und Loch Katrine fochten wir eine „Glockenstunde nach der Uhr von Shrewsbury". Morgen reisen alle Wittes nach Trienke und sind etwa um 4 oder 5 dort. Genau vierundzwanzig Stunden später wird der mächtige Parlamentarier, so denk' ich, um nicht aus der Übung zu kommen, seine erste Rede halten und die heilige Allianz der Häuser Mengel und Witte besiegeln[1]). Ein Kuß des Brautpaars wird wohl das Gegensiegel bilden.

Hier ist alles beim Alten. Theo hat den Vizefeldwebel aus- und den Referendar wieder angezogen, George will morgen auf zwei, drei Tage nach Fürstenwalde, Friedel nach dem Grunewald. Mathilde scheuert zu Pfingsten und wird wohl am Pfingsttage selbst irgendwo einregnen; ich bleibe zu Haus und arbeite, und Mama schreibt meinen letzten Aufsatz ab unter der bekannten Betrachtung: „Ist das ein Leben, ist das ein Pfingstfest." Ich lächle und find' es nicht so schlimm.

„Ellernklipp" schick' ich Dir, sobald ich ein paar Exemplare habe. Westermann scheint es wie Gold behandeln zu wollen, aber schwerlich, wenn es ans Bezahlen geht. Es wird alles furchtbar geschäftlich abgemacht; innerliches Engagement und aus diesem Engagement heraus ein generöses Handeln sind unbekannte Dinge. Der Gewöhnlichkeit gehört die Welt. Es tangiert mich aber nicht, solang' ich ein Bett und ein Glas Tee habe.

---

[1]) Lise Witte, die älteste Tochter von Dr. Fr. Witte in Rostock, hatte sich mit Herrn Richard Mengel (später Rittergutsbesitzer auf Elsenau in Posen) verlobt.

Mama ist zum Kaffee bei W.s und wird sich wohl schwer gelangweilt haben; Diners sind gut, Kaffees schlimm.

Und nun leb' wohl und habe frohe Festtage.

Wie immer Dein alter Papa

An Emilie Fontane.

262) Thale a. H., d. 24. Juni 1881.

Meine liebe Frau.

Gegen 1 Uhr traf ich gestern hier ein; im ganzen eine sehr angenehme Fahrt, mit mir nur ein schweigsamer Herr, der mich in Quedlinburg verließ. Ich stieg als einziger Gepäckreisender aus, und auf der bekannten zweirädrigen Karre thronten beim Ausladen bloß mein Koffer und meine Kiste, letztre mit halb ausgebrochnem Boden. Die Massenliteratur war über ihre Kräfte gegangen. Also feine Organisation.

Ich habe mein altes Zimmer wieder und mich in demselben wohnlich eingerichtet — selbst bei dieser siedenden Hitze ist es hübsch. Ich bin müde, habe eine Stunde fest geschlafen, und dieser müde Zustand tut mir wohl. Im übrigen merk' ich doch, daß ich in den vier Jahren älter geworden bin. Damals war ich krank zum Auslöschen; jetzt beherrscht mich das eine Gefühl: es verlohnt sich nicht mehr. Alles steht mich, ich will nicht sagen gleichgültig, aber in seiner absoluten Gleichwertigkeit an. Ein guter Bettler ist gerade so viel wert wie ein guter König: alles ist nur Rolle, die durchgespielt wird. Einen unsagbar traurigen Eindruck machen die Streber auf mich und nun gar die, die ruhig sterben, weil sie auf dem Totenbette noch die 3. oder 2. Klasse empfingen. Wie klein, wie armselig.

Heut regnet es; es ist so erquicklich, und ich sitze am Fenster und sehe den Wolken und dem stillen Treiben auf der Dorfstraße zu. Dabei les' ich viel, Turgenjew und Lessing abwechselnd. Gestern eine der berühmten T.schen „Jägergeschichten". Er beobachtet alles wundervoll: Natur, Tier und Menschen; er

hat so was von einem photographischen Apparat in Aug' und Seele, aber die Reflexionszutaten, besonders wenn sie nebenher auch noch poetisch wirken sollen, sind nicht auf der Höhe. Diese Geschichten sind alle 30 Jahre alt, und es ist ganz ersichtlich, daß ihm damals noch die Reife fehlte, die er jetzt hat. Diese Reife find' ich denn auch wirklich in „Rauch", das etwa 1865 oder 1866 geschrieben wurde, gerade so wie in „Neuland", aber ich werde dieser Schreibweise nicht froh. Ich bewundere die scharfe Beobachtung und das hohe Maß phrasenloser, alle Kinkerlitzchen verschmähender Kunst; aber eigentlich langweilt es mich, weil es im Gegensatze zu den teils wirklich poetischen, teils wenigstens poetisch sein wollenden Jägergeschichten so grenzenlos prosaisch, so ganz unverklärt die Dinge wiedergibt. Ohne diese Verklärung gibt es aber keine eigentliche Kunst, auch dann nicht, wenn der Bildner in seinem bildnerischen Geschick ein wirklicher Künstler ist. Wer so beanlagt ist, muß Essays über Rußland schreiben, aber nicht Novellen. Abhandlungen haben ihr Gesetz und die Dichtung auch.

Wie immer Dein alter Th. F.

An Gustav Karpeles.

263) Thale am Harz, d. 24. Juni 1881.
Hotel Zehnpfund.

Hochgeehrter Herr und Freund!

Allerschönsten Dank für die Kapitelüberschriften, nicht minderen für die freundliche Schlußwendung Ihres Briefchens. Ich empfing es im Moment meiner Abreise, wie ich vor gerad einem Jahr Ihren freundlichen Besuch im Moment meiner Abreise empfangen durfte, und wünsche lebhaft, daß sich alles weitere gleich glatt wie damals abwickeln möge. Das vivat sequens hat einen wirklichen Wert für mich, woraus ich Ihnen gar kein Hehl mache. Wenn Westermann manierliche Schriftsteller braucht, so brauchen die manierlichen Schrift-

steller noch viel mehr Westermann. Denn während dieser unter einem Dutzend — mehr freilich sind im ganzen Deutschland nicht herauszubringen — das Aussuchen hat, hat das Dutzend Schriftsteller nur unter einem Vierteldutzend von Journalen die Wahl: Westermann, Rundschau, Nord und Süd. Alles andre steht auf erheblich niedriger Stufe und fällt mehr oder weniger ins Vulgäre. Und wie verhält sich's nun mit der großen Dreiheit? Für „Nord und Süd" hat Bürger eigens die Zeilen gedichtet: „Lenore, ach mit Beben, Ringt zwischen Tod und Leben"[1]), und mit meinem Freunde Rodenberg, trotzdem ich ihm — sehr gegen meine Natur und Neigung — die Cour gemacht habe, weil ich sein Journal für sehr gut und ihn selbst für einen sehr guten Redakteur halte, hab' ich nie auf einen grünen Zweig kommen können. Sie ersehen daraus, wieviel Westermanns für mich bedeuten. Ich halte dabei mit nichts zurück, indem ich der Hoffnung lebe, daß Sie, um solcher confessions willen, mir keine Daumschrauben ansetzen werden.

Und nun zu dem „sequens", womit es übrigens noch gute Wege hat. Ich möcht' es nur, in diesem Sommer noch, im Brouillon niederschreiben können. Fertig ist es nicht vor Jahresfrist, weil ich zwei andre Arbeiten, eine für Hallberger[2]), eine andre für meine gute Vossin[3]), die auch den Novellendurst gekriegt hat, vorher beenden muß. Es handelt sich um eine politische Novelle, etwas ganz Neues und Eigenartiges, das einigermaßen an den Adelheid-v.-Mühler-Stoff erinnert, den

[1]) Die Verse lauten wörtlich: „Lenorens Herz, mit Beben, Rang zwischen Tod und Leben."

[2]) Graf Petöfy, 1883 in der Romanbibliothek von „Über Land und Meer" erschienen.

[3]) Schach v. Wuthenow. Vgl. S. 442 u. 464. Die Erzählung erschien 1882 zunächst in der Vossischen Zeitung (29. Juli bis 20. August), dann in demselben Jahre bei W. Friedrich in Leipzig. Th. F. hatte den Stoff mit allen Details von Mathilde v. Rohr erhalten. Bd. 1 der „Wanderungen", Ruppin, 10.—11. Aufl., S. 470.

wir mal durchgesprochen haben; weicht aber auch wieder ab, ist viel reicher in den Figuren und vermeidet die Briefform. Der Titel soll sein: „Storch von Adebar[1]), und die Tendenz geht dahin, den pietistischen Konservatismus, den Friedrich Wilhelm IV. aufbrachte, und der sich bis 1866 hielt, in Einzelexemplaren (Potsdam) auch noch vorhanden ist, in seiner Unechtheit, Unbrauchbarkeit und Schädlichkeit zu zeichnen. Die Hauptträgerin dieses Konservatismus ist die „Störchin" und ihr eigentliches Opfer ihr Gatte, der alte Storch, ein guter, kreuzbraver Kerl, der, in andern Zeiten und unter anderm Einfluß, sich und andern zur Freude gelebt hätte und nun an dem Widerstreit seiner Natur und des ihm Eingeimpften tragikomisch zugrunde geht. Ich habe alle diese Dinge erlebt, diese Figuren gesehn und freue mich darauf, sie künstlerisch gestalten zu können. Die Gegenfigur zu Storch ist Graf Attinghaus, sein Gutsnachbar und vieljähriger Freund, ein idealisierter Bennigsen. Wie denken Sie darüber? Ich lege Ihnen einen „Theaterzettel" bei, aus dem Sie den Rest erraten mögen. Honorarbedingungen wie bei „Ellernklipp".

In vorzüglicher Ergebenheit Th. Fontane

An Emilie Fontane.

264) Thale, d. 25. Juni 1881.

Meine liebe Frau.

Habe Dank für Deine freundlichen Zeilen und die beigeschlossenen Briefe. Daß Du die Durchsicht der alten Korrespondenz vorgenommen, ist gut, aber vertiefe Dich nicht zu sehr darin; es hat etwas von dem träumerischen Rausch, der einen jedesmal überkommt, wenn man Grabsteine liest, die von gelben Studentenblumen und allerhand andrem Blumenunkraut überwachsen sind. Ein Genuß und eine Trauer, und

[1]) In Th. F.s Nachlaß finden sich Niederschriften über diesen Roman, der unvollendet blieb.

es ist schwer zu sagen, wovon mehr. Bei mir kommt in solchen Momenten, Gott sei Dank, immer noch ein Gefühl dankbarer Befriedigung hinzu: das Bewußtsein, den Kreislauf, der Leben heißt, im ganzen genommen freud- und nutzvoller erschöpft zu haben, als tausend andre.

Ich war heut ein bißchen 'runter, was ich auf Turgenjews „Rauch" schieben muß, womit ich gestern fertig geworden. Es ist in seiner Art doch ersten Ranges. Nur solche Leute lass' ich überhaupt noch als Schriftsteller gelten. Alles ist klug, bewußt, sorgfältig und in seinem Kunstmaß einfach meisterhaft. Dennoch ist es ein Irrweg und ein Verkennen des eigensten innersten Wesens der Kunst. Es wirkt alles nur aufregend, verdrießlich, abspannend. Schließlich ist er auch ein Russe und grenzt an die Gesellschaft, die er perhorresziert. Die schönen Kapitel im „Horn von Wanza"[1]) sind ein wahres Evangelium daneben. Grüße die Kinder und Tilla; Dir Gruß und Kuß von Deinem Th. F.

An Emilie Fontane.

265) Thale a. H., d. 28. Juni 1881.

Meine liebe Frau.

Habe Dank für Deine freundlichen Zeilen und das Paket mit den Abschriften.

Ich beschränke mich jetzt darauf, vormittags drei Stunden zu arbeiten; nachmittags geh' ich dann in den Waldkater und lese. Gestern hab' ich mit „Rheingold" begonnen, heute soll die „Walküre" folgen. Es interessiert mich doch; im Detail ist vieles kindisch, geschmacklos, prätentiös. Aufs Ganze hin angesehn, scheint es aber doch eine groß angelegte Sache, gedankenhaft und für die musikalische Behandlung eminent geeignet. Es ist etwas mystisch, tiefsinnig Märchenhaftes in diesem Stoff, und die Behandlung hat ihm diesen Charakter gelassen.

[1]) Roman von Wilhelm Raabe, erschienen 1881.

Der oft gemachte Vorwurf, „es seien keine Menschen", hat keine rechte Bedeutung; es sind menschliche Leidenschaften und Charakterzüge, die uns vorgeführt werden: Angst, Mut, Schlauheit, Intrige, vor allem (Wagners persönliche Hauptleistungen) Goldgier und Liebesgier. Er ist ganz Wotan, der Geld und Macht haben, aber auf „Lübe" nicht verzichten will und zu diesem Zwecke beständig mogelt. Auch hier lebte der Dichter in seinen Gestalten, und man muß danach sagen: Er schließt schlecht ab.

Bei Tisch bin ich jetzt der älteste Gast und präsidiere, was gewiß ein Anblick für Götter ist. Ich rede den Leuten Löcher in den Leib, und der Wirt hier hält mich mindestens für einen verkappten Kammerredner. Vielleicht macht er mir noch ein Angebot und stellt mich als Tischunterhalter an. Scherenberg bekleidete jahrelang solchen Posten in Magdeburg. Mein Papa wollte Bankhalter werden, was am Ende noch niedriger steht.

Herzlichste Grüße Dir und den Kindern. Wie immer Dein

Th. F.

An Karl Zöllner.

266) Wernigerode, d. 13. Juli 1881.
Lindenberg-Straße.

Mein lieber Chevalier!

Das ganze Haus ist ausgeflogen, um in Knaufs Hotel — es klingt schon so wernigerodisch-ritterlich — ein Konzert zu hören. Nur Mathilde[1]) Einzahn und ich sind zurückgeblieben und beschäftigen uns standesgemäß: sie palt Schoten, und ich schreibe Briefe.

Haus Fontane ist sehr in Eurer Schuld. Denn ohne richtigen Abschied haben sich er und sie aus dem Staube gemacht. Aber jeder wird mit seinem Maße gemessen, und was

[1]) Das alte Dienstmädchen in Th. F.schen Hause. Vgl. S. 230.

bei Heydens ein Verbrechen wäre, ist bei Fontanes eine „lässige Sünde". Die katholische Wendung verdankt' ich dem Studium des Pater Guryschen Erziehungsbuches für junge Jesuiten, das unsern Lazarus vor dreizehn oder fünfzehn Jahren mit solchem Entsetzen erfüllte[1]). Ich las es mit Vergnügen und habe viel daraus gelernt.

Die vier Richard Wagnerschen Textbücher habe ich im Waldkater am Fuße des Hexentanzplatzes durchgelesen. Diese Lokalitäten passen trefflich zu der Lektüre, denn es ist sehr viel vom Kater und sehr viel von der Hexe drin. Es ist eine wirkliche Arbeit, ernst gemeint, kein Schwindel und im einzelnen poetisch und fast erhaben. Dennoch bin ich der Sache nicht froh geworden, im ganzen gewiß nicht, aber auch im einzelnen kaum, weil die schöne Wirkung der einen Seite durch die häßliche Wirkung der nächsten immer wieder aufgehoben wurde.

Was er gewollt hat, ist über die Banalität eines gewöhnlichen Operntextes hoch erhaben. Überall erkennt man den Mann von Geist und poetischer Mit- und Anempfindung. Überall möcht' er philosophisch das Welträtsel lösen oder doch das Wort sprechen, das uns dieser Lösung näher führt, und überall zeigt sich ein ordnender Geist, dem die Kunst der Komposition kein leerer Wahn ist. Er behält immer sein Ziel im Auge und stellt es durch überaus geschickte Rekapitulationen, in denen er geradezu exzelliert, auch seinem Leser und Hörer immer wieder vor die Seele. Dazu behandelt er Vers und Sprache, wenigstens gelegentlich, mit wirklicher Meisterschaft und erzielt mitunter große Detailwirkungen durch Impromptus und eine glänzende Behandlung der Antithese.

[1]) Johann Peter Gury (1801—1866), französischer Moraltheolog, dessen Hauptwerke „Compendium theologiae moralis" (1850) und „Casus conscientiae" (1864) auf starke Opposition stießen und eine lebhafte Polemik hervorriefen. Die Moraltheologie wurde von J. G. Wesselack ins Deutsche übertragen.

Und doch!

Über die furchtbare Menge der Quasseleien, Albernheiten, Unverständlichkeiten und Geschmacksverirrungen geh' ich hin, ebenso über den totalen Mangel an Witz und Humor, trotzdem sich dieser letztre Mangel dadurch so fühlbar macht, daß Wagner beständig Anläufe nimmt, witzig und humoristisch sein zu wollen. Ich geh' über all dies hin, einerseits weil es durch gelungene Details einigermaßen balanciert wird, andrerseits weil ich deutlich fühle, daß es mir hinschwinden oder als ganz bedeutungslos erscheinen würde, wenn ihm zweierlei geglückt wäre, einmal während des Lesens mich in die Ätherspähre der Kunst zu erheben und zweitens nach dem Lesen mir das Gefühl zu hinterlassen: die gestellte große Aufgabe wurde gelöst; das vorgesteckte und, wie ich zugestehe, auch im Auge behaltene Ziel wurde erreicht.

Aber beides ist ihm in einem eminenten Grade *nicht* geglückt.

Von „Äther" ist keine Rede. Überall zappeln die niedrigsten Triebe, die kommissesten Gemeinheiten, wie sie nur „Götter" leisten können, um mich herum, allerniedrigste Triebe, die dadurch so widerwärtig wirken, daß man Richard Wagner immer persönlich mitzappeln sieht. Der Sanspareil in dieser Genossenschaft ist immer *er*, und so wird das objektiv schon Häßliche durch das subjektive Mitengagiertsein des Dichters noch viel, viel häßlicher.

Und nun das große Ziel, das Weltenrätsel und das erlösende Wort, worauf läuft es hinaus? Auf Richard Lucaes so gern zitiertes Wort: „Vater, koof mir 'nen Appel." Ja, leider noch nicht mal auf diesen Satz, der wenigstens an schöner Klarheit nichts zu wünschen übrig läßt. Bei Wagner liegt es aber so, daß man nicht recht weiß, ob er nicht statt des „Appels" eigentlich einen sauren Hering meint. Er ist, aller glänzenden Rekapitulationen unerachtet, doch in einer totalen Kon-

fusion steckengeblieben; deshalb steckengeblieben, weil er sich eine Aufgabe stellte, die entweder überhaupt nicht zu lösen war, oder für die wenigstens seine Kräfte, so respektabel sie an und für sich waren, nicht ausreichten.

Und welches war nun diese Aufgabe? Die Verschmelzung zweier Sagen oder Fundamentalsätze, von denen jeder einzelne gerade Schwierigkeiten genug bot. Erster Fundamentalsatz: An der Gier, an dem rücksichtslosen Verlangen hängt die Sünde, das Leid, der Tod. Wer den Goldring der Nibelungen hat, hat ihn immer nur zum Unheil und Verderben. Zweiter Fundamentalsatz: Die Götter sind gebunden und regieren nur durch Vertrag. Auch dem Himmel kann gekündigt werden. Wächst der Mensch, so sinken die Götter; der eigentliche Weltenherrscher ist der freie Geist und die Liebe.

Ich habe gegen beide Sätze nichts einzuwenden, aber wenn man sie des Schwulstes und der Dunkelheit entkleidet, worin sie sich bei Wagner geben, so bleiben zwei ganz gewöhnliche Sätze übrig. Satz 1 ist die alte Evageschichte, sündiges Verlangen und die bekannten Konsequenzen. Satz 2 hat durch Feuerbach einen viel prägnanteren und viel geistreicheren Ausdruck empfangen: „Ob Gott die Menschen schuf, ist fraglich; daß sich die Menschen ihren Gott geschaffen, ist gewiß."

So denn noch einmal: die beiden Sätze, mit denen Wagner operiert, sind zwar keineswegs neu, aber doch durchaus akzeptabel. Unakzeptabel wurden sie erst durch ihre Verschmelzung. Hätt' es Wagnern beliebt, seine vier Operntexte auf den einen oder andern dieser beiden Sätze zu stellen, besonders auf den ersteren, der mir der geeignetere scheint, so, glaub' ich, wär' er bei seinem großen Talent der Mann gewesen, die Sache siegreich durchzuführen. An der gleichzeitig und nebeneinander zu lösenden Doppelaufgabe aber ist er gescheitert und hat seinem Leser als letztes Angebinde nichts weiter hinterlassen, als Kopfweh und Verwirrung und Unbefriedigtsein.

Ich bin der Mann der langen Briefe, dieser ist aber doch einer der längsten geworden. Heine sagte zu dem älteren Dumas: „Lieber Dumas, Sie haben gut schreiben, aber wer soll es lesen?“ Auch das also ist schon dagewesen.

Empfiehl mich meiner lieben und hochverehrten Freundin und schreibe mir wohl zehn Zeilen in dem berühmten Lapidarstil, zu dessen ausgesprochensten Bewunderern immer gehört hat und noch immer gehört Dein alter

Noel und Markgraf

An Gustav Karpeles.

267) Wernigerode, d. 30. Juli 1881.
Lindenberg-Straße.

Hochgeehrter Herr Doktor.

Der Storch ist weg. Seine Geschichte lautet kurz wie folgt. Ich traf Anfang Juni Grosser[1]) in der Tiergartenstraße, promenierte mit ihm und kam auch auf meinen Storch, den ich ihm anbot. Er war sehr mit einverstanden und „wollte mir schreiben“. Er schrieb aber nicht, so daß ich annahm, er habe sich's überlegt. Aus dieser Annahme heraus schrieb ich an Sie. Hätt' ich in den nächsten Tagen nun eine zusagende Zeile von Ihnen empfangen, so hätte der gute Storch nächstes Frühjahr auf Ihrem Dach genistet. Aber da Karpeles im Antworten gerade so säumig war wie Grosser, so stellte sich der Urzustand der Dinge wieder her. Vierzehn Tage nämlich nach Abgang meines Briefes an Sie tauchte Grosser aus der Versenkung wieder auf, schrieb mir allerlei Freundliches, und die Sache war abgemacht. Eine Woche später traf auch Ihre freundliche Zusage bei mir ein, die mich sehr erfreut hat und Ihnen nicht geschenkt werden soll, wenn auch der Storch für diesmal außerstande ist, Nutzen davon zu ziehen. Ich würde bei der größeren Verbreitung und Lebenskraft, die Westermann

[1]) Julius Grosser, Redakteur von „Nord und Süd“.

hat, diesen Ausgang leise beklagen müssen, wenn ich nicht andrerseits ein ziemlich starkes Gefühl davon hätte, daß „Nord und Süd" ein geeignetes Publikum für solche Novellen aufweist. Überhaupt ist „Nord und Süd" — an dem nur seine Schwindsüchtigkeit ängstlich ist; aber Schwindsüchtige sind ja so oft nett und liebenswürdig — in seinem Ton und seinem Publikum am günstigsten für mich gelegen. Sein Ton hat etwas in gutem Sinne Lindausches, trotzdem sich Lindau nicht allzuviel drum kümmert, und sein Publikum ist berlinisch, residenzlich, großstädtisch, eine Sorte Menschen, die mir wichtiger und sympathischer ist als die marlittgesäugte Strickstrumpfmadame in Sachsen und Thüringen. Es ist sonderbar, wie sehr verschieden doch immer noch die Blätter sind, die man als gleichartig anzusehen gewohnt ist. Die „Rundschau" hat einen stark doktrinären Anflug, und „Westermann" neigt ein bißchen mehr als nötig nach „Über Land und Meer" hin. Das heißt: Geschmack und Stimme des Publikums werden ängstlicher behorcht als nötig. Als nötig vom Schriftstellerstandpunkt aus. Ich laß aber auch den andern gelten.

Rebekka Gerson v. Eichroeder ist ein reizendes Geschöpf und viel, viel mehr eine Verherrlichung des kleinen Judenfräuleins als eine Ridikülisierung. Dies tritt sogar so stark hervor, daß es mich etwas geniert. Ich kann es aber nicht ändern. Die ganze Geschichte würde von Grund aus ihren Charakter verlieren, wenn ich statt Rebekkchens eine Geheimratstöhre einschieben wollte. Noch weniger geht ein reiches Bourgeoisbalg. Reiche Jüdinnen sind oft vornehm (worauf es hier ankommt), Bourgeoisbälger nie.

Übrigens hab' ich in diesen Tagen, mitten unter andern Arbeiten, eine kleine Novelle entworfen, die vielleicht als Remplaçant dienen kann. Ich schreib' Ihnen bei Gelegenheit darüber.

In vorzüglicher Ergebenheit Ihr Th. Fontane

An Mathilde v. Rohr.

268) Wernigerode, d. 25. August 1881.
Lindenberg-Straße.

Mein gnädigstes Fräulein.

Heute bitt' ich, zuerst meinen Dank für Ihre freundlichen Zeilen vom 9. August, für den beigeschlossenen Brief Ihres Herrn Neffen und für den „Lupold v. Wedel" aussprechen zu dürfen. Meine Frau hat mir den größeren Teil dieses Romans und jedenfalls alles auf Sidonie v. Borcke Bezügliche vorgelesen [1]). In Kollision mit Brachvogel werd' ich nicht kommen. Er nämlich schildert ihr ganzes Leben, ich hingegen fange mit dem an, womit er aufhört: mit ihren letzten in Marienfließ zugebrachten Jahren, denen dann ihr Feuertod (nicht ihre Enthauptung) folgte.

Noch kannte ich nichts von Brachvogels Romanen, und so mögen Sie sich leicht vorstellen, wie mich die Sache interessierte. Sein Talent zeigt sich auch hier. Stofflich ist es gut gewählt. Nichts ist langweilig, und er versteht es durchaus, den echten alten Romanfaden zu spinnen. Alle Sorten Liebe, höhere und niedere, Mätressenwirtschaft, Intrigen, Edelmut, Frauenwürde, Reiseabenteuer, Jüdin, Türkin, Geistererscheinungen, Haß, Rache, Versöhnung — alles ist da, und so läßt sich denn in gewissem Sinne von einem interessanten Roman sprechen. Aber es gehört ein naiver Standpunkt und ein naiver Geschmack dazu. Ich habe beides, und so kann ich dergleichen lesen oder mir wenigstens vorlesen lassen. Meine Frau aber fand es greulich, und von ihrem Standpunkt aus hat sie recht. Sie verlangt in solchem Buche Bildung, Klarheit, Konsequenz und künstlerische Form; vor allem originelle, selbständige Menschen und Gedanken. Von all dem ist wenig oder gar

[1]) Vgl. A. E. Brachvogel, Ritter Lupold v. Wedels Abenteuer. Historischer Roman in drei Bänden mit freier Benutzung von Lupolds Selbstbiographie. (Berlin, Janke 1874.)

nichts darin: es ist Küchenlektüre. Das handwerksmäßige Können, das technische Geschick, die Arrangier- und Schreibroutine, mit der dies alles in Szene gesetzt ist und vor der ich einen gewissen (freilich keinen großen) Respekt habe, macht auf Personen, die von der Kunst auch wirkliche Kunst verlangen, gar keinen Eindruck. Ich meinerseits weiß auch noch das rohe Talent als Talent zu würdigen. Aber ich muß einen Standpunkt gelten lassen, ja ihn schließlich als den einzig richtigen erklären, der von rohen Talenten nichts wissen will. Es gibt freilich eine „rohe Kunst" in dem Sinne von Anfängerkunst, in dem Sinne von Kunst unzivilisierter oder halbzivilisierter Nationen. Unter Kulturvölkern aber darf eine Kunst nicht mehr roh sein. Sowie sie sich als solche gibt, ist es mit ihr als Kunst vorbei. Bitte, sehen Sie hierin nicht bloß eine private Meinung über Brachvogel. Ich glaube, daß er ohne Ausnahme von allen, die ihr Metier ernsthaft betreiben, in derselben Weise beurteilt wird. Es gibt heutzutage keine bloßen „Talente" mehr. Zum wenigsten bedeuten sie nichts, gar nichts. Wer heutzutage eine Kunst wirklich betreibt und in ihr was leisten will, muß natürlich vor allem auch Talent, gleich hinterher aber Bildung, Einsicht, Geschmack und eisernen Fleiß haben. Zum künstlerischen Fleiß aber gehört etwas andres als Massenproduktion. Storm, der zu einem kleinen lyrischen Gedicht mehr Zeit brauchte als Brachvogel zu einem dreibändigen Roman, ist zwar mehr spazierengegangen als der letztre, hat aber als Künstler doch einen hundertfach überlegenen Fleiß gezeigt. Der gewöhnliche Mensch schreibt massenhaft hin, was ihm gerad' in den Sinn kommt. Der Künstler, der echte Dichter, sucht oft vierzehn Tage lang nach einem Wort.

In Verehrung und Dankbarkeit Ihr

Th. Fontane

An Wilhelm Hertz.

269) Berlin, d. 1. November 1881.
Potsdamer Straße 134a.

Sehr geehrter Herr Hertz.

Ihre heutige freundliche Zuschickung läßt mich aufs neue bitten, es entschuldigen zu wollen, daß ich noch immer nicht in der Behrenstraße war. Ich sitz' aber noch in einem „Schlußwort“[1]) drin, das zu schreiben nicht leicht ist, weil ich sozusagen die ganze Provinz darin Revue passieren lasse, zum wenigsten ihren Adel und ihre Pastoren. Einen gewissen Mittelkurs zwischen Freisinnigkeit und Verbindlichkeit, zwischen Anerkennung des persönlichen und gesellschaftlichen und Anzweiflung des politischen Menschen in unserm Landadel innezuhalten, war ein Eiertanz, den ich nicht alle Tage tanzen möchte. Täusch' ich mich nicht, so ist es mir aber endlich geglückt, und zwar einfach deshalb, weil diese Mischempfindung wirklich in mir lebendig ist. Die Kerle sind unausstehlich und reizend zugleich.

Ich habe neulich versäumt, Frau Gemahlin zu dem neuen Enkel zu gratulieren, bin aber doch unschuldig — erst am Abend las ich die scheinbar verspätete Anzeige in der Kreuzzeitung. Immer neue Blüten im Großvaterkranz!

In vorzüglicher Ergebenheit Th. Fontane

---

[1]) Wanderungen, Band 4. Vierte Auflage, S. 449 ff.

* * *

Das Namenverzeichnis zu diesem Band
befindet sich am Schluß des fünften Bandes.

Druck der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig.

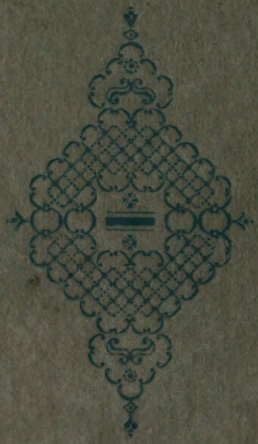
UNIVERSITY OF TORONTO
LIBRARY

Do not
remove
the card
from this
Pocket.

JUN 1 1950

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File."
Made by LIBRARY BUREAU

Author Fontane, Theodor
Title Gesammelte Werke. Zweite Reihe. Vol.4

165818

IG.
F679
1920